Wie ich mein Selbst fand.

Äußere und innere Erlebnisse

einer

Okkultistin.

Motto: Der ist das Selbst, der weiß: „ich denke"
Der ist der Denker, das Brahman.
Die Seele ist sein göttlich Werkzeug nur,
Sie lehrt ihn Wonne, die ihm sonst verborgen.
Dies Selbst erkennend geht er ein zum Glück.
(Upanischaden.)

Berlin.
C. A. Schwetschke und Sohn.
1901.

Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W.



Buddhistischer Katechismus

zur

Einführung in die Lehre des Buddha Gótamo.

Von

Subhadra Bhikschu.

Sechste Auflage.

1898. VII, 85 S. Preis 1 Mark.

Die

Bhagavad Gita.

Das Lied von der Gottheit oder die Lehre vom göttlichen Sein.

In verständlicher Form ins Deutsche übertragen und mit erläuternden Anmerkungen und ausgewählten korrespondierenden Citaten hervorragender deutscher Mystiker versehen.

Von

Dr. Franz Hartmann.

2. Auflage. XVI, 126 S. Preis 1,60 Mk.

Verlag von C. A. Schweitschke und Sohn, Berlin W.

Die Mystik

im Aufgange des neuzeitlichen Geisteslebens und ihr Verhältnis zur modernen Weltanschauung.

Von

Dr. Rudolf Steiner.

Umfang ca. 100 S. Preis ca. 2,— Mark.

Dieses Buch führt in moderner Darstellungsart in die tiefen mystischen und theosophischen Gedankenwelten des Mittelalters ein. Es will zeigen, was die zumeist so mißverstandenen Ideen Jacob Böhmes, des Meisters Eckhart, Paracelsus, Giordano Bruno's, Angelus Silesius' u. A. dem Menschen der Gegenwart sein können. Das Verhältnis dieser Geister zur modernen Naturwissenschaft und Religion wird in eindringlicher Weise zur Sprache gebracht. Keine trockene geschichtliche Betrachtung, sondern eine lebensvolle Anschauung soll vermittelt werden. Das Buch soll allen denen dienen, die nach einer Vertiefung der Welt- und Lebensauffassung suchen.

Erscheint auf Veranlassung der Theosophischen Gesellschaft.



Lichtdruck von Alb. Frisch, Berlin.

Bildnis der Verfasserin aus dem Jahre 1905.

Franziska



Jugendbildnis
der Verfasserin
aus dem Jahre 1865.



Serge und Helene von Schewitsch 1895.

Cleveland Public Library

INVOICE

Bill To:

New York Public Library
Cooperative Services Division
Stack 7 SW
11 West 40th St.
New York, NY 10018-2788

Inv. Date	Invoice No.	Terms	Ship Via
10/13/2003	4330		

Reference	Description	Time/Qty	Hourly Rate/C...	Amount
	Research Charge	0.25	60.00	15.00
	Scanning Fee $5.00 per 25 pages	11	5.00	55.00T
	Photocopies	278	0.10	27.80T

Subtotal	$97.80
Sales Tax (0.0%)	$0.00
Invoice Total	$97.80

Please return duplicate copy of invoice with payment to:

Cleveland Public Library FEIN 34-6000711
325 Superior Avenue
Cleveland, OH 44114-1271
Ph: (216) 623-2999 Fax: (216) 623-6987

Cleveland Research Center

ILL: 9652498

pd. 10/21/03
check # 3058

ILL record updated to IN PROCESS
Record 112 of 187

CRC JOW
ACS-0715

ILL pe
Record 104 of 187
CAN YOU SUPPLY ? YES NO COND FUTUREDATE
:ILL: 9652498 :Borrower: NYP :ReqDate: 20031001 :NeedBefore: 20031031
:Status: IN PROCESS 20031001 :RecDate: :RenewalReq:
:OCLC: 8073186 :Source: OCLCILL :DueDate: :NewDueDate:
:Lender: *CLE,CLE
:CALLNO: BF 1027 055 A33x
:AUTHOR: Okkultistin.
:TITLE: Wie ich mein selbst fand : èaussere und innere Erlebnisse einer Okkultistin.
:IMPRINT: Berlin : C.A. Schwetschke und Sohn, 1901.
:VERIFIED: OCLC [Format: Book]
:PATRON: DEVENEY

278 p. ✓
$99.75

:SHIP TO: New York Public Library
Cooperative Services Division
Stack 7 SW
11 West 40th St.
New York, NY 10018-2788

:BILL TO: Same
:SHIP VIA: Library Rate :MAXCOST: $100.00 :COPYRT COMPLIANCE:
:BORROWING NOTES: Patron would like a copy of the book if possible. Willing to pay charges. Our telephone # is 212 930-0878 if you have questions. Thanks for you help.
:LENDING CHARGES: :SHIPPED: :SHIP INSURANCE:
:LENDING RESTRICTIONS:
:LENDING NOTES:
:RETURN TO:
:RETURN VIA:

Inhaltsverzeichnis.

I. Teil.

Spiritismus.

	Seite
Einleitung	1
Die erste Sitzung in St. Petersburg	3
Was ich daraus lernte	8
In Amerika bei Mrs. Fox	14
Psychometrie und meine Erfahrungen darin	18
Das Trance-Medium Mr. Shea	25
Materialisationen bei Mrs. Stoddard Grey	28
Materialisationen bei Mrs. Sawyers	36
Luminöse oder Leuchterscheinungen bei Mrs. Sawyers	40
Persönliche Eindrücke der Frau d'Espérance	44
Frau d'Espérances Brief an Staatsrat von Aksakow	50
Colonel H. Olcotts Berichte über Gewichtsabnahmen von Medien	55
Direkte Schrift in verschlossenen Tafeln	60
Bei dem Astrologen St. Léon	64
Ahnungen: Die Kapitänsfrau	67
Warnung vor Todesgefahr	69
Anmeldungen von Sterbefällen in meiner Familie	70
Wahrträume	72
Doppelgängerei	74
Besonders bemerkenswerter Fall von Hellsehen	77
Interessante Entwicklung einer Gabe für automatische Schrift	79
Spiritistische Theorie	82

II. Teil.

Theosophie.

Seite

Bekanntschaft mit Helena Petrowna Blawatzky 86
New Yorker Leben der merkwürdigen Frau 88
Colonel H. S. Olcott und die Gründung der Theosophischen Gesellschaft 91
Ein Abend bei H. P. B. 93
Aus Frau Blawatzkys Kindheit 100
Kurze Erwähnung der Theosophischen Lehre von der Entwicklung des Menschen 103
Weitere Lebensdaten H. P. B.s 105
Einiges aus der „Entschleierten Isis" 107
Frau Blawatzky in Rußland 110
H. P. B. als Tschela (Schüler) 113
Ihre Bekanntschaft mit Colonel Olcott 116
Die Zwecke der Theosophischen Gesellschaft 118
Die sieben Grundteile des Menschen 121
Warum H. P. B. gesandt wurde 124
Aus Olcotts Tagebuchblättern 126
Olcotts erste Begegnung mit dem Meister 132
H. P. B.s gütiges Herz 136
Meine Wiederbegegnung mit Frau Blawatzky in London 137
Annie Besant 139
Was wir H. P. B. verdanken 142
Helena Petrownas Schüler 146
Gräfin Konstanze Wachtmeister und Auszüge aus ihrem Buche . . 149
Die Art der Theosophischen Arbeit 166
Die sieben Grundteile oder Prinzipien des Menschen mit ihren Ebenen oder Zuständen 170
Kama Loka oder die Astralebene 175
Devachan oder die Glückseligkeitsebene 186
Nirvana 192
Was auf der Mentalebene vor sich geht 194
Geistige Kraft 196
Gut und Böse nach dem Upanischaden 199
Spiritistische Phänomene im Lichte der Theosophie 200
Vorläufige Erwähnung der Lehre von der Reinkarnation 205
Dauer der Zeit zwischen zwei Wiederverkörperungen 213

Seite

Schnellere Wiederverkörperung von Kindern 215
Karma 218
Gedankenformen 223
Liebe 225
Der theosophische Gottesbegriff 228
Reïnkarnation 230
Mann oder Weib 231
Wunderkinder 236
Bestimmung der äußeren Umstände 239
Gestaltung der geistigen Begabung 241
Das totgeborene Kind 243
Über Selbstmord und andere gewaltsame Todesarten 246
Die Entwicklung des Menschen 253
Pflicht 257
Opfer 261
Gedankenkonzentration 265
Toleranz 267
Hilfsmittel zur Entwicklung 270
Wahl eines Führers 272
Abschied vom Leser 277

I. Teil.

Spiritismus.

Nicht für die Glücklichen im Sinne der Allgemeinheit, nicht für die Satten im Geiste ist dieses Werkchen bestimmt. — Wer mit seiner Religion, seiner Philosophie oder Weltanschauung zufrieden ist — der lege dieses Büchlein beiseite. Die Zeit für ihn ist dann noch nicht gekommen. Das Meiste darin würde ihm unverständlich, vielleicht lächerlich erscheinen. —

Wer aber mit suchender Seele, mit hungrigem Gemüt und sehnenden Augen in der Welt umher schaut nach einem Wegweiser, einem Trost, einem sicheren Halt in jeder Fährnis, in jedem Leid oder jeder Schuld im Leben, der lese! Ich glaube, ich kann ihm sicher versprechen: er wird das Gesuchte finden. —

Dies kann nicht unbescheiden von mir genannt werden, wenn es auch zuerst so klingen mag.

Es sind nicht meine Gedanken und Lehren, die ich versuche wiederzugeben. Ich hoffe nur die Möglichkeit gefunden zu haben, die herrlichen Lehren und Wahrheiten unserer großen Meister und Führer in eine leichter faßbare und Allen verständlichere Form einzukleiden, als es bisher geschehen ist. Wenn mir das gelingt — auch dafür habe ich Anderen als mir selbst dankbar zu sein.

„Il faut avoir le courage de ses opinions, — Man muß den Mut seiner Überzeugungen haben", sagen die Franzosen und sie haben recht. Aber schwer ist es. Hätte man nicht die Autorität Goethes für sich, der sagt: „Wir tappen alle an Geheimnissen und Wundern" (Gespräche mit Eckermann III 265) und an anderer Stelle (Sprüche in Prosa): „Der Mensch *muß* bei dem Glauben verharren, daß das Unbegreifliche begreiflich sei: er würde sonst nicht weiter forschen" — man würde kaum wagen, der gebildeten, oder vielleicht richtiger — der affektiert materialistischen Freidenkerei, die Mode ist, offen ins Gesicht zu sagen: ich habe es *anders* erfahren, ich habe Zeichen und Wunder geschaut und Menschen in Nah' und Fern kennen gelernt, die bedeutender waren, als euresgleichen und die dennoch an das glaubten und für das lebten, was eure Schulweisheit leugnet, weil sie es nicht kennt.

Es kann meine Absicht nicht sein, den Versuch zu machen, eingehende Erörterungen und Vergleiche anzustellen zwischen den verschiedenen Philosophien und Religionen des Abend- und Morgenlandes; das haben Berufenere gethan. Es giebt für die sich unseren Fragen Zuneigenden populär gehaltene, wie streng wissenschaftliche Werke, aus denen sie alles in dieses Fach schlagende schöpfen können. Ich will nur einfach und ohne Ausschmückung erzählen, wie ich selbst in die jetzt weit verbreitete Bewegung des Spiritismus und der Theosophie hineinkam, was ich darin erlebte, und welch' originelle und interessante Menschen ich darin kennen lernte. Indem ich dies thue, gebe ich mich auch durchaus nicht der Illusion hin, daß ich durch meine Erzählung einen ungläubigen Saulus zu einem gläubigen Paulus bekehren werde — denn gerade in diesen Fragen hilft einem *nur* die eigene Erfahrung. Die des *anderen* wird immer mitleidig bespöttelt und verlacht, da für jeden Klugen in der Welt, der andere immer der *Dumme* ist. — Ich weiß, daß ich mich für die größere Hälfte der Menschheit mit diesen

Bekenntnissen zum „Dummen" stemple, entweder zu dem „von Natur Blödsinnigen" oder zu dem „durch schlaue Gaukeleien armselig Düpierten!" Gut, auch das muß ich ruhig über mich ergehen lassen und gestehen, daß es mich sogar nicht im mindesten beschämt.

Ich will zufrieden sein, wenn meine Aufzeichnungen einer oder der anderen gleichgestimmten Seele zu freudvollem Gruße dient oder gar einem auf dem Scheideweg Stehenden den rechten Weg weist. — Voran schicken will ich, daß meine Geschichte, wie alles in der Welt, eine Entwicklung vom Kindlichen zum Reiferen durchmacht; daß ich bitte, nicht gleich die Geduld zu verlieren vor lauter spöttischem Achselzucken, wenn sich die ersten Anfänge wie Baby-Lallen anlassen. Aus dem Baby wird ein Mann — man muß nur seinem Wachstum ein bischen nachsichtig zuschauen.

Die erste Sitzung in St. Petersburg.

Es war im Jahre 1876 in Petersburg, als ich zuerst dem Geheimnisvollen, der „Nachtseite" der Menschennatur näher trat. Bis dahin hatte ich, durchaus in den modernen, materialistischen, freidenkerischen Prinzipien erzogen, in dem Gelehrtenkreise Münchens groß geworden, über alles derartige gelacht und mich ebenso weise erhaben darüber gewähnt, wie die meisten Leute, die, weil sie Büchner, Carl Vogt, Moleschott und Darwin gelesen haben, glauben, bis ans Ende aller Erkenntnis gekommen zu sein.

Jene „Klugen" ignorieren aber wissentlich die Thatsache, oder erlauben sich mit mitleidigem Achselzucken über dieselbe hinweg zu sehen, daß es gleich große Gelehrte wie die genannten Materialisten giebt: Zöllner, Crookes, Wallace und so viele andere, die trotz ihrer Wissenschaft, oder vielleicht gerade durch

dieselbe, bei ihren Untersuchungen auf mystischem Gebiete zu einer neuen Weltanschauung und zur Überzeugung gelangt sind, nicht alle Kräfte, die um uns und in uns wirken, gekannt zu haben und mit den zur Verfügung stehenden, wissenschaftlichen Mitteln ergründen zu können.

In solchem Wahn lebte ich ebenfalls dahin.

Damals fielen mir die Schriften Allan Kardecs in die Hände; — doch natürlich, ich, die „wissenschaftlich" Erzogene, lächelte darüber und begriff nicht, wie „gebildete" Menschen derlei ernst nehmen konnten, obgleich es Männer, die mir sonst durch ihren Geist und ihr Wissen imponierten, gewesen, die mir die Bücher gebracht hatten, um mein Interesse an dieser neuen Weltanschauung zu erwecken. Einen tieferen Eindruck machten auf mich die Werke von Louis Jacoliot, namentlich sein so überaus interessantes: „Le spiritisme dans le monde." Sie führten mich in das Wunderland Indien, mit seinen Fakiren und „Weisen", und ich begann mich für diese mysteriösen Dinge zu interessieren, die denn doch — wie es schien — sehr bedeutende Leute ernsthaft beschäftigten.

Das so erwachende Interesse wurde noch verstärkt durch meine Begegnung mit Graf S., den mir mein späterer Gatte als einen seiner geistvollsten und originellsten Freunde vorstellte. Graf S. war der Sohn eines sehr beliebten russischen Schriftstellers. Er hatte in Heidelberg studiert, also eine durchaus deutsche Bildung genossen und fesselte durch seine Kenntnis aller denkbaren Literatturen, Sprachen und Gebräuche.

Gleich den ersten Abend unserer Bekanntschaft sagte der Graf — mitten in einem Gespräch über Litteratur und Kunst: „Wissen Sie, daß Sie ein ein sehr gutes Medium sein müssen?"

Ich lachte ungläubig und antwortete, daß ich derlei spiritistischen Unsinn für unmöglich halte. Er ließ sich nicht beirren und meinte ruhig: „Wenn ich morgen nicht nach Deutschland fahren müßte, wollte ich Sie schon überzeugen — vom

Spiritismus überhaupt und wahrscheinlich auch von Ihrer eigenen mediumistischen Kraft."

Wir wurden von unserem Thema durch andere Gespräche abgezogen. An jenem Abende verblieb es bei diesen wenigen Worten.

Am nächsten Tage saß ich allein zu Hause und las. Es war im Frühsommer, zur Zeit der sogenannten weißen Nächte, wo die Sonne dort im Norden nicht untergeht und da es erst neun Uhr abends war, so lag mein großer dreifenstriger Salon noch in vollstem Tageslicht. Da wurde mir mein jetziger Gatte gemeldet. Er trat mit den Worten ein: „Darf Graf S. sich erlauben bei Ihnen eine Séance einzurichten? Er hat seine Reise aufgeschoben und ich weiß, die Sache wird Sie amüsieren — wenn auch nur um über den Grafen zu lachen." Natürlich gab ich hocherfreut meine Einwilligung, und da Graf S. gar keine Vorbereitungen zum „Mysteriösen" verlangte, so wurde nur ein großer, runder Mitteltisch abgeräumt und die weißen Vorhänge an den Fenstern heruntergelassen, damit nicht unberufene Neugierde uns beobachten könne.

Wir setzten uns in die nötige Position, d. h. legten die Hände auf den Tisch und warteten. Anwesend waren sieben Personen: Mein Mann, Graf S., ich und noch einige Herren, welche mit meiner Erlaubnis von den beiden Genannten eingeführt wurden, da wir „Verstärkung der Kraft" brauchten, und sie, als ebenfalls Ungläubige, sich über des Grafen „Hocus-Pocus" amüsieren wollten.

Diese Herren waren mir fremd; sie wußten durch ihre beiden Freunde nichts von mir als, daß sie bei einer „interessanten Ausländerin" den Abend zubringen und spiritistischen Unsinn mitmachen sollten. Sie kannten demnach von meinen Lebensschicksalen nichts, als was alle Welt davon wußte.

Es überkam mich bald eine ernstere Stimmung. Ich dachte: wenn es möglich ist, daß die Identität eines Verstorbenen

sich uns in irgend einer Weise kundgiebt, und wenn unser Wille dazu Zwingendes thun kann, so will ich, daß sich mir das Überlebende von einer Persönlichkeit, die eine schicksalsschwere Rolle in meinem Leben gespielt hatte, offenbare.

Ich spannte meine ganze Kraft an, um diesen Willen festzuhalten, konzentrierte so zu sagen mein ganzes Sein auf diesen Wunsch.

Sehr bald, ungefähr nach zehn Minuten, hatte ich die Empfindung, als ströme ganz rasch — ich kann es nur mit dem schnellen Rieseln einer Quelle vergleichen — aus meinen Händen eine Kraft aus, von deren Dasein ich bis dahin keine Ahnung gehabt hatte, und unmittelbar darauf tönte im Tisch jenes eigentümliche Knarren und Knacken, das sich durch keine Kunst hervorbringen läßt, und das nur der kennt, der spiritistischen Sitzungen beigewohnt hat. Es folgte ein starkes Klopfen, und Graf S. frug, ob sich ein Geist manifestieren wolle? „Ja" kam die sehr bestimmte Antwort. Es wurde nun abgefragt, für wen aus der Versammlung der Geist hier sei?

Was sich jetzt ereignete, hätte allein genügt zu beweisen, daß jeder Schwindel ausgeschlossen sei: Der große, schwere, runde Tisch kam, als die Reihe mich traf, mit einer solchen Gewalt und Plötzlichkeit auf mich zu, daß er mir einen harten Stoß vor die Brust gab, in solcher Weise, daß die Herren erschrocken auffuhren und ich einen Augenblick betäubt, auf meinen Lehnsessel nach rückwärts geworfen verblieb.

Nachdem wir uns von unserem Schrecken erholt hatten, stand Graf S. auf und sagte: „Ich bin hier überflüssig. Sie, gnädige Frau, sind eine so starke Kraft, daß Sie allein genügen." Er setzte sich in der gegenüber liegenden Ecke des Zimmers rittlings auf einen Stuhl, legte die Hände auf die nun vor ihm befindliche Lehne und beteiligte sich nur noch ab und zu mit einem Wort an der Sitzung.

Bald hatte ich das Gefühl, als ob ein kühler Luftzug mich umwehe, und gleich darauf versuchten wir durch die antwortenden Klopflaute den Namen des sich meldenden Geistes zu buchstabieren. Aber kein Resultat ließ sich erzielen.

Plötzlich schoß mir der Gedanke durch den Kopf: Vielleicht soll es nicht deutsch sein? Wieder jenes ungestüme Aufmichzukommen des Tisches. — Wir frugen: „Französisch?" „„Nein."" — „Russisch?" — „„Nein."" — Zögernd sagte ich: „Englisch?" „„Ja! ja! ja!"" — Das verwirrte mich völlig.

Ich wußte, der Geist, den ich herbeizwingen wollte, konnte zwar Englisch, doch nur so viel, um in der Sprache zu lesen. Der Name, den wir erhielten, war: Randolph Ward — und mein Staunen läßt sich nicht beschreiben.

„Kennen Sie ein Wesen dieses Namens?" frug man mich. Ich nickte nur stumm mit dem Kopfe. Von diesem Geschöpf konnte niemand der Anwesenden etwas ahnen, hatte ich doch selbst beinahe seine Existenz vergessen. Es war das Kind meiner besten Freundin, ein Knabe, der mit zwölf Jahren (im Jahre 1865) ganz plötzlich gestorben war. Seine Mutter, eine Amerikanerin, deren Leben eine Kette der unerhörtesten Unglücksfälle gewesen, hatte sich, nachdem sie einige Jahre später noch ihren anderen, letzten Sohn begraben, durch Hunger getötet. — Mir war dieses schreckliche Ereignis durch andere mitgeteilt worden, da ich damals von ihr entfernt lebte.

Doch zum Verwundern ließ mir der ungestüme „Geist" keine Zeit. Er wollte sprechen, und nachdem Graf S. mir gesagt hatte: „Sie können auch innerliche, „mentale" Fragen stellen, die wir nicht hören," that ich so. Ich erhielt über den Tod meiner Freundin, jener schönen, bedeutenden Medora Ward, merkwürdige, mich tief erschütternde Mitteilungen, jedoch so intimer Natur, daß ich mich, da dieselben auch für niemand sonst von Interesse sind, nicht berechtigt fühle, sie hier wiederzugeben.

Plötzlich stockte diese Unterhaltung, von der die Anwesenden nur die Antworten hörten, und ich hatte die Empfindung, als ginge *etwas* fort. Ich kann nicht sagen, ich sah, oder hörte, oder fühlte es: ich *empfand* es einfach; und so stark war diese Empfindung, daß ich unwillkürlich frug: „Bist Du noch hier?!“ — Es erfolgte keine Antwort mehr. Auch erzielten wir an jenem Abend keine weiteren Resultate, sondern lösten unseren Zirkel sehr bald auf, nachdem Graf S. mich noch zu überreden gesucht, diese Kraft in mir auszubilden, wogegen mein jetziger Mann lebhaft protestierte, fürchtend, derartige Experimente könnten mich übernervös machen. — Ich gab daher mein Wort, nicht ohne seine Zustimmung ähnliche Versuche vorzunehmen.

Von dieser Sitzung blieb mir zwar eine recht interessante Erinnerung, auch die Überzeugung, daß ich einer großen Wahrheit, vielleicht sogar der Lösung des Menschenrätsels, näher getreten sei, aber ich hatte weiter keine Gelegenheit, mich mit der Sache zu beschäftigen, sah den Grafen S. nicht wieder und so geriet dieses Experiment in Vergessenheit, wie so vieles andere im Leben.

Was ich daraus lernte.

Die einzige Folge jenes Abends war, daß ich mir nicht mehr so weise vorkam, wenn von diesen Dingen die Rede war, daß ich nicht mehr mit überlegenem Achselzucken die Professoren Zöllner, Wallace, Crookes, die Gelehrten und Philosophen Kant, Schopenhauer, Du Prel und andere beurteilte, sondern mich fühlte, wie ein neugieriges Kind zu Weihnachten, das heimlich durchs Schlüsselloch seiner dunklen Kammer einen verstohlenen Blick in das von Licht übergossene „Aufbauzimmer“ gethan hat und von der ganzen Herrlichkeit wohl

eine leise Ahnung, aber eigentlich doch nur den einen, durchs Schlüsselloch auf das geblendete Auge gefallenen Lichtstrahl aufgefangen hat. Überzeugt war ich noch nicht. Ich zweifelte jedoch, ebenso wie an den spiritistischen Phänomenen, an meinem Unglauben. Was mir hauptsächlich zu denken gab, waren zwei Dinge:

Erstens: weshalb, wenn, wie Eduard von Hartmann erklärt (und dieser Art der Erklärung neigte ich damals am meisten zu), die ganze Manifestation einer mir selbst innewohnenden Nervenkraft entsprang, weshalb antwortete bei unserem Experimente nicht jene Identität, mit der allein ich mich beschäftigte?

Zweitens: wie erklärt sich jene geradezu grobe Kraft des Tisches, wenn ihn ein „Geist" in Bewegung setzte?

Auf diese Fragen habe ich erst später, durch eigenes Nachdenken und Experimentieren, sowie namentlich durch die Schriften der bedeutenden Männer, die sich mit übersinnlichen Dingen befassen, einigen Aufschluß erhalten. Und zwar ist gerade eine solche Thatsache nach Du Prel und Aksakow ein Beweis für die Existenz einer außerhalb des Mediums wirkenden Kraft oder Wesenheit. Aksakow bringt dafür in seinem interessanten Werke: „Animismus und Spiritismus" (Entgegnung auf Ed. v. Hartmanns „Der Spiritismus") eine große Menge Beweise. — Auf die zweite meiner Fragen, die „Grobheit" des Tisches betreffend, giebt Baron Dr. Carl Du Prel die trefflichste Antwort in seiner, in der „Sphinx" erschienenen Arbeit: „Die Gesetzmäßigkeit der intelligiblen Welt." Nachdem er erzählt, daß bei einem Experimente, welches Professor Zöllner mit dem Medium Slade anstellte, der Bettschirm durch einen elektrischen Schlag mitten entzwei gerissen wurde, wie auch dabei benutzte Schiefertafeln durchschlagen wurden, so, daß schrotkorngroße Löcher darin entstanden, sagt er: daß derartige Wirkungen gewiß nicht beabsichtigt seien, sondern dadurch ent-

ſtünden, daß die Geiſter ebenſogut ihre phyſikaliſchen Geſetze haben, wie wir.

Er fährt fort: „Die intelligible Welt," wie Kant ſie nennt, „die transſcendentale oder überſinnliche," wie wir ſie nennen, „kann keine rein immaterielle Welt, ein Geiſt kann kein rein immaterielles Weſen ſein. Die Materialität der intelligiblen Welt kann der Art ſein — und iſt es nach allen Erfahrungen — daß ſie für unſere Sinne in der Regel unwahrnehmbar bleibt, welche bekanntlich nur durch atomiſtiſche Stoffanhäufungen von ungeheurer Dichtigkeit affiziert werden können; aber ganz immateriell kann jene Welt nicht ſein. Bei aller Magie, bei allen myſtiſchen Erſcheinungen — mögen ſie von Lebenden ausgehen oder von Verſtorbenen — müſſen alſo Organe vorausgeſetzt ſein, durch welche gewirkt wird, — ein Aſtralleib, ferner ein Subſtrat, an welchem gewirkt wird, das zwar unſinnlich, aber nicht immateriell ſein kann; endlich eine geſetzmäßige Form, nach welcher gewirkt wird.

Das Subſtrat der überſinnlichen Welt kann an Materialität weit hinter dem der ſinnlichen Welt zurückſtehen und könnte doch den letzteren an Kräften überlegen ſein. Die größten Wirkungen gehen oft von den feinſten Agentien aus, z. B. bei elektriſchen Erſcheinungen, bei homöopathiſchen Verdünnungen ꝛc.

Man hält dem Mediumismus häufig die Naturgeſetze entgegen; aber gerade er ſchreibt dem Kauſalitätsgeſetze eine ausgedehntere Geltung zu als die (heutige) Naturwiſſenſchaft. Dieſe ſchneidet das von den menſchlichen Sinnen umſchriebene Weltſtück aus der Natur heraus und läßt es der Kauſalität unterworfen ſein, während doch die ganze Natur derſelben unterſteht. Schelling ſagt: „daß jede geiſtige Welt in ihrer Art ebenſo phyſiſch ſein muß, als die gegenwärtige, ſinnliche in ihrer Art auch geiſtig iſt."

Wie die Kraft nicht erſt dort anfängt, wo ihre Wirkungen ſinnlich wahrnehmbar werden, ſo hört auch die Materie nicht

dort auf, wo sie übersinnlich wird. Es giebt nur eine Natur, sie umfaßt die sinnliche wie intelligible Welt. Nur unsere Sinne ziehen den Trennungsstrich zwischen beiden Welten, er ist also nur subjektiv. Der Mediumismus offenbart uns nichts über das Verhältnis der Geister zu ihrer intelligiblen Welt; er giebt nur Gelegenheit, ihr gewissermaßen abnormes Verhältnis zu unserer sinnlichen Welt zu erfahren.

In dieser Hinsicht ist aber vorweg zu erwarten, daß die Eingriffsmöglichkeiten von jenseitigen Wesen in das Diesseits in hohem Grade beschränkt sein müssen; daß der Verkehr zwischen sogenannten Geistern und Menschen vielleicht für alle Zeiten ein höchst fragmentarischer bleiben wird. Es ist vielleicht nur eine sehr schmale Linie, auf welcher die Grenzberührung beider Welten stattfindet.

Wir können das an uns selbst wahrnehmen.

Soweit wir als Geister — was wir im tiefsten Grunde unseres Wesens schon jetzt sind — in unserer materiellen Welt wirken, sind wir sehr eingeschränkt. Nur in seltenen Ausnahmszuständen und in beschränktem Maße können wir transscendentale Physik und Psychologie treiben. Fernsehen und Fernwirken, überhaupt alle Magie, gehört zu den Ausnahmen.

„Schwierig muß es für Geister sein, in unsere sinnliche Welt von vorwiegender Materialität einzugreifen. Die Geister sind ihrer Welt angepaßt, so gut als wir der unsrigen. — Wären die Geister selbst in der transscendentalen Physik viel besser bewandert, als wir in der irdischen Physik, so eignet sich doch diese transscendentale Physik nur indirekt zum Wirken in unserer Welt; denn um in dieser zu wirken, muß man so organisiert sein, wie wir es sind."

Ferner: „Daß auch intellektuelle Mängel zur Geltung kommen, scheint bestätigt zu werden durch solche Vorgänge, die den Charakter tragen, als wären sie von den Geistern selbst nicht vorgesehen worden; manche scheinen nicht beabsichtigt

gewesen zu sein, und ihre scheinbar böswillige Tendenz ist oft nicht in Einklang zu bringen mit den sonstigen Kundgebungen des Tages. Dahin gehören vielleicht jenes elektrische Zerreißen des Bettschirmes und das Durchschlagen der Tafeln; denn, daß solche unbeabsichtigte Phänomene sich ereignen können, erscheint höchst wahrscheinlich, weil die Anwendung der transscendentalen Physik auf unserer Welt den Geistern gewissermaßen unnatürlich ist.

„Es widerstreitet demnach aller Logik, wenn die gelehrten Zweifler noch immer darauf bestehen, daß diese Experimente unter den von ihnen bestimmten Bedingungen gelingen sollen. Bedingungen lassen sich nur vorschreiben, wo die Kräfte vollständig erforscht sind, und auch der Wille des sich Manifestierenden dem Willen des Experimentators vollständig unterworfen wäre." Soweit Du Prel.

Ich finde in der ganzen mir bekannten, in dieses Fach einschlagenden Litteratur nur ein Mal eine von einem sogenannten Geist ausgehende Erklärung, die mit dieser Theorie Du Prels übereinstimmt oder vielmehr dieser recht zu geben scheint. Das ist in Aksakows vorerwähntem Werke „Animismus und Spiritismus" (II. S. 473). —

Staatsrat Aksakow erzählt von Experimenten, die er nur mit einigen Mitgliedern seiner eigenen Familie anstellte. Er selbst, seine Schwägerin und sein Stiefsohn bildeten den Kreis, wobei die beiden letzteren als Medien dienten.

Die Sitzungen wurden angestellt einzig zur eigenen Überzeugung. Das erzielte Experiment ist hier Nebensache; ich will es nicht im Detail mitteilen, da es sich von tausend ähnlichen nicht unterscheidet, und einfach darin bestand, daß der sich manifestierende Geist verschiedene Zahlen von Münzen und die Zeit auf einer Uhr ablas, ohne daß weder Aksakow noch die Medien die in Frage stehenden Gegenstände sahen oder kannten, so, daß Gedankenlesen oder das „Unbewußte" eines

der Beisitzenden nichts damit zu thun haben konnte. Aksakow erzählt, daß er infolge dieser Experimente den Geist frug: In Bezug auf unsere Experimente mit den Münzen habe ich zwei Fragen an Dich zu stellen: 1. „Du sagtest, daß Du sie durch Dich selbst sähest, daß Du Dein eigenes Gesichtsorgan hättest; nichtsdestoweniger muß man aus unseren Experimenten schließen, daß Du Dich in der Abhängigkeit von gewissen Bedingungen unsererseits befindest?“ und

2. „welches sind diese Bedingungen?“ —

Antwort des Geistes auf die erste Frage: „Ich sagte, daß ich selbst sähe; ich sagte: es ist ein Ding für mich zu sehen, ein anderes Ding zu sehen, um euch davon Bericht abzustatten; unsere Wahrnehmungen, mit Einschluß derjenigen des Gesichtes, sind selbständig und unabhängig von den Medien, aber dafür sind sie qualitativ verschieden von den eurigen. Um euch aber davon Mitteilung zu machen, ist eine gewisse Assimilation oder Gemeinschaft notwendig.“ —

Auf die zweite Frage antworte ich: „Die Sphäre meiner Aktivität im Verkehr mit euch ist sicher beschränkt. Stellt euch vor, daß ich in äußeren Verkehr mit euch treten will; das beste Mittel ist, sich des Mediums zu bedienen; um dasselbe befindet sich, so zu sagen, seine Atmosphäre, der vergeistigte Teil eines jeden; da bin ich nun schon folgerechtlich gezwungen, unter der Bedingung der Ausdehnung seiner Atmosphäre zu handeln; dann muß diese Sphäre ununterbrochen sein; sitzt nun jemand vor dem Medium, so ist da eine Peripherie.“

„Also hängst Du, um zu sehen, von mediumistischen Bedingungen ab?“

„Keineswegs. Aber was verstehst Du davon? Und wie kann ich mich Dir verständlich machen? So weit ich nach meiner Weise und für mich sehe, habe ich nichts weiter nötig. Aber sobald ich nicht nur so sehen will, wie Du siehst, nach Deiner Weise, sondern Dir auch noch Bericht davon er-

statten soll, so ist das eine andere Sache.“ Aksakow fügt hinzu: „Wie man sieht, haben die Antworten unseres geistigen Mitredners einen tiefen philosophischen Sinn. Wenn er wahrhaft der Welt der Noumena angehört, wo er die Dinge unserer Welt sieht, nicht wie sie sich uns darstellen, sondern wie sie an sich sind — so muß er sie „nach seiner Weise“ sehen; aber sobald er einmal gezwungen ist, sie „nach unserer Weise“ zu betrachten, so muß er in die Welt der Phänomene eintreten und sich den Bedingungen unserer Organisation anpassen.“ —

Diese Erklärungen sind ungemein scharfsinnig und sollten von allen beherzigt werden, die „Zirkel“ bilden wollen und hoffen, spiritistische Phänomene zu erleben.

In Amerika bei Mrs. Fox.

Nach diesen meinen ersten Erfahrungen auf dem Gebiete des Übersinnlichen vergingen Jahre, ohne daß ich weitere Einblicke in die übersinnliche Welt that. — Es fehlte mir wohl auch noch das rege Interesse dafür, da ich, wie gesagt, meinen Unglauben nicht ganz besiegt hatte. —

Damals brachte mich mein vielbewegtes, oft wirr erscheinendes Leben, — von dem ich heute, wo es ins Alter hinabebbt, einsehe, wie weise und logisch es einem großen Fortschritt entgegen geführt ward, — nach Amerika. In dem Lande, dessen junger Boden so viel Wundersames zeitigt, sollte ich der uralten okkulten Erkenntnis näher treten.

Zuerst freilich nur auf dem Wege des experimentalen Spiritismus. Zur großen, erhabenen Lehre der Theosophie noch ein weiter Weg! Aber für viele, und zwar der allerbedeutendsten meiner Freunde in der Theosophie, ist der Weg

dazu durch den Spiritismus gegangen. Namentlich für alle, die im Materialismus erzogen und befangen waren. — Ganz natürlich; denn dieser verlangt von seinen Jüngern, daß sie nur das glauben oder vielmehr anerkennen, was sie mit den Sinnen fassen können. Die theosophische Philosophie allein würde ihnen also im Beginne ihres Studiums ebensowenig genügen, wie ihnen die christliche genügt hat, da sie anscheinend ebenfalls Ideen, Theorien, aber keine Thatsachen bietet. Der Spiritismus hingegen, von Materialisten und Forschern betrieben, liefert Thatsachen, die sich mit unseren Sinnen: Gesicht, Gehör, Gefühl und Geruch wahrnehmen und prüfen lassen. So ging auch mein Weg zur „Erkenntnis" noch eine ziemlich lange Weile durch die Experimentenreihe der mediumalen Sitzungen.

Wir, mein Gatte und ich, hatten gar nicht die Absicht, uns mit übersinnlichen Dingen in dem neuen Lande zu befassen. Alles war uns fremd, und wir hatten zuerst genug zu thun, unser Leben in die veränderten Verhältnisse einzufügen. Doch schon auf der Überfahrt führte uns das Schicksal mit einem eigenartigen Mann zusammen, den ich später meinen Freund nennen durfte. Mr. Charles Dawbarn war eine auffallende Erscheinung unter den gewöhnlichen Durchschnittsgestalten der Dampfschiffspassagiere. Ein echt englischer Typus: mittelgroß, mit starkem, grau gemischtem Haarwuchs, ebensolchem Bart und regelmäßig edlen, schönen Zügen; das Ganze durch braune, geistvolle Augen belebt. Nach kurzer Bekanntschaft erzählte er uns sein Schicksal: wie er vor zwei Jahren seine heißgeliebte Lebensgefährtin verloren, verzweifelt darüber, nirgend Trost gefunden, bis er in einer befreundeten Familie mit einer mediumal veranlagten Dame zusammengetroffen sei und seitdem in stetem Verkehr mit der Dahingegangenen lebe. Für ihn sei sie nicht mehr tot — und er wieder ein glücklicher Mann. —

Da dieser Herr ein äußerst gebildeter, ja gelehrter Mann

war, überaus fesselnder Gesellschafter und warmherziger Mensch, so interessierten uns seine Erlebnisse sehr, und wir blieben durch die Jahre unseres Amerika-Aufenthaltes eng befreundet. Durch ihn kamen wir in spiritistische Kreise und sahen zuerst alle jene Phänomene, die uns, wie jedem, der sich für dies Gebiet interessiert, wohl merkwürdig erschienen, aber keine genügende Anziehung ausübten, um uns mehr als zum Zeitvertreib damit zu beschäftigen.

Das erste Mal, daß ich wirklich frappiert von einer derartigen Sache wurde, war, als ich, auf Mr. Dawbarns Rat, meiner leidenden Gesundheit halber zu einem ihm befreundeten Medium meine Zuflucht nahm. Die Dame war eine der berühmten Schwestern Fox aus Rochester (von denen zuerst die spiritistische Bewegung ausgegangen war). Sie lebte jetzt ganz zurückgezogen in New York und übte ihre Begabung fast nur mehr im Freundeskreise aus.

Das interessante Medium empfing mich allein und führte mich in ein Zimmer, wo sie, nach Herablassen der Jalousien in gedämpftem Tageslicht in tiefe trance verfiel. (Trance ist ein durch Selbst-Suggestion hervorgerufener Schlaf.)

In diesem Schlafe sagte sie mir, daß mehrere Geister in meiner Umgebung seien, und auf meine Fragen nach deren Aussehen beschrieb sie vor allem so genau meine verstorbene Großmutter, bei der ich erzogen wurde und die eine abgöttische Liebe für mich gehegt hatte, daß ich sie erkennen mußte. Mrs. Fox nannte mir sogar deren, für Engländer sehr schwer zu sprechenden Vornamen „Wilhelmine“ und behauptete, daß diese liebe Dahingeschiedene mich immer begleite und es sich „erbeten“ habe, bis zu meinem irdischen Tode um mich zu sein.

(Eigentümlich ist an dieser Sache, daß jetzt, im Jahre 1900, also über zwanzig Jahre später, mir hier in München von zwei Hellseherinnen, die wiederum nichts von einander und

von mir wußten, genau dasselbe gesagt und dieselbe Beschreibung gemacht wurde.)

Darauf frug ich Mrs. Fox, wieso die nun seit so langer Zeit Verstorbene noch immer um mich, also „erdgebunden", sei? es kam die Antwort: „sie hat es sich erbeten, so lange bleiben zu dürfen, bis ihre geliebte Enkelin die irdischen Augen schließt." —

Aber auch diese Angabe frappierte mich damals in New-York nicht so sehr, als Folgendes: Mrs. Fox sagte mir, ich solle über meine Gesundheit Fragen stellen, da ein naher Blutsverwandter neben mir sei, der im Leben Arzt gewesen und mir Rat geben wolle. Ich dachte nach und sagte dann: „Ich habe keinen verstorbenen Verwandten, der Arzt war." — Medium: „Ich kann nur sagen, was dieser Geist mir sagt; er behauptet, Ihr allernächster Verwandter zu sein, so nahe fast, wie ein Vater."

Ich: „Das ist unmöglich. Ich habe keinen verstorbenen, verwandten Arzt."

Medium (ohne auf meine Versicherung zu hören) „Schreiben Sie jetzt auf, was der Geist sagt." —

Sie hatte mir, ehe sie in Trance fiel, Papier und Bleistift gegeben. Sie diktierte eine längere Reihe Verhaltungsmaßregeln und Verordnungen, die sich später als vortrefflich erwiesen.

Nach einiger Zeit, nachdem noch eine Beschreibung verschiedener, gleichgültigerer mich umgebender Geister erfolgt war, erwachte das Medium, und ich verabschiedete mich, im stillen sehr verwundert über diesen rätselhaften, ärztlichen Verwandten.

Wenige Tage darauf erhielt ich aus Berlin die Nachricht, daß mein Onkel, der Geheimer Medizinalrat war, und den ich im besten Wohlsein glaubte, vor einigen Monaten gestorben sei. Ich war in den letzten Jahren gänzlich mit ihm auseinander gekommen. Hinzufügen muß ich, daß von all diesen Familien-

beziehungen kein Mensch in Amerika eine Ahnung hatte. Dieses immerhin eigentümliche Erlebnis veranlaßte mich, mit regerem Interesse spiritistischen Kundgebungen näher zu treten.

Psychometrie und meine Erfahrungen darin.

Von meinem Freunde Dawbarn noch einige Zeilen:

Er kam eines Tages erregt zu mir und erzählte, er habe eine neue Gabe an sich entdeckt und bereits fleißig ausgearbeitet. Als er vor einiger Zeit mit großem Interesse Buchanans Buch über „Psychometrie" gelesen, sei er infolge davon mit dem Verfasser bekannt geworden.

Die Erklärung dessen, was seit Buchanan unter der Gabe der „Psychometrie" verstanden wird, ergiebt sich am besten durch Dr. Dawbarns Erzählung: Nachdem er mit Buchanan über die eigenartige Entdeckung desselben gesprochen, sagte dieser: Er sei überzeugt, daß jeder Mensch diese Gabe latent besitzt. Man müsse versuchen, sich völlig passiv zu machen, Geist und Gedanken in absolute Ruhe setzen und den Willen gänzlich ausschalten. In diesem Zustande der innerlichen Empfängnisfähigkeit, ohne jegliche Willensthätigkeit, solle man mit geschlossenen Augen sich z. B. einen noch nicht geöffneten Brief auf die Stirne legen.

Es wird sich dann bald, ganz allmählich, das Bild dessen vor die geistigen Augen stellen, der den Brief geschrieben, man wird des Schreibers Stimmung beim Schreiben und nach und nach seinen ganzen Charakter, wie von einem Buche, ablesen. Bei sehr großer Begabung mag sogar sein äußeres Bild sich formen. —"

Mr. Dawbarn wollte dies nicht für jeden Menschen gelten lassen und auf sich selbst deutend: „Ich z. B. würde

dies unmöglich thun können." Buchmann ergriff den ersten besten Brief von seinem Schreibtisch, legte ihn Dawbarn auf die Stirne und sich hinter ihn stellend, sagte er: Sprechen Sie nun ruhig die Empfindungen aus, die Sie erhalten."

Dawbarn sagte: „Zuerst empfinde ich nichts. (Nach einiger Zeit): Ein Unbehagen — ich kann es nicht recht in Worte fassen — ja, als ob ich mit Betrug und sogar Diebstahl zu thun hätte! — Das muß eine ganz infame Persönlichkeit sein." —

Buchanan unterbricht ihn lachend: „Sehen Sie! Sie haben völlig Recht. Es handelt sich um einen Betrug in großem Stil: man will mich um eine Farm mit ziemlich viel Ländereien betrügen, und dieser Brief ist entschieden in solcher Absicht geschrieben."

Dawbarn war aufs höchste überrascht von dieser seiner Begabung. Buchanan fuhr fort: „Beinahe interessanter ist das folgende Experiment: Der Psychometer legt sich das Fragment irgend eines Dinges, sagen wir, einen Stein, der irgend woher sein kann, auf die Stirn und wird allmählich vor seinem inneren Auge das ganze, vielleicht nicht mehr existierende Gebäude erstehen sehen, von dem der Stein ein Teilchen war, oder der Berg, von dem er genommen, wird sich vor ihm bilden — oder gar das Tier, oder der Mensch, wenn es ein Knochen, statt eines Steines, ist. Ich (Buchanan) habe auf diese Weise die ganze fossile Welt jener sogenannten vorsintflutlichen Tiere vor meinem Geiste erstehen sehen und zusammengesetzt — kurz — es ist der Erkenntnis mit dieser Gabe kaum eine Grenze gesetzt." Soweit das Bedeutungsvollste aus diesem Gespräch zwischen Buchanan und Dawbarn.

Letzterer hat mir später oft Beweise seiner geradezu verblüffenden Gabe auf diesem Gebiete gegeben. Er hatte sich hauptsächlich auf das Lesen des Charakters und der Persönlichkeit aus Briefen geübt. Ich will zwei Beispiele anführen:

Einmal, als ich bei ihm war, kam ein, uns beiden völlig unbekannter Herr, gab Mr. Dawbarn einen Brief und bat ihn zu erforschen, welchen Charakters der Schreiber desselben sei.

Dawbarn sagte ungefähr: „Der Brief ist von einer Dame — hüten Sie sich vor ihr — sie ist eine Heuchlerin, die Ihnen sehr gefährlich ist. Die Person ist außerdem Morphinistin — oder gebraucht Opium und versucht Sie in jeder Weise zu täuschen.“ Empört sprang der Herr auf, entriß Dawbarn fast den Brief und rief entrüstet: „Das ist eine Unverschämtheit! Die Dame ist meine Braut — ein höchst respektables junges Fräulein — Sie haben sich absolut in allem geirrt! — Ihre Gabe ist ein ganz gewöhnlicher Betrug!“ und damit ging er. —

Daß wir in sehr betretener, ärgerlicher Stimmung zurückblieben, versteht sich. —

Es waren fast 18 Monate vergangen, als jener Herr an Dawbarn schrieb, welcher den Mann und seine ganze Geschichte fast vergessen hatte. Der einstmals ungläubig Empörte war sehr kleinlaut, entschuldigte sich bei Mr. Dawbarn und schrieb: „Sie hatten leider in allem Recht! Ich wollte, ich hätte Ihnen geglaubt. Ich habe die Schreiberin des Briefes geheiratet und wurde ein unglücklicher Mann. Eine unverbesserliche Morphinistin, hat mich diese Frau in allem betrogen, worin man betrügen kann. — Lassen wir das. — Kurz — Sie hatten vollkommen Recht!“ —

Der zweite eigentümliche Fall, dessen ich Erwähnung thun möchte, ist:

Eine Bekannte von mir wünschte sehr die Gabe Mr. Dawbarns durch eigenen Augenschein kennen zu lernen. Ich lud sie ein, mit mir zu ihm zu gehen, und aus Spaß wollte sie ihm, wie sie sagte, einen Brief von mir übergeben, den sie zu sich steckte; es würde dann amüsant sein, meinen Charakter lesen zu hören. Sie gab Mr. Dawbarn das zusammengefaltete Papier. — Aber die gegebene Analyse stimmte durchaus nicht,

er las: „Eine Dame hat dies geschrieben, ein versteckter, unaufrichtiger Charakter, der allerlei Unerlaubtes betreibt, aber den Leuten gern Sand in die Augen streut. Eine ganz gute, opferwillige Freundin, aber dennoch eine Person, vor der man sich hüten sollte, da sie gänzlich ohne Skrupel ist, wenn es sich darum handelt, ihre eigenen Interessen zu fördern. Sie liebt es, ihren Geist mit ernsten Studien zu beschäftigen und wird immer das Positive dem Phantasievollen vorziehen." —

Wir blickten uns an — es stimmte so gar nicht auf mich. Sollte der Freund sich so irren? —

Wir sagten es ihm — öffneten das Papier und siehe! es war eine Schrift von der Dame selbst; sie hatte sich vergriffen und statt meines Briefes diese von ihr selbst geschriebenen Zeilen gegeben. Es war recht peinlich — denn das entworfene Bild erschien nichts weniger als schmeichelhaft. — Ich hatte später Ursache zu bereuen, daß ich mich nicht genauer auf die damals gehörte Charakterbeschreibung verlassen hatte; — manches Leid wäre mir erspart geblieben. —

Um im späteren Verlaufe meiner Mitteilungen nicht noch einmal auf dieses Feld zurückkehren zu müssen, will ich hier erwähnen, daß ich diese „psychometrische Begabung" in Europa sehr selten gefunden habe.

Einmal in geringerem Maße bei dem sonst sehr bedeutenden, hellsehenden Medium Maria Sp., von der ich später noch erzählen werde.

Wir legten ihr einen Stein aus den Thermen des Caracalla auf die Stirn, ohne daß sie eine Ahnung hatte, woher der Stein stammte, wie sie denn überhaupt eine nur elementar gebildete Person ist. Sie erhielt starke Schweißempfindungen, sah Wasser und beschrieb eine öde, steinige Gegend. — Das andere Mal entdeckte ich durch Zufall diese Gabe bei einem hellsehenden Medium: Fräulein Rosa St., ebenfalls in München.

Ich war mit dieser jungen Dame aus besserer Familie, die uns ihre Begabung ganz ohne pekuniären Entgelt zur Verfügung stellte, und einer Frau Baurat G. allein in meinem Salon. Ich hatte soeben von einer Freundin einen Brief erhalten, worin diese mich um Auskunft über eine Gräfin L. bat. — Ich kannte die Gräfin nicht und bat das Medium, ob sie vielleicht hellsehend etwas über sie erfahren könne.

Zur Erleichterung gab ich ihr den Brief meiner Freundin in die Hand. Sie gab sofort eine sehr gute Beschreibung dieser Freundin und sagte dann mit einer widerwilligen Grimasse: „Aber — diese Fragen sind gar nicht aus Interesse gestellt — ich fühle nur Neugierde — bin ganz voll Neugierde." — Ich war auf das höchste überrascht. „Sollten Sie," rief ich erfreut, „Psychometristin sein? — „„Ich weiß nicht, ich habe keine Ahnung, was das ist, und auch nie Ähnliches empfunden"" sagte mein Medium." „So lassen Sie uns versuchen" erwiderte ich.

Ich hatte einige Tage zuvor den Brief eines unserer ersten Gelehrten, eines weltbekannten Professors der Astronomie erhalten. Den legte ich Fräulein Rosa auf die Stirne, natürlich ohne daß sie wußte, wo der Brief herrührt. Bald begann sie: „ich sehe ein großes Zimmer mit lauter Dingen, die ich nicht kenne — da ist der Herr, der den Brief schreibt — aber er hat etwas in der Hand — es ist keine Feder — er schaut hinauf — damit — dann aber sieht er wieder in Bücher und mir scheint, er rechnet oder schreibt: Der arbeitet nur mit dem Kopf — mein Gott, wie der mit dem Kopf arbeitet, mir thut der meine weh, so stark denkt der Herr." — Sie gab nun noch an, in welcher Stimmung der Professor den Brief geschrieben; es stimmte genau. —

Von diesen Versuchen ermutigt, sagte Frau Baurat G., sie möchte auch eine Probe machen. Ich muß vorausschicken, daß die letztgenannte Dame schwere Lebensschicksale und nament-

lich den tragischen Verlust von zwei bildschönen, blühenden Töchtern zu beklagen hatte. Beide wurden ihr in folgender entsetzlichen Weise geraubt:

Die Jüngere, der Liebling der Mutter, war sechszehn Jahre alt, als sich ein, im letzten Stadium der Schwindsucht stehender Offizier in sie verliebte. Trotzdem die Ärzte ihm ganz offen seinen Tod in wenig Wochen in Aussicht gestellt hatten, hielt er bei den Eltern um das junge Mädchen an. Natürlich wies man ihn ab. Das Mädchen liebte ihn nicht, nur tiefes Mitleid mit dem Unglücklichen bewegte sie. Die Eltern, um der peinlichen Situation ein Ende zu machen, verließen mit ihrem Kinde M., wo die Sache spielte, und wollten auf einer Fuß- und Bergtour die Kleine zerstreuen. Sie waren alle gute Bergsteiger und erreichten nach neunstündiger Wanderung ein einsames Gebirgs-Gasthaus, wo sie beschlossen, einige Tage das eingetretene schlechte Wetter abzuwarten.

Als sie abends bei strömendem Regen frierend in der Wirtsstube saßen, öffnete sich die Thüre und von vier Bauern getragen, erschien der todkranke Offizier. Der Mann war in einem so entsetzlichen Zustande der Erschöpfung, daß die Empörung tiefem Mitgefühl wich, und man zuerst alles that, um den Unglücklichen in warme, trockene Kleider, die man von den Bauern leihen mußte, zu bringen. Dann sagte er lachend, er habe durch List und Bestechung in Erfahrung gebracht, wohin sich die Familie begeben und hier sei er, um zu beweisen, daß er sich trotz allem die Tochter holen würde. —

Als man den unseligen Menschen zur Ruhe gebracht hatte, beschloß die Familie, am nächsten Morgen fort zu gehen, da alle empört über das Betragen des jungen Mannes waren. Früh standen sie auf, das junge Mädchen zog sich an und ging hinaus, nach dem Frühstück zu schauen. — Als sie nach einiger Zeit nicht zurückkam, ging die Mutter nach und fand ihr blühendes, schönes Kind — eine Kugel im Herzen tot vor

der Treppe liegen. — Sich selbst hatte der unbarmherzige Freier ebenfalls erschossen. —

Der Jammer der Eltern bedarf keiner Schilderung. Der Vater verlor den Verstand und starb, ohne je wieder ganz klar im Geiste geworden zu sein. Die Mutter wandte nach Jahren ihr ganzes Interesse dem Spiritismus zu, von welchem sie eine Verbindung mit dem geliebten Kinde erhoffte.

Indessen hatte die andere, ältere Tochter geheiratet und war tief in das Innere von Ungarn gezogen. Nur kurz dauerte auch hier das Glück, dann starb diese Tochter ebenso plötzlich. Die Leiche wurde mit ungebührender Eile zur Erde bestattet, ohne die Ankunft der Mutter abzuwarten, die sofort hinreiste. — So sind auch hier — namentlich auf allerlei Aussagen der Dienstboten jener unglücklichen Tochter hin — düsteren Vermutungen die Thore geöffnet.

Beweisen ließ sich nichts — es bleibt unklar, ob sie sich selbst — ob man ihr das Leben genommen. — Die so ihrer beiden Kinder beraubte Frau wandte sich mehr und mehr der Geisterwelt zu. Sie hat hochinteressante Sitzungen mit Bastian und vielen anderen der bedeutendsten Medien mitgemacht und ist mit ihrem Liebling, der jüngeren, erschossenen Tochter oft und viel in Verbindung getreten.

Von der älteren, der sie auch im Leben nicht so nahe gestanden, scheint sie nichts gehört zu haben.

Nun waren wir beide in meinem Hause, wie erwähnt, bei einer Sitzung mit dem Medium Fräulein Rosa S. allein, und Frau Baurat sagte, sie möchte ebenfalls eine Probe auf Fräulein Rosas psychometrische Begabung hin machen. Es war während unserer Experimente dunkel im Zimmer geworden, aber das Medium sagte, da gerade sähe sie um so klarer.

Frau Baurat trat zum Fenster, suchte in ihrer Tasche und nahm ein Packetchen, welches ich bei dem unsicheren Lichte für ein Päckchen mit Haaren hielt (wie mir durch den Sinn ging:

eine Haarlocke der Lieblingstochter). Sie legte das geschlossene Couvert auf den Kopf des Mediums.

Sofort erschien ein schmerzerfüllter Ausdruck auf Fräulein Rosas Gesicht und sie sagte: „Das ist aber kein Brief — das ist ein Bild — eine Photographie — es ist ein schönes Gesicht — — — schwarzes Haar — dunkle, traurige Augen — O Gott! ist die Arme traurig — unglücklich! So gräßlich unglücklich! — bitte, nehmen Sie mir das Bild vom Kopfe — ich leide zu sehr — die ist ja zu unglücklich!“ —

Frau Baurat entfernte das Päckchen, und das Medium, plötzlich die Hände faltend, rief mit völlig veränderter Stimme: „Betet denn niemand für mich! Ich bin ganz vergessen — alles ist schwarz und qualvoll für mich. Bitte, bitte, denk' an mich und bete, bete für mich!“ — Die tief erschütterte Mutter, die bei der Beschreibung sofort ihre älteste Tochter erkannt hatte, versprach es; darauf beruhigte sich das Medium und erwachte nach kurzer Zeit aus seiner leichten trance.

Das Trance-Medium Mr. Shea.

Aber zurück zu meinen amerikanischen Erlebnissen. Im Jahre 1886 führte uns ein Bekannter einem Mr. Shea zu. Der Herr, von dem ich spreche, kannte uns nur sehr oberflächlich. Unsere gegenseitigen Interessen liefen eigentlich nur im Okkultismus zusammen. Nur über die, in das mystische Gebiet einschlagenden Dinge handelten unsere mitsammen gepflogenen Gespräche. Er hatte daher keine Kenntnis von unseren europäischen Verbindungen und Familienverhältnissen, namentlich nicht von denen meines Mannes, der in all solchen Dingen sehr verschlossen ist.

Unser Bekannter hatte uns bereits von recht interessanten,

mit Mr. Shea angestellten Experimenten berichtet. Da mir aber der Besuch des Mediums erst eine halbe Stunde vor seinem Eintreffen gemeldet wurde, so fehlte mir die Zeit, intimere Freunde einzuladen, ich mußte mich damit begnügen, einige der mit uns im selben Hotel wohnenden Personen aufzufordern, an der Séance teilzunehmen. Es waren, wie es auf Reisen zu gehen pflegt, Menschen, die nichts von uns wie wir nichts von ihnen wußten. Wir speisten am selben Tische und waren uns gegenseitig sympathisch, das war alles.

Wir setzten uns in meinem großen, durch einen Gaskronleuchter stark erhellten Salon um einen Tisch und Mr. Shea verfiel bald in trance. Er sagte allen Anwesenden, welche Art von Geistern er neben ihnen erscheinen sähe und muß die jeweiligen Verstorbenen sehr richtig beschrieben haben, da alle, (darunter sehr ungläubige Skeptiker, die nur des Amüsements wegen gekommen waren) — aufs tiefste erschüttert oder überrascht waren, je nach den betreffenden Fällen. Bei mir sagte er: „Es steht neben Ihnen ein junger Mann — blond — groß — er ist durch eine Kugel getötet: — nein — nicht der, an den Sie denken — er sagt, er sei Ihr Bruder — (ich hatte im 70er Kriege einen Bruder, der mir sehr nahe stand, verloren); auch eine Schwester steht neben Ihnen — sie ist als ein kleines Kind dahingegangen. — Sie denken nie an sie — aber sie ist oft bei Ihnen — sie hat Sie sehr lieb gehabt." — All das stimmte genau. Von dieser, als Kind gestorbenen Schwester wußte selbst mein Mann nichts, — weil ich wirklich nie an sie gedacht hatte. —

Mr. Shea wande sich dann zu meinem Manne und beschrieb den neben ihm stehenden Geist: „Ein großer Mann mit dunklem Haar und Schnurrbart, dunklen Augen — ernst — eine Miene, die auf die Gewohnheit zu befehlen deutet — er trägt eine Tracht, wie ich sie nie gesehen — einen roten Rock mit Goldschnüren — eine Mütze mit Fell und Gold — auf der Brust Sterne."

Mein Mann war überrascht; es war genau das Bild seines früh verstorbenen Vaters. Derselbe war Oberst der Gardehusaren, starb aber, als mein Mann zwei Jahre alt war. Das gegebene Bild stimmte genau mit einem Ölportrait überein, welches bei der Mutter meines Mannes hing.

Mr. Shea war ein einfacher, soeben aus Kalifornien angekommener Mann, der keine Ahnung von den Verwandten meines Mannes hatte, ebensowenig wie sonst einer der Anwesenden. Diese Beschreibung seines Vaters hätte ich nicht so genau geben können. — Nun aber kommt das wunderbarste: Mr. Shea fuhr in seinem Halbschlafe zusammen und rief: „Ein Schuß — ganz dicht bei Ihnen" (zu meinem Manne gewandt). Wir blickten uns alle erstaunt an. Das Medium fuhr fort, zu meinem Manne zu sprechen: „Es ist ein junger, sehr blonder Mann mit einem fortwährenden Lächeln auf den Zügen — großen blauen Augen — — er sagt, er habe Ihnen eine wichtige Mitteilung zu machen. Sie glauben, wie auch Ihr Freund, des jungen Mannes Bruder, er habe sich selbst erschossen — — er wünscht, Ihnen zu sagen, das sei nicht so — er hat in jener Nacht sein Gewehr geputzt, um morgens auf die Jagd zu gehen — es ist losgegangen und die Kugel drang ihm in die Stirn. Er bittet Sie, dies zu glauben und auch seinem Bruder zu sagen." — Mein Mann war wirklich ergriffen. Er hatte sofort nach der Beschreibung den jungen Herrn erkannt. Es war Graf M. aus den Ostseeprovinzen, dessen Bruder meines Gatten intimer Freund war. Der in Frage stehende jüngere Graf, in den reichsten Verhältnissen lebend, war eines Morgens erschossen in seinem Zimmer gefunden worden, die Todeswunde in der Stirne.

Trotzdem man sich diese That durch keinerlei Gründe erklären konnte, glaubte man allgemein an Selbstmord. In der Todesstunde des jungen Grafen war noch dies Eigentümliche geschehen. Der Bruder, eben jener Freund meines Mannes,

war in Petersburg und hatte den Abend mit meinem Manne in ernsten Gesprächen zugebracht. Zu Hause angelangt, war er sofort zu Bette gegangen und eingeschlafen. Gegen drei Uhr erwachte er von einem eisigen Lufthauch und einem Lichtschein, der auf sein Bett fiel. — Aufblickend, sah er an der Wand gegenüber einen lichten Kreis — in demselben deutlich seinen Bruder, ein Gewehr in der Hand und mit einer klaffenden Wunde mitten auf der Stirne. Die Erscheinung blieb ziemlich lang und wich erst, als der Erschrockene Licht machte.

Am anderen Morgen kam das Telegramm mit der Todesnachricht.

Seitdem waren über 10 Jahre vergangen. Niemand hatte mehr an die Begebenheit gedacht, und nun erzählte dieser kalifornische Bauer den richtigen Hergang und beschrieb den jungen Grafen, für den gerade dieses stete Lächeln ein charakteristisches Merkmal war. —

Wiederum jetzt, hier in München, haben die Medien, mit denen wir in Verbindung traten, dieselben Beschreibungen wiederholt. Namentlich genau die von meines Mannes Vater. Was wußten sie von jenen in Amerika gehörten Dingen? was von dem, im Rußland, vor langen Jahren verstorbenen Menschen?

Materialisationen bei Mrs. Stoddard Grey.

Ich komme nun zu einer Art der spiritistischen Sitzungen, die wohl weitaus die interessanteste und jedenfalls die überzeugendste ist, namentlich, wenn so erlebt, wie uns das Glück zu Teil wurde. Ich meine: echte Materialisationen. Wir hatten von diesen schon oft gehört, aber uns doch kein rechtes Bild davon machen können; der Sache auch nicht einmal den rechten Glauben entgegengebracht.

Eines Abends gingen wir spazieren und begegneten demselben Bekannten, der uns den Kalifornier Shea zugeführt hatte. Wir kamen auf Sitzungen und Materialisationen zu sprechen, und ich äußerte den Wunsch, einmal solchen beizuwohnen. Wir befanden uns gerade in der Nähe der Wohnung einer Mrs. Grey, von der unser Freund sagte, er hielte sie, oder vielmehr ihren Sohn, für eines der bedeutendsten Medien auf diesem Gebiet. Wir blickten auf die Uhr — es war nahe an 8 Uhr — die Anfangszeit jener Sitzungen.

Kurz entschlossen, läuteten wir an Mrs. Greys Hausthür, und die obligate kleine Negerdienerin fast aller New-Yorker Mittelstandfamilien öffnete, uns in einen Hausgang einzulassen, der sich durch nichts von den Hunderttausenden der anderen New Yorker Häuser unterschied. Ein schmaler, langer Korridor, der vorn in den bekannten banalen „Parlor" (Salon) führte, woran sich dann nach rückwärts das, in den meisten Häusern als Eßzimmer benutzte Gelaß reiht.

Bei Mrs. Grey versammelten sich im ersten die Séance-Teilnehmer, während im hinteren Zimmer das Kabinet an der inneren Hauswand stand, aus der keine Thüre führt (da die Wand schon die eigentliche Haus- oder Brandmauer bildet.) Die Eingangsthür zu diesem Zimmer befindet sich in der Nebenwand. — Ich gebe so genau die Beschreibung der Räume, um jenen bekannten Entgegnungen den Boden zu nehmen, hinter dem Kabinet könne eine Thür verborgen sein, u. s. w. Auch im Fußboden ist keine Fallthüre anzubringen. Erstens würden die Besitzer der Häuser sich das verbitten, da diese Medien meistens nur sehr vorübergehend zur Miete wohnen und zweitens, weil in den sogenannten„ Basements" d. h. Souterraingeschossen dieser einfacheren Häuser, wie dieses eines war, andere Leute wohnten. —

Wir fanden ungefähr sechszehn bis zwanzig Menschen, die einander alle fremd waren, versammelt und wurden von Mrs Grey freundlich empfangen.

Sie war eine sympathische, elegant in eine schwarze, enganliegende Seidenrobe gekleidete Frau, mittleren Alters, die gar nichts Besonderes an sich hatte. Auch war sie, wie sie uns sagte, nicht das wirksamste Medium, sondern ihr ungefähr 18—20 jähriger Sohn.

Dieser, ein Idiot, hatte bereits als Kind so merkwürdige Erscheinungen, wie Klopflaute, Musik, materialisierte Wesenheiten hervorgerufen, ohne daß er selbst davon Notiz nahm oder dazu in aktiver Weise dazu beitrug, daß man ihn schon damals als ein Medium ersten Ranges nannte und allen nur denkbaren Prüfungen unterzog. Man hatte unter anderem einen Käfig machen lassen, der, ganz aus Eisenstäben zusammengesetzt, von allen Seiten das Innere zeigte; da hinein war er gefesselt gesetzt worden — in Trance verfallen — und alle Phänomene waren ebenso geschehen, als ob er frei, oder, im Kabinet sich befand, was, wegen der darin herrschenden Dunkelheit, für seine Nerven am zuträglichsten war.

Als wir ihn sahen, machte man keine so grausamen öffentlichen Experimente mehr mit ihm: er war ein anerkanntes Medium, ehrlich und echt. Aber er und seine Mutter hatten auch nichts dagegen, daß man sie beide strengen Untersuchungsbedindungen unterziehe. Und das thaten die Herren an jenem Abend. Sie durchsuchten genau das Kabinett und den jungen Mann, und, nachdem ihr Mißtrauen beseitigt war, begann die Sitzung in folgender Weise: der junge Grey saß im Kabinett in einem Lehnstuhl. Er verfiel stets in so tiefe Trance, daß er entweder ganz hintenüber oder in sich selbst zusammensank. Die Mutter hingegen stand außerhalb, ungefähr 5 Schritte von dem Kabinet, sowie ebenfalls fünf Schritte von den Teilnehmern entfernt, mitten in dem von uns gebildeten Halbkreis.

Die Gasflammen an dem vielarmigen Kronleuchter wurden etwas gedämpft, aber keineswegs sehr verdunkelt. Man konnte einander vollkommen gut sehen und erkennen.

Da der Kreis aus uns gänzlich Unbekannten bestand, so saß ich natürlich neben meinem Manne. Wir bildeten keine Kette der Hände. Die einzige Vorbereitung war ein leises Harmoniumspiel im vorderen Zimmer und begleitendes leises Singen von amerikanischen Hymnen.

Mrs. Grey stand regungslos auf ihrem Platze, um mehr Kraft dem Medium zuzuführen, wie sie uns erklärte. Nach ungefähr fünf Minuten schwankte sie plötzlich und taumelte auf uns beide, meinen Mann und mich zu, so, daß sie uns fast in die Arme fiel. Sie raffte sich gleich wieder auf, entschuldigte sich und kehrte an ihren Platz zurück. Doch nach wenigen Minuten wiederholte sich das selbe Taumeln gegen unseren Sitz. Darauf sagte sie: „Es ist dort bei den beiden, dem Herrn und der Dame, zu viel Kraft angesammelt, — sie ziehen die Kraft zu sich — wollen Sie die Güte haben, sich auseinander zu setzen."

Wir thaten es; doch wieder kam sie, wie mit Gewalt gezogen, gegen mich her. Da bat sie: „Will die Dame die Güte haben, sich zu mir in den Kreis zu stellen, um mir zu helfen, die Kraft zu konzentrieren?" Ich that es sofort, aufs höchste gespannt und begierig, was sich nun, da ich selbst, so zu sagen, mitwirkte, ereignen würde.

Mrs. Grey ergriff meine rechte Hand und bat mich, was auch geschehe, mich absolut ruhig zu verhalten. Ihr sei das heute Erlebte noch nie passiert, und sie könne selbst nicht wissen, was nun kommen könne.

Nach kaum einigen Minuten riefen alle Umsitzenden: „Seht! Seht!" mit leisen, gedämpften, von der Erregung über das Gesehene zitternden Stimmen. Ich blickte auf den Fleck, nach dem alle schauten, und sah, wie sich in den Falten meines Kleides, so zu sagen, aus mir heraus eine kleine, zarte Wolke bildete, zuerst nicht größer, wie ein Ball; nicht leuchtend, sondern ungefähr wie der zarte Rauch einer Cigarette. Schnell wurde

sie größer, ballte sich dichter zusammen und erschien mehr wie der Dampf in einer Waschküche, doch in einer bestimmten und zwar säulenähnlichen Form.

Ich blickte natürlich mit gespannter Aufmerksamkeit hin, hatte durchaus kein ängstliches, sondern eher ein freudiges Gefühl, und empfand, als die Wolkenform fast bis an meine Kniee reichte, nun deutlich, als ob sich ganz leise zwei kleine Hände leicht, leicht an mir hinauftasteten, sich zugleich haltend, zugleich mir Kraft entziehend.

Dieses Etwas nahm Gestalt an — erst die einer verschleierten, auf den Knieen liegenden Person — dann sich aufrichtend — einer nun in gleicher Höhe mit mir stehenden, völlig menschlich erscheinenden Wesenheit. Dabei entströmte ihr ein eigentümlicher Duft, ähnlich dem Geruch in einem Treibhause. Ich habe diesen eigenartigen Duft bei allen materialisierten Erscheinungen bemerkt. Die Gestalt legte eine zarte, aber fühlbar materielle Hand auf meine Hand, (Mrs. Grey hatte mich losgelassen) und hob ihren Schleier empor. Ein schönes, an meine verstorbene Schwester Marie mahnendes Gesicht sah mich an, und versuchte mit hauchenden Tönen zu sprechen; doch konnte ich nicht verstehen, was sie sagen wollte. Ich frug: „Bist Du meine Schwester Marie?“ Ein Nicken mit dem Kopfe und abermaliger Versuch zu sprechen. Mrs. Grey meinte: „Vielleicht kommt die Kraft, zu sprechen, später.“ Die Gestalt nickte wieder und hielt mich nun ganz fest bei der Hand. Da fiel mir ein, nach ihrem Arm zu greifen — ich griff hindurch, wie man durch Dampf greifen würde. Gleich darauf löste sich die Erscheinung gerade so auf, wie sie sich gebildet, in sich selber zusammensinkend und verschwand als Wölkchen in meinen Kleidern. Wir alle waren auf das Höchste überrascht, und ich muß gleich hinzufügen, daß ich nie wieder ähnlich Interessantes erlebt oder solchem beigewohnt habe.

Die nun folgenden Materialisationen waren von anderer

Art, so, wie ich und tausende von Menschen sie öfter gesehen, wenn auch selten mit jener unbestreitbaren Echtheit wie hier bei Mrs. Grey, außer noch bei der später zu erwähnenden Mrs. Sawyers. Mein Mann wurde gebeten, zu dem jungen Grey in das Kabinett zu treten und bei ihm zu bleiben. Da ich später auch zu öfteren Malen mit dieser Rolle betraut ward, so kann ich als Augenzeuge ebenso, wie er, mitteilen, wie sich die Dinge im Kabinett abspielten.

Für gänzlich in spiritistischen Dingen Unbewanderte will ich hier noch einfügen, was unter dem „Kabinett" zu verstehen ist. Es wird aus vier nicht verstellbaren, aneindergeschraubten Wänden gebildet, die gewöhnlich aus je vier dünnen Latten bestehen: eine oben, eine unten, je eine zu beiden Seiten und diese so gebildeten Vierecke mit dunklem Stoff, in der Art einer spanischen Wand, überspannt. In der vorderen Seite befindet sich eine Öffnung, groß genug um bequem einer bis zwei Personen Eingang zu lassen, mit einem Tuch verhängt. Der innere Raum ist so geräumig, daß außer dem Stuhl für das Medium Platz für ungefähr zwei stehende Personen ist.

Der Zweck solcher Vorrichtung ist, erstens, größere Dunkelheit in diesem Raum, zweitens die Isolierung des Mediums zu erreichen, welches auf diese Weise durch Nichts zerstreut und abgezogen wird.

In dieses Kabinett also wurde damals meinem Manne und bei späteren Gelegenheiten mir selbst gestattet, einzutreten und das fest auf seinen Stuhl mit unauflöslichen Knoten gebundene Medium zu beobachten. Dicht an dessen Stuhl herantretend, legten wir ihm eine Hand auf die Schulter. Der junge, halbblödsinnige Mann lag bereits in tiefem Schlaf. Im Raum war eine bedrückende Hitze, so, daß dem Schlafenden der Schweiß in großen Tropfen von der Stirne lief; es herrschte eine Dämmerung, die noch gut gestattete alle Einzelheiten genau

zu sehen; auch hörte man jeden Laut im Kabinett von dem, was außen geschah, ebenso wie umgekehrt.

Nach einer Weile war es, als ob ein leichter, kühler Hauch über die Gesichter dahinwehte und ein leises Knistern, ähnlich dem eines elektrischen Funkens, fesselte die Aufmerksamkeit dahin, wo sofort die Bildung einer Gestalt — aber schneller als die bei mir entstandene — begann.

Als der „Geist" die Größe eines Kindes von beiläufig acht Jahren erreicht hatte, bewegte er sich zu dem Vorhang nach vorn, schlug diesen zurück und trat hinaus, stetig an Größe zunehmend. Wir draußen erblickten eine in Weiß gekleidete weibliche Figur, die von den Anwesenden, welche „Stammgäste" des Zirkels waren, als „Jeanne d'Arc" begrüßt wurde.

Ich vergaß zu erwähnen, daß bei all diesen Materialisations-Medien ein „Geist" die Führung der Sitzungen inne hat; der sogenannte „Kontrollgeist". Bei Mrs. Grey war dies ein in den Freiheitskriegen gefallener Oberst, hier „Colonel" genannt.

Er zeigte sich nie; er sprach nur mit ziemlich starker Stimme, d. h. man hörte, wie über dem Kabinett ertönend, eine Stimme, welche die erscheinenden Geister bei Namen nannte und die Personen im Zirkel bezeichnete, für welche die Geister sich materialisierten. An diesen unsichtbaren Kontrollgeist richtete man seine Bitten, ob bestimmte erwünschte Persönlichkeiten erscheinen können; kurz, er ist sozusagen der Regisseur jener Geistervorstellungen.

Meistens haben die Medien einen bis drei derartige spiritus familiares. Bei Mrs. Grey war außer dem „Colonel" noch eine zarte, feine, weibliche Gestalt, die sich sowohl zeigte, als auch sprach; sie gab sich für eine längst verstorbene junge Südländerin aus und war mir als Kontrolle des Zirkels entschieden lieber, als der barsche, alte Oberst, an den ich nie,

ohne zu lächeln, denken kann. Und lächerlich klingt ja diese ganze Seite der Sache. — Aber da jeder, der sich mit solchen Dingen beschäftigt und ihnen nahe tritt, so viel Merkwürdiges, Unverständliches und oft Komisches erlebt, so habe ich mir vorgenommen, die Begebenheiten einfach zu schildern, wie sie sich zeigten. Die theosophische Erklärung gebe ich dann später, ebenso folgerecht, wie sie mir selbst erst nachher zu teil wurde.

Nun zu „Jeanne d'Arc" zurück! Warum man diesen „Geist" so benannte, weiß ich nicht; ist auch gleichgültig, da das einzige Interessante daran die Dematerialisation, das Dahinschwinden, war. Als die „Jungfrau von Orleans" lange genug, ungefähr vier Minuten, geblieben war, den Anwesenden die Hand gereicht, freundlich zugenickt und ein trikolores Fähnlein geschwungen hatte, welches ihr früher einmal von einem Sitzungsteilnehmer geschenkt worden war, versank sie plötzlich, wie in sich selbst, bis sie, wie ein Häufchen weißen Stoffes am Boden lag, das sich dicht am Kabinett in dasselbe verschwindend auflöste. Nur noch eine, zuletzt ganz klein werdende Hand mit dem Fähnchen fuchtelte am Boden hin und her; als diese nur mehr die Größe einer Babyhand hatte, verschwand auch sie, das Fähnchen zugleich auflösend.

Die nun folgenden „Geister" erschienen in schneller Folge: bald in jene weißen Schleiergewänder gehüllt, wie die bisher beschriebenen, bald in moderne, bald in antike Trachten gekleidet, bald halbnackt, wenn es Neger oder Indianer waren. Ich führe hier gleich alle jene auf, die ich auch in später stattfindenden Sitzungen sah.

An jenem ersten Abend zeigten sich vielleicht acht bis zehn Erscheinungen. Da sie aber kein weiteres Interesse für uns persönlich hatten, so will ich auch nicht im einzelnen darüber berichten. Das viele Aufhäufen derartigen Materials trägt ja auch nicht zur Überzeugung bei, sonst müßte es nach dem Er-

scheinen der beiden Bücher: des hochbedeutenden „Animismus und Spiritismus“ Aksakows und des „Schattenland“ von Madame d'Espérance keinen einzigen Skeptiker mehr geben.

Materialisationen bei Mrs. Sawyers.

Ich komme nun zu einem anderen Medium, deren Séancen deshalb einen besonderen Reiz auf mich ausübten, weil alles dort Erscheinende so ausnehmend schön, ich möchte sagen ästhetisch wirkte. — Wir hatten von Mrs. Sawyers gehört, als von einem der interessantesten, stärksten Materialisations-Medien und begaben uns zu ihr, ebenfalls eines Abends, als wir uns bei einem Spaziergang in der Nähe ihrer Wohnung befanden.

Wir trafen eine angenehme Frau, Ende der dreißig, still, fast melancholisch, die zart und nervös aussah. Ich habe sie später genauer kennen gelernt und weiß daher, daß sie ein ängstliches, nervös-zaghaftes Wesen war, dem nichts ferner lag, als sich durch Schwindel das Leben zu verdienen. Noch möchte ich einschalten, daß alle diese Medien, von denen ich spreche, nur ein sehr mäßiges, ja fast geringes Einkommen haben. Sie können die große Anstrengung der Materialisations-Sitzungen höchstens dreimal wöchentlich ertragen, haben dann nie mehr als zwölf bis achtzehn, höchstens fünfundzwanzig Personen dabei, und da jeder einen Dollar, meistens aber nur einen halben Dollar bezahlt, so ist das für New Yorker Verhältnisse kein großer Verdienst.

Könnten sie jedoch so schwindeln oder taschenspielen, wie es nötig wäre, um **das** hervorzubringen, was sich vor den Augen von Hunderten von Zeugen hier zeigt, — so könnten und würden sie mit Leichtigkeit so viel Tausende verdienen, als sie jetzt mühselig und mit dem Odium des Namens „Medium“ beladen, an einzelnen Dollaren einnehmen.

Sie wären dann Thoren, mit ihren, meist über ihre Mediumschaft unglücklichen Familien armselig weiter zu leben, statt zu großen Eintrittspreisen Taschenspieler-Vorstellungen zu geben. Alle diese Materialisations-Medien haben mir bei näherer Bekanntschaft bitterlich geklagt, wie sehr sie unter den „Geistern" zu leiden hätten, wie schwach und elend sie diese Ausnützung ihrer Kräfte mache und wie wenig es sich „materiell" belohne. —

Mrs. Sawyer gab sich und ihr Kabinett gutwillig den strengen Untersuchungen preis, die mein Mann, ich und einige anwesende, ebenfalls ungläubig angelegte Herren, vornahmen: Sie wurde an Händen, Füßen, Taille und Hals gefesselt — so stark, daß einige der feinfühligen Amerikaner empört zu murren anfingen über diese Roheit der „Fremden", eine Lady einer solchen brutalen Behandlung auszusetzen. Aber die Skeptiker ließen sich nicht stören. Mein Mann versiegelte die Knoten mit seinem Familienwappen und blieb auch im übrigen fast die ganze Zeit im Kabinett neben dem Medium stehen, die, wie ich es auch später zu öfteren Malen beobachtet habe, sofort, sobald das Kabinett durch den Vorhang geschlossen, in tiefe „Trance" verfiel.

Gleich dieses erste Mal, als wir bei Mrs. Sawyer einer Sitzung beiwohnten, ereignete sich folgende aufregende und wunderbar schöne Scene: Ihr Kontrollgeist war ein kleines, in den Mormonenmetzeleien der fünfziger Jahre getötetes, reizendes Mädchen „Maud" genannt. Es gab an, im „Geisterland" gewachsen zu sein, aber es ziehe vor, sich für seine Freunde in den Zirkeln seines „lieben Mediums", wie es immer Mrs. Sawyer nannte, in seiner kindlichen Gestalt zu zeigen, gerade wie es war, als es getötet wurde. Ich habe den kleinen Geist, der sich zuweilen halb materialisierte, so, daß er nur zwischen den Vorhängen des Kabinetts das Köpfchen herausstreckte, zuweilen nur sprach, ohne sich zu zeigen, oft gesehen. An Mrs.

Sawyers Geburtstag und einigen anderen Festtagen von Bedeutung für Maud, kam sie vollständig materialisiert aus dem Kabinett, scherzte mit den Anwesenden, setzte sich auf den Schoß der ganz Bevorzugten, zu denen auch ich gehörte, und verschwand nur ungefähr alle zehn Minuten, um neue Kraft zu sammeln. Sie war ein süßes, reizendes Mädchen, in der Größe eines sechsjährigen Kindes mit großen, schwarzen Augen und dunklem Lockenhaar, in weiße Schleier gekleidet, wie eine kleine Märchenprinzessin.

Sie also frug an jenem ersten Abend, den wir bei „ihrem Medium" zubrachten, mit ihrer süßen, leisen Stimme: „Ist hier ein Mister Harrey S...?" Ein Herr, der dicht hinter uns saß, stand etwas erregt auf und sagte: „Ja, ich heiße so."

„Hier sind Geister, die sich Ihnen zeigen wollen." Die Portiere des Kabinetts hob sich und heraus traten drei Gestalten: zwei bis zu den Hüften nackte Männer, mit herrlichen Körpern und schönen, antiken Statuen gleichenden Köpfen; Metallreifen zierten ihre Stirnen; sie waren nur mit kurzen weißen Hosen bekleidet, die Beine wieder frei. — Daneben eine junge Frauengestalt, in weiße Gewänder gehüllt, wie die meisten Geister — aber von wunderbarer, südlicher Schönheit. — Sobald diese merkwürdige Gruppe hervorgetreten war — sie kamen ganz nahe an den Zirkel heran — bemächtigte sich eine ungeheure Aufregung des Herrn, für den sie erschienen.

Er rief zitternd: „Ist es möglich? Seid ihr es?" — Die Gestalten sprachen gar nicht; sie griffen in die Luft, wo sich ihnen alsbald Taue, viele Meter armdicker Stricke materialisierten und warfen die so erhaltenen Taue in den wunderbarsten Windungen hin und her. — Der Herr wurde immer erregter; er hielt sich an meinem Stuhl fest, bog sich weit vor, sah mit gespannter Aufmerksamkeit auf die drei Boten aus der Geisterwelt und sprach dann mit ihnen in einer uns fremden Sprache; dem Klang nach hindostanisch oder malaiisch.

Langsam ihre wundersamen Bewegungen ausführend, aber nicht in Worten erwidernd, schwanden die drei in das Kabinett zurück. — Der Herr sank wie vernichtet auf seinen Stuhl, und die kleine Maud frug: „Haben Sie verstanden, was die schönen Geister von Ihnen wollten?“ „Ja, ja!“ sagte der Herr ergriffen. Er blieb noch eine kurze Weile mit dem Kopf in den Händen sitzen und entfernte sich dann leise aus dem Zirkel, wo er anscheinend tief Bedeutungsvolles vernommen hatte. —

Nachdem nun für einige Andere allerlei mehr oder minder interessante Gestalten erschienen waren, frug „little Maud“, ob die „fremde Dame mit den goldenen Haaren“, die in der Mitte neben den beiden Herren sitze, sich eines Geistes entsinne, der im Leben Mary St. geheißen und mit der Dame von San Francisko gereist sei — die Dame sei sehr gütig zu der armen Mary gewesen, und Marys Geist möchte die Dame sprechen.“

Mit der Dame war ich gemeint, und ich erinnerte mich dieser armen Mary sehr gut. Es war eine tragische Geschichte, die ich da mit erlebt hatte vor damals fünf Jahren auf meiner Rückreise von San Francisko.

Ich hatte in meinem Wagen eine junge, sehr bleiche Dame mit einem etwas älteren Manne bemerkt, der das Mädchen väterlich behütete, ja, sie vor jedem Gespräch und der Berührung mit uns anderen bewahrte.

Plötzlich, eines Nachmittags, in der Sierra Nevada, war das junge Mädchen dem Herrn einen Augenblick entkommen, hatte sich in die Damentoilette geflüchtet und einen Moment später von der dicht daneben befindlichen Plattform des Wagens vom Zuge gestürzt, der hier in dieser bergigen Einöde glücklicherweise nicht schnell fährt.

Man hatte es sofort bemerkt; der Zug wurde zum Halten gebracht, und man hob die Unglückliche in schrecklichem Zustande auf. — Sie lebte, war besinnungslos, kam aber wieder zu sich

und bis Chicago, wo sie zu Hause war, pflegte ich sie mit dem Arzt — als solcher entpuppte sich der junge Mann — so gut es unter den obwaltenden Umständen ging. Ich erfuhr von diesem Begleiter, daß die Arme gestörten Geistes sei — aus unglücklicher Liebe. Sie litt an dem Wahn, sich töten zu müssen, um den Geliebten, den sie tot glaubte, zu erreichen.

Der Doktor hatte den Auftrag, die Unglückliche nach Hause zurückzubringen — sie zu bewachen, und nun war es ihr mit der List der Irren dennoch gelungen, ihre schreckliche That auszuführen. Sie war furchtbar zugerichtet, zerschlagen, mit gebrochenen Knochen — den Brustkasten eingedrückt — kurz jammervoll.

Aber sie faßte, sobald sie zu sich kam, eine leidenschaftliche Zuneigung zu mir, trank nur, was ich ihr gab, und wurde schließlich, in Chicago angekommen, sterbend in einen Plaid von mir gehüllt, nach Hause getragen. Diese „arme Mary" war es, die mich sprechen wollte. Von ihrer Existenz und meiner Verbindung mit ihr hatte hier niemand eine Ahnung, ja, mein eigener Mann, der damals auf jener Reise nicht bei mir war, hatte kaum eine Erinnerung an den Vorfall, an den ich selbst kaum mehr gedacht hatte.

Ich frug, ob Mary sich materialisieren könne? „Nein, dazu sei sie noch zu kurze Zeit in der Geisterwelt; sie wolle mir nur sagen, daß sie jetzt viel glücklicher sei, als hier bei uns — und daß sie mich nicht vergessen habe." Little Maud beschrieb sie mir genau — es war Marys Bild, das man mir gab.

Luminöse oder Leuchterscheinungen bei Mrs. Sawyers.

Bei Mrs. Sawyer sah ich auch zuerst jene wunderbar schönen, mit nichts zu vergleichenden „luminösen" oder leuchten-

den Erscheinungen, die jeder, der sie einmal geschaut, nie vergißt, und nach denen eine Art Sehnsucht in der Seele bleibt, wie nach dem Schönsten, was man hier auf Erden sehen kann.

Maud sagte eines Tages: „Die Geister wollen versuchen, euch die schönen Leucht-Erscheinungen zu zeigen." Jene der Anwesenden, die bereits solche gesehen hatten, gerieten in eine freudige Erregung; die Gasflammen wurden gänzlich ausgelöscht; jedes Lichtspältchen (die Sitzung fand am Tage statt) von außen auf das Sorgfältigste verhüllt und erwartungsvoll saßen wir, dieses Mal eine Kette bildend, um mehr Kraft zu geben.

Da — nach einigen Minuten, zeigte sich zuerst hoch oben, anscheinend über dem Kabinett, ein Stern, wie vom reinsten, leuchtenden Silber, d. h. von einem Fünkchen wurde er zu einem leuchtenden Nebel, dann zum Stern, vielleicht doppelt so groß, wie eine Hand. Er blieb ziemlich lange, dann verschwand er, indem er sich wieder in leuchtenden Nebel auflöste und dann in ein Fünkchen, um schließlich zu verschwinden.

Maud bat, ganz still zu sitzen, es würde wahrscheinlich mehr Kraft kommen, um ganze Figuren zu zeigen.

Wieder saßen wir ein Weilchen regungslos. Ein leuchtendes Etwas erschien, ungefähr in der Form eines ausgebreitet gehaltenen Kinderhemdchens; es nahm rapid an Größe zu und nach kurzer Zeit, vielleicht nach acht oder zehn Minuten, stand es als eine herrliche Gestalt vor uns. Wer diese leuchtenden oder Lichtgestalten nicht gesehen hat, kann sich, selbst nach Beschreibungen, kaum eine Vorstellung davon machen. Es ist das Schönste, was ich je gesehen. In dem absoluten Dunkel heben sich die herrlichen Formen weiß und glänzend, fast blendend ab — geben aber gar kein Licht ab, so, daß nichts, auch nicht in ihrer unmittelbaren Nähe, davon bestrahlt wird. Es ist ein inneres Selbstleuchten ohne jede Scheinabgabe nach außen. — Ich hatte später einmal einen Chemiker von Fach in eine

derartige Sitzung mitgenommen und ihn gebeten, genau aufzumerken und mir zu sagen, ob sich dieses Leuchten durch irgend ein in der Chemie bekanntes Mittel hervorbringen ließe. — Der gelehrte Herr stand natürlich ungläubig der ganzen Sache gegenüber.

Als das Zimmer so absolut verdunkelt wurde, daß man auch nach Minuten langer Gewöhnung die Hand vor den Augen nicht sah, sagte mein Chemiker: „Ich habe soeben ein schneeweißes Tuch hervorgezogen, das ich zu dem Zwecke mitnahm; ich kann es aber nicht sehen, es hebt sich nicht ab von der schwarzen Finsternis, die hier herrscht; ich habe auch Phosphorpräparate bei mir, um diese mit den leuchtenden Dingern zu vergleichen." —

Da erschien die glänzende Gestalt! — schön — über jede Beschreibung, langsam schwebend auf uns zukommend! — Die Leuchtwesen habe ich noch nie sprechen hören — auch Maud verstummte während ihrer Anwesenheit.

Als „es" im Verschwinden war, rieb mein Chemiker seine Phosphorpräparate, sie leuchteten, aber sie gaben auch Licht ab auf ihre nächste Umgebung, man sieht eine Art Ausstrahlung davon ausgehen. Auch ist phosphoreszierendes Leuchten von ganz anderer Farbe als die „Lichtgeister". Jenes Silberweiß läßt sich mit nichts vergleichen. Dies mußte auch der gelehrte Herr an meiner Seite zugeben.

Als ich das zweite oder dritte Mal bei Mrs. Sawyers einer Sitzung beiwohnte, war ich allein hingegangen, nur in der Absicht, Schönes zu sehen und meine Nerven zu entlasten; denn ich hatte oft die Empfindung, daß ein gewisses, schweres Gefühl durch Materialisationssitzungen von mir genommen wurde.

Wir hatten eine Kette gebildet, da nicht viele Personen anwesend waren und so viel Kraft als möglich erzeugt werden sollte. Ich kannte niemanden in dem Kreise. Little Maud sagte: „Hier ist ein Geist für die Dame mit dem goldenen

Haar" — so nannten mich die höflichen Geister immer. Gleich darauf kam eine wunderschöne Gestalt aus dem Kabinett direkt auf mich zu. Sie sprach nicht und da es ziemlich dunkel im Sitzungszimmer war, so konnte ich ihre Züge nicht sehen.

Es war ungefähr 3 Uhr Nachmittags und ein herrlicher Tag draußen. Ich teile dies mit, um das Spätere verständlicher zu machen. —

Der „Geist", der sich zu mir, der Sitzenden, niederbeugte, bemühte sich offenbar, sich zu erkennen zu geben, legte mir die Hand, die ungemein zart war, auf die Stirn und Wange und küßte mich wiederholt. Ich aber sagte bedauernd: „Ich erkenne Dich nicht! Kannst Du mir nicht ein besonderes Zeichen geben?" Da löste die Gestalt ihr Haar; es war lang bis zu den Knieen. seidenweich und dunkel; sie legte mir dieses Haar gegen die Wange und ließ es durch meine Hände gleiten. Solches Haar hatte nur meine verstorbene Freundin Medora gehabt, jene Freundin, von deren Kind ich in meiner allererſten spiritistischen Sitzung in Petersburg die ersten Beweise einer „anderen Welt" erhalten hatte.

Ich frug: „Bist Du Medora?" Ein fast ungestümes Umarmen und Küssen war die Antwort. Sie blieb noch eine ganze Weile bei mir, während andere „Geister" sich für andere Mitglieder des Zirkels materialisierten, Formen, die teils in modernen Kleidern, teils in jenen schönen, weißen Gewändern kamen, die ich entschieden bei den Erscheinungen vorzog. Als Maud erklärte, die Sitzung müsse für heute schließen, da ihr „Medium" keine Kraft mehr habe, nahm auch Medora von mir Abschied, indem sie noch einmal mit besonderer Bedeutung die Hand auf meine Hände legte.

Maud sagte, man dürfe ein wenig mehr Licht machen. Dies geschah und ich sah nun die Züge meiner Freundin deutlich und namentlich ihre charakteristische Hand, die ich im Leben besonders lieb gehabt habe. Sie schien über das Erkennen ihrer

Hand sehr erfreut und trennte sich nur ungern von mir, ins Kabinett zurückkehrend.

In dem Augenblicke, als sie zwischen dem Vorhang verschwand, öffnete jemand die Fensterläden, so, daß nun das volle Tageslicht gerade auf das Kabinett fiel. Zur selben Sekunde schlug Medora den Vorhang noch einmal zurück und zeigte sich mir einige Augenblicke lang bei voller Sonnenbeleuchtung! Ich frug schnell: „Willst Du wieder kommen?" Sie nickte. „Wenn ich mit meinem Manne komme?" Sie verschwand ohne zu antworten. Maud sagte: „Sie wird es versuchen." — Sie erschien nie wieder. Wohl hörte ich öfter Botschaften von ihr — durch alle Medien, die ich kennen lernte, hörte ich von ihr — gesehen habe ich sie nie mehr!

Ehe ich Mrs. Sawyers verlasse, muß ich noch einer Sitzung Erwähnung thun, bei welcher (wie ich übrigens öfter Gelegenheit hatte, gerade bei ihr zu sehen) das Medium mit dem materialisierten Geist und ein anderes Mal mit zwei materialisierten Formen zusammen vor dem Vorhang erschien. Mrs. Sawyers schwankend — selbst mehr wie ein Geist anzusehen — in einer traurigen, ich möchte sagen, fast unreellen Körperverfassung.

Ich erwähne dieser Thatsache hauptsächlich, um den Leser auf die sogleich folgenden Erlebnisse des Colonel Olcott und der Madame d'Espérance überzuleiten.

Persönliche Eindrücke der Frau d'Espérance.

Ich möchte noch die soeben erwähnten interessanten Mitteilungen anfügen, welche das größte der jetzt lebenden Materialisations-Medien, Madame d'Espérance giebt, von den Empfindungen und Erlebnissen, die sie selbst bei ihren Sitzungen

hatte, während welchen sich die für alle Zuschauer bedeutungsvollsten und lebensechtesten Geister gestalteten.

Frau d'Espérance ist eine Dame der Gesellschaft, welche ihre Sitzungen nur der Sache halber, nie für Geld oder öffentlich giebt. Alle jene großen Gelehrten, die sich für diese Fragen interessieren, haben mit ihr Sitzungen abgehalten und sie „über jeden Zweifel erhaben" dargestellt. Sie lebt abwechselnd in England und Schweden. In ihrem von mir erwähnten Buche „Shadowland" findet sich eine Menge wertvollen Materials. Das Interessanteste sind ihre subjektiven Empfindungen. Man erfährt hier das erste Mal, wie sich das Medium bei den „Gestaltungen" der „Geister" fühlt und wie es sich zu diesen verhält.

Zuerst erwähnt Frau d'Espérance folgende eigentümliche Thatsache: „Es war bei einer dieser Sitzungen in Christiania, daß ein Anwesender ein Stück von der Draperie, „entwendete", welche den Geist bekleidete. Später entdeckte ich, daß ein großes, viereckiges Stück Stoff von meinem Rocke fehlte, welches teils herausgeschnitten, teils herausgerissen war. Man fand, daß das „entwendete" Stück Draperie von derselben Form war, wie das an meinem Rocke fehlende; aber größer und weiß in der Farbe; das Gewebe fein und dünn, wie Mull.

Etwas Ähnliches hatte sich einmal früher in England zugetragen, als jemand die kleine Ninia um ein Stück ihrer reichen Gewänder gebeten hatte. Sie willfahrte, wie es schien, ungern, und der Grund dieses Nichtwollens wurde erklärt, als, nach der Sitzung, ich ein Loch in einem neuen Kleide, welches ich zum ersten Male angezogen hatte, fand. Da dieses beinahe schwarz ist, hatte ich diese Unannehmlichkeit mehr einer Unvorsichtigkeit seitens Ninias, als irgend einer psychologischen Ursache, zugeschrieben. Nun, da es ein zweites Mal geschah, fing ich an zu verstehen, daß es kein Zufall und daß mein Kleid oder die Gewandung der Personen in der Sitzung die Grund-

lage oder den Vorrat bildeten, aus welchen die blendenden Gewänder der „Geistergestalten" entnommen waren. Dasselbe Ding hat sich seitdem ein oder zwei Mal zugetragen; aber, wenn der Geist willig ein Stück seines Kleides hergegeben hat, ist mein Gewand der Verstümmelung entgangen."

Frau d'Espérance hatte eine eigentümliche Abneigung gegen die sich gestaltenden Geister gefaßt, die sich bis zu einer Art Angst vor ihnen steigerte. Sie ließ infolge davon ihr Kabinett zuerst ganz anders bauen, als es bis dahin Brauch gewesen; sie ließ in ihrem Kabinett Abteilungen von dünner Gaze machen, so zwar, daß sie getrennt nur so viel Platz einnahm, um gerade sitzen zu können; die „Geister" gestalteten sich in der nächsten Abteilung; so war sie im stande die Dinge zu beobachten ohne mit den Schemen in Berührung zu kommen, die ihr grauenvoll waren.

Sie sagt darüber: Die „Experimente, welche unter diesen neuen Bedingungen mit meinen guten Freunden gemacht wurden, waren von wärmstem Interesse für mich und gaben mir viel Stoff zum Denken. Ich hatte angefangen, ein Gefühl der Unbefriedigung in Bezug auf diese materialisierten Formen zu haben. Ich konnte meine eigenen Gefühle bezüglich ihrer nicht analysieren, aber ein weiteres Gefühl von Zweifel, welches noch nicht zum Gedanken geworden war, fing an, mich zu verwirren. Ich wußte kaum, wie es entstand oder woher es kam, aber ich konnte nicht davon loskommen, es verfolgte mich beständig." —

Endlich aber schien auch dies ihr zu wenig. Sie wollte selbst sehen, wie alles zuging, was sie bisher nur empfunden hatte, und wollte die Gestalten entstehen sehen, von denen man ihr stets erzählte.

Sie nahm jetzt ihren Platz außerhalb des Kabinetts dicht davor ein, so daß die im Kabinett sich bildenden Geister sie nicht berührten und an ihr vorbei in den Kreis der Zuschauer traten. Da ereignete sich folgendes (Seite 345): „Ich fühle mich eigen-

tümlich schwach und machtlos und kann nur fühlen, ohne Kraft zum Handeln zu haben. Es kam eine andere Figur, kleiner, schlanker und mit ausgestreckten Armen. Jemand erhebt sich am äußersten Ende des Kreises und kommt hervor, und die beiden liegen einander in den Armen.

Dann unartikulierte Rufe: „Anna! Oh Anna! Mein Kind! Meine Geliebte!" Dann steht jemand auf und schlingt seine Arme um die Figur; dann wechseln Schluchzen, Rufe und Segensworte ab. — Ich fühle meinen Körper hin und her schwanken, und alles wird dunkel vor meinen Augen. Ich fühle jemandens Arme um mich, obschon ich auf meinem Stuhle allein sitze. Ich fühle jemandens Herz an meiner Brust schlagen. Ich fühle, daß etwas geschieht. Niemand ist in meiner Nähe. Niemand nimmt irgend welche Notiz von mir. Alle Augen und Gedanken scheinen auf die schlanke, weiße Figur konzentriert, welche da steht mit den Armen der zwei schwarzgekleideten Frauen um sich. Es muß mein eigenes Herz sein, welches ich so deutlich schlagen fühlte. Doch diese Arme um mich? Gewiß, ich fühlte nie eine Berührung so genau. Ich fing an, mich zu wundern, wer ich sei. Bin ich die weiße Figur, oder bin ich die auf dem Stuhle? Sind das meine Hände um der alten Dame Nacken, oder sind diese meine, welche auf den Knieen vor mir liegen, wenn ich nicht die auf dem Stuhle bin?"

Gewiß, das sind meine Lippen, welche geküßt werden. Es ist mein Gesicht, welches naß ist von den Thränen, welche diese guten Frauen so reichlich vergießen! Doch, wie kann es sein? Es ist ein schreckliches Gefühl, wenn man so den Halt seiner Identität verliert. Ich sehne mich eine dieser Hände auszustrecken, welche so hilflos daliegen, und jemanden zu berühren, nur um zu wissen, ob ich es selbst bin, oder ob es nur ein Traum ist — ob „Anna" ich ist, und ich, wie es scheint, in ihrer Identität verloren bin. —

Ich fühle die zitternden Arme der alten Dame, die Küsse, die Thränen, die Segens- und Liebkosungsworte der Schwester und ich wundere mich in Todesangst und Entsetzen, wie lange es dauern kann? Wie lange werden zwei von uns da sein? Welche von uns wird es schließlich sein? Werde ich „Anna" sein, oder „Anna" ich?"

Lange war es Frau d'Espérance verleidet, den sich in das Diesseits drängenden Wesen ihr eigenes Selbst in dieser Weise aufzuopfern. Den Bitten ihrer vielen Freunde gab sie nach und auch dem Gefühle „sich der Sache schuldig zu sein", und nahm ihre Sitzungen wieder auf — bis sie endlich zur theosophischen Weltanschauung durchdrang, sich von nun an diesen Fragen und ihrer eigenen Begabung ganz anders gegenüber stellend.

Aus einer früheren Zeit aber datiert noch folgende Erzählung:

Eine der sich öfter verkörpernden Wesenheiten in Frau d'Espérancens Sitzungen war eine wunderschöne Erscheinung, die sich den Namen Yolanda beilegte. Sie zeichnete sich durch große Lebensstärke ebenso aus, wie durch ihre Schönheit. Sie brachte Blumen, ließ Pflanzen aus dem Samen vor den Augen der Anwesenden wachsen — kurz — war ein merkwürdiger Geist in jeder Beziehung.

Auf die Bitte des Zirkels hatte sie an einem Abend für Frau d'Espérance selbst eine dunkle Rose gebracht, und Frau d'Espérance fährt in ihrer Erzählung darüber folgendermaßen fort (Seite 271):

„Diese kleine Aufmerksamkeit seitens Yolandens war auch der Bemerkung wert, denn sie begünstigte mich sehr selten mit irgend einer Beachtung, schien mich eher zu ignorieren, oder meine Gegenwart im Kabinett als ein notwendiges Übel hinzunehmen. Es schien ein sonderbares Glied zwischen uns zu existieren. Ich konnte nichts thun, um ihr Erscheinen unter uns zu sichern.

„Sie kam und ging, so weit ich bemerkte, gänzlich unabhängig von meinem Willen, aber, wenn sie gekommen war, fand ich, daß sie für ihr kurzes materielles Dasein sich auf mich verließ. Ich schien nicht meine Individualität, aber meine Kraft und Gewalt der Anstrengung zu verlieren, und, obschon ich es damals nicht wußte, einen großen Theil meiner materiellen Substanz.

Ich fühlte, daß ich in irgend einer Weise verändert war, aber die Anstrengung, logisch in irgend einer mysteriösen Art zu denken, griff Yolanda an und machte sie schwach. Je kräftiger und lebhafter sie wurde, desto weniger Neigung hatte ich zu denken oder zu überlegen, aber die Macht des Gefühls wurde schmerzlich vertieft. Ich meine nicht im physischen Sinne, sondern im geistigen. — Wenn Jemand litt, fühlte ich den Schmerz. Wenn Jemand ärgerlich oder niedergeschlagen war, fühlte ich es augenblicklich. Freude oder Kummer machten sich mir auf irgend eine Art bemerkbar.

„Ich konnte nicht sagen, wer unter den versammelten Freunden leidend war, nur, daß der Schmerz existierte und auf irgend eine Weise in mir wieder hervorgebracht wurde. Manchmal verursachte mir Yolandens Herumwandern große Angst. Sie freute sich augenscheinlich ihres kurzen Aufenthaltes unter uns und war so kühn, trotz ihrer scheinbaren Schüchternheit, daß ich oft von der Furcht gequält wurde, was sie thun könnte, und hatte ein unheimliches Gefühl, daß irgend ein Unfall oder eine Unvorsichtigkeit ihrerseits auf mich selbst zurückfallen würde, obgleich ich keine klare Idee hatte, auf welche Weise.

Ich sollte es später erfahren!

Wenn je mein Angstgefühl die Form eines Gedankens annahm, entdeckte ich, daß es Yolanda immer veranlaßte, zögernd in das Kabinet zurückzukehren und manchmal mit einer kindischen Störrigkeit, welche zeigte, daß mein Gedanke eine zwingende

Macht über ihre Handlungen ausübte, und daß sie nur zu mir zurückkam, weil sie nicht anders konnte." —

Soviel aus dem interessanten Buche der Frau d'Espérance, welches ich jedem zu lesen empfehle, der sich für derlei Dinge interessiert. Über Frau d'Espérance aber möchte ich noch einen Brief bringen, der aus einer späteren Zeit als ihr Buch datiert und in der Zeitschrift von Staatsrat Dr. A. Aksakow „Psychische Studien" XXI. Jahrgang vollständig abgedruckt ist.

Ich habe hier nicht den Raum, die ganze hochinteressante Erzählung mit allen dazu gehörigen Zeugnissen wiederzugeben. Ich halte aber den Bericht für das Bedeutungsvollste, was, in dieser Weise beglaubigt, auf dem ganzen Gebiet der spiritistischen Litteratur existiert. Ich muß mich leider auf einige Auszüge beschränken.

Frau d'Espérances Brief an Staatsrat von Aksakow.

In erster Linie der an Herrn Staatsrat Aksakow gerichtete Brief der Frau d'Espérance selbst:

„Séance, gehalten zu Helsingfors den 11. Dezember 1893 im Hause des Herrn Seiling, Nr. 45, Vladimirsgarten.

„Ich war sehr müde nach meiner Nachtfahrt von St. Petersburg, empfand einen heftigen Schmerz im Nacken und hatte Kopfschmerz, was, wie man mir sagte, der Anfang eines Influenzaanfalles wäre. Ich hatte während des Tages zu schlafen versucht, aber es war mir nicht geglückt, und ich war geneigt, die Séance zu verschieben; indes erwog ich, daß, wenn ich von Influenza befallen wäre, ich nicht hoffen dürfte, mich am nächsten Tage besser zu befinden, und der folgende Tag wurde für den Beginn der Rückreise in meine Heimat Gothenburg festgesetzt, so daß ich besorgt war, das Verschieben der Séance würde die Sachlage nicht verbessern.

Es war ziemlich spät, als ich in der Wohnung des Herrn und der Frau Seiling eintraf, und alle Mitglieder des Zirkels saßen bereits auf ihren Plätzen.

Ich hatte während der Manifestationen ein ganz unerträgliches Gefühl von Mattigkeit, Schwäche und nervöser Erschöpfung, das ich der Influenza zuschrieb, die mich bedrohte, und wünschte ernstlich, die Manifestationen möchten bald endigen, damit ich zur Ruhe gelangen könnte.

Ich wurde es müde, meine Arme emporzuhalten und ließ meine Hände auf meinen Schoß niederfallen, als ich mir der Thatsache bewußt wurde, daß sie, anstatt auf meinen Knieen zu ruhen, in Berührung mit dem Stuhle kamen, auf dem ich saß. Diese Entdeckung regte mich beträchtlich auf, und ich begann nachzusinnen, ob ich denn träume.

Ich fühlte sorgfältig an meinem Kleide umher nach meinen Knieen und meinem Körper und fand, daß, während der obere Teil meines Körpers, Arme, Schultern, Brust u. s. w. wie gewöhnlich waren, eine totale Abwesenheit meiner unteren Glieder herrschte. Ich drückte meine Hände auf das, was meine Kniee gewesen sein würden, aber da war keine Substanz weiter vorhanden als mein Kleid und meine Unterröcke; dennoch hatte ich die gewöhnliche oder mehr als gewöhnliche Gesamtempfindung derselben und fühlte den Druck meiner Hände so deutlich wie unter gewöhnlichen Umständen, so daß, wäre meine Aufmerksamkeit nicht zufällig auf diese Thatsache gelenkt worden, ich wahrscheinlich diese Eigentümlichkeit nicht bemerkt haben würde.

Ich beugte mich nieder, um zu fühlen, ob meine Füße, da wären, und als ich dies that, verlor ich beinahe das Gleichgewicht. Dies erschreckte mich gar sehr, und ich fühlte, daß ich eine Gewißheit darüber erhalten müßte, ob ich mich unter einer Illusion oder in einem Traume befände; deshalb streckte ich meine Hand aus und ergriff die des Herrn Seiling, bat ihn, mir zu sagen

ob ich denn wirklich auf meinem Stuhle säße oder nicht. Ich wartete angstvoll auf seine Antwort.

Ich fühlte, wie seine Hand mich auf meinen Knieen berührte, aber er versetzte: „Nein, da sind nur Ihre Röcke!" Dies versetzte mich in noch größeren Schrecken, aber ich legte meine freie Hand auf meine Brust und fühlte mein Herz klopfen. Mir wurde ohnmächtig und übel, und ich bat um Wasser, was mir gegeben wurde; ich trank ein wenig und sogleich begann ich zu schwitzen.

Jede Minute machte mich ängstlicher, und ich war gespannt, was sich noch ereignen würde. — Ich hörte die anderen fragen, was los wäre, und vernahm, wie Herr Seiling ihnen erklärte, daß die Hälfte meines Körpers verschwunden wäre.

Mehrere baten, es möge ihnen gestattet sein, näher zu kommen und selbst zu sehen, und da ich mich erinnerte, daß Dr. Hertzberg dafür interssiert sein würde, so ersuchte ich ihn, daß er näher kommen möchte. Er tauschte seinen Platz mit Herrn Seiling, und ich hielt seine Hand beinahe die ganze Zeit nachher.

Man fragte: „Darf Herr Boldt kommen und sehen?" „Darf Herr Schoultz kommen?" — Sie kamen und berührten mich, legten ihre Hände auf den Stuhl und fühlten über meine Kleider hinweg. Meine Nervosität und Furcht vermehrten sich mit jeder Minute, so daß ich mich schrecklich unwohl fühlte.

Kapitän Toppelius untersuchte mich auch und schrie auf, als ob er einen Stoß erhalten hätte: — „Nicht die Hälfte Ihres Körpers ist übrig geblieben, ich fühle mich krank bei dem Gedanken!" Der Stoß, den er empfand, schien gewissermaßen auch mich zu berühren, und obgleich andere sehr eifrig dabei waren eine genauere Untersuchung anzustellen, so fühlte ich doch, daß ich nicht mehr ertragen könnte, und ich bat sie, mich eine kleine Weile allein zu lassen. — Jemand schlug vor, die Séance zu beschließen, aber ich war in Sorge, was sich dann mit mir

ereignen möchte, und bat sie, noch eine Weile still sitzen zu bleiben, was sie auch thaten. Ich glaube, Herr Seiling spielte eine sanfte Melodie auf dem Piano, oder irgend jemand begann sanft zu singen.

Ich ward mir kaum bewußt, ob es das eine oder das andere war, aber die Ruhe wurde wieder hergestellt, und nachdem einige Zeit verstrichen war, empfand ich, daß meine Glieder allmählich wiederkamen oder das leere Kleid wieder ausfüllten; die nervöse Furcht, die ich empfunden hatte, verschwand allmählig, bis ich am Ende einer halben Stunde, nachdem die letzte Person mich berührt hatte, soviel ich dies beurteilen konnte, mich wieder in meinem normalen Zustande befand, abgesehen von der Reaktion nach der nervösen Anstrengung, die ich erduldet hatte.

Ich trank eine Tasse Thee, und ich glaube, ich genoß auch etwas, aber ich bin dessen nicht gewiß; rasch erholte ich mich, und in einer halben Stunde oder in wenig längerer Zeit war ich im Stande, Herrn und Frau Seiling zu verlassen und mit Herrn und Frau Toppelius, bei denen ich wohnte, nach Hause zurück zu kehren. Es sind jetzt gerade drei Monate her, daß sich dieses ereignete, aber bis vor nun zwei Wochen hatten meine Nerven sich von der Anstrengung noch nicht erholt, die sie während der Séance durchmachten. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die Dematerialisation des Mediumkörpers bei jeder Séance in einem größeren oder geringeren Grade stattfindet; aber bei der in Rede stehenden Gelegenheit muß dies unregelmäßig geschehen sein, das will sagen, ein Teil meines Körpers blieb unberührt, während der übrige Teil, so viel ich dies beurteilen konnte, ganz dematerialisiert war.

Wenn sich dies jemals zuvor ereignete, so habe ich es nicht gewußt; ich kann in der That sagen, daß ich diese Entdeckung mehr dem Zufall, als irgend sonst etwas verdanke. Als sie stattfand, waren meine Hauptempfindungen die einer

starken körperlichen Ermüdung und Schwäche und einer Abneigung zu reden oder mich zu bewegen; und doch war ich zur selben Zeit wach für die Empfindungen und Gedanken eines jeden um mich, die mich stark beeinflußten.

In der Regel sind dieses die vorherrschenden Gefühle, die ich während der Séance empfinde; bei dieser Gelegenheit versetzte mir die Entdeckung einer teilweisen Dematerialisation einen Stoß; denn, als ich mich erinnerte, daß ich mich unter Fremden und Personen befand, welche über alle derartigen Phänomena unwissend waren, und wie notwendig es wäre, sich während solcher Manifestationen ruhig zu verhalten, wurde ich vielleicht unvernünftigerweise aufgeregt und nervös, um so mehr, als die Dematerialisation andauerte, was mir eine Stunde zu sein schien, obgleich ich von der wirklichen Zeit keine Kenntnis habe.

Ich konnte fühlen, daß die Aufregung unter den Mitsitzenden meine Wiederherstellung verhinderte oder wenigstens schwieriger machte.

Ich werde vielleicht einmal versuchen, weitere Beweise für dieses Phänomen zu geben, aber ich habe bis jetzt noch keinen Plan ersonnen, wie dies sowohl ohne ernste Empfindungen und Schmerzgefühle während des vorgenommenen Experimentes geschehen könnte.

Gothenburg, den 14. März 1894.

E. d'Espérance.

An diesen Brief sind eine Menge Zeugnisse und Erzählungen aller dort Versammelten, im ganzen sechszehn Personen, angeschlossen. Frau d'Espérance ist nach dieser Sitzung schwer erkrankt und hat lange Zeit alle spiritistischen Experimente aufgeben müssen.

Colonel H. Olcotts Berichte über Gewichtsabnahmen von Medien.

Von ähnlicher Körper- oder hier vielmehr Gewichtsverringerungen berichtet unser hochverehrter Colonel Olcott, Begründer und langjähriger Präsident der Theosophischen Gesellschaft. Dieser Bericht kann nicht nur als Ergänzung, sondern auch teilweise als Erklärung dieser wissenschaftlich noch so wenig erforschten Thatsachen dienen.

Ich werde später noch vieles über Colonel Olcott (wie er trotz seines eigentlichen, juristischen Berufes allgemein genannt wird) zu erzählen haben und verweise ungeduldige Leser auf den zweiten Teil meines Erinnerungswerkes. Der den „Psychischen Studien" entnommene Bericht lautet:

„Meine erste Séance mit dem Medium Compton war am Abende des 20. Januar 1874. Die Zuschauer, an Zahl ein halbes Dutzend, saßen auf Stühlen rings im Zimmer, ungefähr acht Fuß vom Kabinett entfernt. Mrs. Compton nahm ihren Sitz auf dem Stuhle innerhalb desselben ein. Die Lampe im Zimmer wurde ganz tief herunter geschraubt, und lange Zeit ereignete sich nichts Interessantes. Endlich öffnete sich der Vorhang, und die Gestalt eines Indianers erschien, redete uns an, begrüßte mich, kam aber nicht aus dem Kabinett hervor, da er das Medium für zu schwach und hinfällig erklärte, um ihm die erforderliche Kraft zu liefern.

Am folgenden Abend zeigte sich das Mädchen Kätie Brink, welches umherging, verschiedene Personen berührte und deren Hände und Wangen streichelte. In ein wallendes Gewand von weißem Muslin gekleidet, ihr Haupt von einem Schleier bedeckt, der bis auf ihre Kniee herabfiel, wie auf Sammetschuhen einhergleitend und in der Dunkelheit nur halb sichtbar, erinnerte sie mich an Goethes Braut von Korinth. —

„Denn er sieht, bei seiner Lampe Schimmer
Tritt mit weißem Schleier und Gewand
Sittsam still ein Mädchen in das Zimmer,
Um die Stirn ein schwarz und goldnes Band."

An den übrigen Zuschauern vorüber schreitend, kam sie zu mir, der ich abgesondert saß und eine Hand an die Kabinettwand gelegt hielt; während sie sanft meinen Kopf streichelte, setzte sie sich auf meine Kniee, legte einen Arm über meine Schulter und küßte mich auf meine linke Wange. Ihr Gewicht erschien kaum so groß, wie das eines Kindes von acht Jahren, aber ihren Arm fühlte ich fest auf meiner Schulter, und die Lippen, die mich küßten, waren so natürlich, wie lebende.

Nach vorheriger Verabredung trat ich ins Kabinett, während das Mädchen sich außerhalb desselben befand, und ich fand kein Medium dort; obgleich ich nicht nur jeden Winkel erforschte, sondern, um mich noch besser zu vergewissern, daß ich nicht „psychologisiert" sei, betastete ich den Stuhl, die Wände und den ganzen Raum rings umher. Es konnte hierbei nur eine Alternative geben: Entweder war der „Geist" kein Geist, sondern das Medium; oder das Medium war „transfiguriert" (verwandelt) worden nach der Weise der „Orientalischen Thaumaturgisten" (Totenbeschwörer). Ich beschloß, diese Frage endgültig zu entscheiden, bevor ich die Stadt verließ.

Am nächsten Abend, nachdem ich Mrs. Comptons Einwilligung, sich meinen Prüfungen unterwerfen zu wollen, erhalten hatte, entfernte ich ihre Ohrringe und setzte sie auf den Stuhl im Kabinett. Nun befestigte ich sie auf dem Stuhle, indem ich Zwirnfäden Nr. 50 durch ihre Ohrlöcher zog und die Enden der Fäden an die Rücklehne des Stuhles mit Siegellack ansiegelte, dem ich mein Privatsiegel aufdrückte. Hierauf befestigte ich den Stuhl mit Bindfaden und Siegellack auf eine sichere Art. —

Als das Licht, wie gewöhnlich bei diesen Séancen, vermindert und die Kabinettthüre verschlossen war, sangen wir einige Minuten kräftig, als quer durch die Öffnung über der Thüre *ein Paar Hände* von der rechten zur linken Seite schwebten und alsbald verschwanden.

Hierauf kam noch ein Paar von größerer Gestalt, und dann redete mich eine Stimme an (welche, wenn sie nicht die des seligen Daniel Webster, so doch dessen genaue Nachahmung an Tiefe, Sonorität und Tonfülle war, soviel ich mich ihrer erinnere) und gab mir völlige Instruktionen und Vorsichtsmaßregeln, wie ich weiter vorgehen solle.

Wenn ich das Kabinett beträte, während der Geist sich außerhalb befände, könne ich überall frei umherfühlen und mich überzeugen, daß das Medium nicht dort wäre, aber ich solle Sorge tragen, den Stuhl nicht wirklich zu berühren. Ich könne meine Hände so nahe als ich wünsche bringen, aber wirkliche Berührung mit ihrer Substanz würde ich zu vermeiden gebeten. Sodann solle ich wiederum über die Platte der Wagschale eine Hülle irgend welcher Art legen, damit der Geist nicht in Berührung mit dem Holze oder Metalle käme. —

Ich versprach Erfüllung und hatte bald die Befriedigung, das weißgekleidete Mädchen in der offenen Thüre zu sehen. Sie schritt hervor, bewegte sich rings umher, berührte mehrere Personen und näherte sich dann der Wage. Ich saß bereit, mit einer Hand am Gewichte und mit der anderen am Ende des Wagebalkens, und nahm, sowie sie hinaustrat, ihr Schwergewicht ohne den Verlust einer Sekunde auf. Sie zog sich alsdann in das Kabinett zurück, worauf ich bei einem Zündlichte die Zahlen ablas. Sie wog nur 77 englische Zollpfund, obgleich sie nicht die Gestalt eines Kindes hatte. —

Kann sich der Leser meine Gefühle vorstellen, als ich in der Dunkelheit dasaß, nicht weiter als anderthalb Fuß von einer sprachlosen und verschleierten Gestalt entfernt, die eine

vermeintliche Besucherin aus der anderen Welt war und einen wieder verschwindenden körperlichen Leib angenommen hatte, von dem meine Wage jetzt Kenntnis nehmen konnte, und die im nächsten Moment wieder in einen weit unwesentlicheren Dunst, als das elektrische Fluidum, zerstäubt sein würde?

Dieses war in der That ein Sichgegenüberbefinden mit den Toten oder vielmehr mit den Lebenden, welche den Tod geschmeckt hatten und in ein unsterbliches Leben eingegangen waren, wo man keinen Tod mehr kennt, und wo das Grab für die Geburtsstätte des menschlichen Geschlechtes gilt! Der Geist kam wieder heraus, und dann betrat ich das Kabinett, blickte mich sorgfältig überall um, fand aber, wie zuvor, keine Spur vom Medium. Der Stuhl war da, aber kein anwesender Körper saß auf ihm. —

Ich ersuchte hierauf das Geist-Mädchen, sich, wenn möglich, leichter zu machen, und sie betrat von neuem die Wage. Ebenso schnell, wie zuvor hatte ich den Wagebalken im Gleichgewicht, und als sie sich, wie das vorige Mal, zurückgezogen hatte, las ich die Zahl — 59 Pfund. Sie erschien noch einmal, und dieses Mal ging sie von einem der Zuschauer zum anderen, streichelte des einen Kopf, des anderen Hand, setzte sich auf Mrs. Hardys Kniee, legte ihre Hand sanft auf meinen Kopf, streichelte meine Wange und bestieg dann die Wagschalplatte für mich, um meinen letzten Prüfungsversuch zu gestatten. Dieses Mal wog sie nur 52 Pfund, obgleich vom Anfang bis zum Ende keine sichtliche Veränderung in ihrer Bekleidung oder Körperlichkeit vorgegangen war. . . . .

Nach diesem Wägen erschien Kätie nicht mehr; nachdem einige Minuten verstrichen waren, wurden wir in dem tiefen Kehlbaß des Indianischen Häuptlings angeredet, der sich an der Thüre zeigte. Ein Gespräch erfolgte in indianischer Sprache zwischen ihm und Mr. Hardy, welcher einige Jahre unter den westlichen Stämmen gelebt hatte und

die Echtheit der von dem Häuptlingsgeiste geredeten Sprache bezeugte. . . . .

Ich ging mit einer Lampe in das Kabinett und fand — das Medium genau so, wie ich es beim Beginne der Séance verlassen hatte, jeden Faden unzerrissen und jedes Siegel ungebrochen! — Sie saß da, das Haupt gegen die Wand gelehnt, ihr Fleisch blaß und kalt, wie Marmor, ihre Augäpfel unter den Lidern emporgedreht, ihre Stirn von einer Art Todesschweiß bedeckt, ohne einen Atemzug aus ihren Lungen und ohne Puls an ihren Handgelenken. — Als alle die Fäden und Siegel geprüft hatten, schnitt ich die dünnen Bande mit einer Schere durch und trug, indem ich den Stuhl an seiner Rücklehne und seinem Sitz emporhob, die kataleptische Frau an die offene Luft des Zimmers.

Sie lag auf diese Weise achtzehn Minuten lang leblos; das Leben kehrte dann allmählich in ihren Körper zurück, bis die Atmung und der Puls und die Temperatur ihrer Haut wieder normal wurden. Ich setzte sie hierauf auf die Wage: Sie wog 121 Pfund!" —

Soweit H. Olcott in seinen bedeutungsvollen Beobachtungen. — Noch will ich Professor Dr. Lodges Berichte über seine Experimente, unter streng wissenschaftlicher Kontrolle, mit Eusapia Paladino folgenden sehr beherzigenswerten Rat entnehmen (Psychische Studien, XXII Jahrgang 2 Heft): „Alle Gefahr Beschuldigungen wird vermieden werden, wenn die Sitzer nur die gemeinsame Absicht haben, Eusapia nicht als eine für falscher einen Beweis engagierte, wissenschaftliche Person zu behandeln, sondern als ein feinfühlendes Apparatstück, mit dem sie selbst eine Untersuchung anstellen.

Sie ist ein Instrument, dessen Art und Eigenheiten erlernt und richtig aufgefaßt werden müssen, sowie man die Art und Weise eines viel weniger zarten physikalischen Apparates,

der von einem geschickten Instrumentenbauer ausgestellt worden ist, studiert und zu verstehen versucht."

Direkte Schrift in verschlossenen Tafeln.

Daß ich auch schwindelhaften Materialisationssitzungen beigewohnt habe, will ich hier ebenfalls erwähnen. Aber für jeden einigermaßen Geübten, der echte Gestaltungen erlebt hat, waren diese leicht zu erkennen und wurden meist mit einer Naivetät vorgenommen, daß man sich nur wundern konnte, wie die gerührt dabei sitzenden, gläubig andächtigen Spiritisten, die natürlich ohne Untersuchung und Kritik die Dinge hinnahmen, wie sie geboten wurden, an solchem plumpen Humbug Vergnügen fanden. —

Ebenso interessant aber, wie die echten Materialisationen, war mir eine Sitzung bei einem medialen Ehepaar, dessen Namen ich leider vergessen habe.

Ein Freund hatte uns dorthin geführt. In meiner Gesellschaft befanden sich noch einige Bekannte, unter diesen meine intimste Freundin in Amerika. Sie hatte einige Jahre früher ihre einzige Tochter durch den Tod verloren. Als wir hinkamen, trafen wir bereits eine ziemliche Anzahl, ungefähr sechszehn bis zwanzig Menschen. Ein Herr unserer Gesellschaft hatte, da es sich hier um direkte Schrift handeln sollte, eine eigene doppelte Schiefertafel mitgebracht, die neu gekauft, mit Klammern versehen, nicht aus den Händen gelassen wurde. Das Medium bat, es möge jeder von uns, ohne daß ein anderer es sähe, den Namen des Geistes aufschreiben, mit dem er in Verbindung zu kommen wünsche.

Ich wußte wohl, meine Freundin würde den Namen ihres

Töchterchens schreiben. Ich selbst zögerte einen Moment, ungewiß, welchen meiner mir lieben Toten ich herbeiwünschen sollte. Es ging mir durch den Kopf, daß ich bis jetzt niemals eine Mitteilung meines vor vielen Jahren, nach fünfmonatlicher Ehe dahingeschiedenen ersten Gatten erhalten hatte.

So schrieb ich denn seinen Namen auf einen der kleinen Zettel, die bereit auf einem Tischchen lagen. Ich war dazu in eine abgelegene Ecke des Zimmers gegangen. Nun wurden wir gebeten, die Zettel eng zusammenzufalten und bei uns zu behalten. Hierauf bildeten wir, uns setzend, einen Kreis, und das Medium trat in die Mitte; machte die Runde, von einem zum anderen gehend, faßte jeden bei der linken Hand, bat, das Zettelchen mit der rechten Hand ihm auf die Stirn zu legen und, indem er der jeweiligen, in Frage stehenden Person fest in die Augen blickte, sagte er fast allen: „Ja, Sie werden eine Kommunikation erhalten."

So hatte er auch zu meiner neben mir stehenden Freundin gesprochen und trat nun zu mir. Indem er meine linke Hand erfaßte, legte er sich meine rechte, die das zusammengerollte Zettelchen festhielt, auf die Stirne, sah mir mit einem, wie abwesenden Blicke in die Augen, schüttelte dann langsam das Haupt und sagte leise:

„Nie — niemals."

„Wollen Sie damit sagen, daß ich keine Kommunikation dieses Geistes haben werde?" frug ich erstaunt.

„Nein! nie!" erwiderte er.

„Und weshalb nicht?" frug ich ganz erregt.

„Ich kann es nicht sagen — vielleicht ist er schon zu weit fort — vielleicht will er nicht — nein! nie." Und das Medium schritt zu meinem Nachbar. Nachdem er alle der Reihe nach durchgenommen hatte, bat er die Herren in unserer Begleitung, ein kleines Stückchen Griffel zwischen die Tafeln zu legen und die Tafel fest zu verschließen.

Die Herren wuschen die Tafeln noch einmal vor den Augen aller, legten den Griffel, der ungefähr einen halben Centimeter maß, hinein, schlossen, umschnürten und versiegelten die Tafeln und gaben sie dem Medium. Dieses hielt die so geschlossenen Tafeln mit seiner rechten Hand, in Sicht von uns allen, jeden der Anwesenden einige Sekunden oder Minuten, je nachdem auf die linke Schulter, und man hörte deutlich, wie der Griffel innen schnell und kritzelnd schrieb. Das Gaslicht war dabei zu voller Höhe geschraubt.

Als die Tafel auf der Schulter meiner neben mir sitzender Freundin lag, hörte ich das schnelle Gekritzel besonders stark. Bei mir schwieg der Griffel, und das Medium schüttelte traurig den Kopf.

Als der ganze Kreis abgegangen war, wurden die Tafeln von unseren Herren geöffnet, und beide Innenseiten waren eng und in den verschiedensten Handschriften beschrieben. Es war für fast jeden eine Botschaft (nur einer oder zwei hatten, so wie ich, keine Mitteilungen erhalten). Alles wurde verlesen, und jeder der Anwesenden äußerte sich ebenso überrascht, wie befriedigt. Da die Mitteilung für meine Freundin die längste und eingehendste und mit dem Namen Lolo, des Töchterchens, unterzeichnet war, so wurden ihr die Tafeln geschenkt. Sie meinte, die Schrift stimme genau mit der ihres zwölfjährigen Kindes überein, von dem sie ein Packet Briefe bei sich trug. —

Mir hatte gerade das negative Resultat dieser Sitzung einen tiefen Eindruck gemacht; ich hatte so sicher gedacht, eine Botschaft zu erhalten. Auch hat sich die Wahrheit dieses: nie! nie! bis jetzt völlig bestätigt. Aber erst jetzt, fast dreizehn Jahre nach der soeben erzählten Séance, ist mir hier in München durch ein hellsehendes Medium, Fräulein Elise B., eine Art Erklärung des Grundes dieses „Nie! nie!“ geworden.

Fräulein Elise war, als ich mit ihr experimentierte, noch ganz Anfängerin, d. h. sie stand ihrer eigenen Begabung fast

noch fremd gegenüber, wußte nicht, was sie zu sehen vermochte, was nicht. Ich hatte durch jenes andere, von mir bereits erwähnte Medium, Fräulein Rosa S., die Mitteilung erhalten, daß außer meiner Großmutter (dies erzählte ich bereits früher) immer ein junger Mann mit dunklem Haar und dunkler Hautfarbe, schwarzen Augen und sehr traurigem, ja strengem Blick und schlanker Gestalt um mich sei.

Da ich nach den Worten des New Yorker Mediums annahm, daß der Geist meines verstorbenen ersten Mannes längst weit, nach Vollendung strebend, dem Erdenkreise entschwunden sei, so dachte ich auch nicht an ihn bei dieser doch ziemlich guten Beschreibung, sondern sagte: „Diese Gestalt vermag ich nicht zu erkennen; ich weiß nicht wer es sein könnte."

Mehrere Wochen später war Fräulein Elsa B. zu einigen Versuchen bei mir. Die beiden Medien kannten sich nicht und hatten bis dahin noch niemals von einander gehört. Eine, da beide keine öffentlichen Professionsmedien sind, in einer großen Stadt sehr natürliche Sache.

Ich war in jener Zeit von tiefer, grundloser und daher mir selbst unerklärlicher Melancholie gequält und frug Fräulein Elsa, deren Eigenart im „Hellsehen durch den Krystall" besteht, ob sie vielleicht den Grund dieser Schwermut erkennen könne. — Sie sah in ihren Krystall und sagte sofort: „Ja! Sie sind beeinflußt durch einen Geist, der immer bei Ihnen ist. Ein junger, schlanker Mann, mit dunklen Augen, dunklem Haar, der mit traurigen, ja düsteren Blicken auf Sie schaut."

Frappiert durch diese gleichartige Beschreibung frug ich: „Sehen Sie doch, ob Sie ausfinden können, weshalb mich dieser Geist in besagter Weise beeinflußt."

Elsa schaute wieder in ihren Krystall, wurde ein wenig verlegen und sagte dann: „Ja, sehen kann ich's schon — aber ich weiß nicht, ob ich es sagen darf."

„Nur zu — was ist es?" rief ich gespannt.

„Es ist Eifersucht! Der junge Herr ist Ihnen sehr nahe gestanden und ist eifersüchtig, daß Sie mit einem anderen Manne so gut leben. Wenn er besonders dadurch leidet und Sie in einer Nervenverfassung sind, daß er sich Ihnen fühlbar machen kann, so quält er Sie mit seiner Stimmung."

Ich frug weiter: „Und warum hat er sich nie in einer spiritistischen Séance mir genaht oder mir eine Botschaft gesandt?"

Die Antwort kam augenblicklich, sobald Elsa in ihren Krystall schaute: „O nein! dazu ist er viel zu stolz. Er kann und will nicht von Ihnen lassen, aber da Sie ihn nicht mehr betrauern, so will er sich nicht aufdrängen mit seiner Erinnerung."

Ich frug nun: „Und sehen Sie ihn so deutlich, daß Sie ihn nach einem Bilde erkennen würden?"

„Sofort!" rief sie. „Er ist so dunklen Teints und sehr schön, mit großen, schwarzen Augen — wie ein Italiener oder so was."

Ich nahm mehrere Photographien von verschiedenen jungen Herren, unter anderen die meines so früh (1865) verstorbenen Mannes — und sofort bezeichnete Else die seine als die des Geistes, den sie sah. — —

So wurde mir das negative Resultat meiner damaligen New-Yorker Séance mit der Tafelschrift erklärt.

Bei dem Astrologen St. Léon.

Aus New Yorker Zeiten muß ich noch eines merkwürdigen Mannes Erwähnung thun, der freilich mit Spiritismus nichts zu thun haben wollte. Er bezeichnete seine Gabe oder Kunst als „Wissenschaft", die *jeder*, der sich darauf verlegte, sie zu studieren, ausüben könne.

Es war ein gewisser Mr. St. Léon, Astrolog. — Ich war durch eine Freundin auf ihn aufmerksam gemacht, eine Russin, die, eine Gelehrte, Member of the Royal Asiatic Society, London, Membre de la Société Etnéologique de Paris u. s. w., sich dem Spiritismus, wie allen in das okkulte Gebiet einschlagenden Fächern bis dahin absolut ferne gehalten hatte, dergleichen, wenn auch nicht verlachte, doch völlig skeptisch beurteilte. Sie war durch Zufall mit diesem „Professor St. Léon" bekannt geworden und hatte sich eigentlich nur zum Scherz ihr Horoskop stellen lassen.

Sie war auf das höchste frappirt von dem, was er ihr gesagt: über ihre ganze, fern im Süden Rußlands und in Petersburg sich abspielende Vergangenheit, ihr Leben in Amerika, sowie ihre Zukunft, hatte er ein Horoskop gestellt. Sie bat mich, es ebenfalls zu versuchen und hinzugehen. Einige Zeit darauf befand ich mich in der Nähe der Wohnung des Herrn und trat ein. Ich traf eine Menge des elegantesten Publikums harrend, wie im Wartezimmer eines berühmten Arztes. — Da ich mich ziemlich lange gedulden mußte, so fing ich auch mit einigen der Anwesenden ein Gespräch an und erfuhr, daß die meisten „Stammgäste" des Professors seien, d. h. daß sie nichts im Leben, sei es in Geschäften oder in ihren Familien unternähmen, ohne den Astrologen befragt zu haben und dabei bisher keine Täuschung erlitten hätten.

Nach längerem Warten wurde ich vorgelassen und fand einen großen eleganten Mann mit grauem Haar und ebensolchem Schnurrbart. Er sah mich flüchtig an und trat sofort an seinen mit Papieren bedeckten Tisch. Alle Papiere trugen die bekannten Horoskop-Schablonen aufgedruckt.

Er machte sich mit Hilfe eines Himmelsglobus an das Stellen und Berechnen des Horoskops. Er frug nach Jahr, Tag und Stunde der Geburt und berechnete sorgsam während längerer Zeit. Dann nahm er das Papier und las mir, wie

aus einem offenen Buche, mein vergangenes Leben, meinen Charakter, meine zukünftigen Schicksale davon ab. Es war einfach verblüffend. — Nicht nur die großen Schicksale, die mich betroffen — nein, jede kleinste Kleinigkeit, die ich oft selbst vergessen hatte.

Ab und zu schüttelte er ungläubig den Kopf und meinte: „Das kann doch nicht sein —" wenn er in meinem vielbewegten, wechselvollen Leben Dinge sah, die so gar nicht zu einander zu passen schienen, z. B. als er las: „ich sehe hohen, vornehmen Rang (mein Vater war Gesandter an verschiedenen Höfen) Hof- und Gesellschaftsleben — — aber daneben sehe ich die Bühne — Theater — Kunst (ich malte damals viel) Schriftstellerei" — und so schien er alles, verwundert und seinen eigenen Angaben mißtrauend, abzulesen.

Ebenso absolut richtig sah er meinen Charakter mit all seinen Schwächen, Fehlern und Vorzügen. Zu der Zeit waren unsere materiellen Verhältnisse sehr verwikelter Art: Das Vermögen meines Gatten war vom verstorbenen Zaren Alexander III. mit Beschlag belegt, und wir hatten infolge der politischen (allerdings nie gegen Rußland gerichteten) schriftstellerischen Thätigkeit meines Mannes gar keine Aussicht, diesen Zustand verändert zu sehen, noch die Hoffnung, je nach Europa zurück zu kommen. Professor St. Léon aber sagte: „Die schwerste materielle Zeit Ihres Lebens liegt hinter Ihnen. Im Verlauf von vier Jahren wird das Vermögen Ihres Mannes frei und Sie kehren nach Europa zurück." (Es ist genau so eingetroffen.)

Er sprach mir ferner von schweren Krankheiten, die mir bevorständen, so schwer, daß jeder andere dabei zu Grunde ginge: ich würde sie jedoch alle siegreich überstehen und ein hohes Alter erreichen. Auch das hat sich bis jetzt, was die schweren, von allen Ärzten als fast unüberwindlich angesehenen Krankheiten betrifft, genau bewahrheitet.

Ich hatte infolge dieses interessanten Horoskopes ein langes Gespräch mit ihm und frug, ob er nicht glaube, mediumistisch veranlagt zu sein und ob er diese Dinge nicht hellsehend erführe? Das bestritt er auf das Entschiedenste. Es sei die alte ägyptische Wissenschaft der Astrologie, die er studiert habe und betreibe und alles beruhe auf genauer, nicht zu fehlender mathematischer Berechnung, nach der Stellung der Gestirne. —

Ahnungen: Die Kapitänsfrau.

Ehe ich von meinen amerikanischen okkulten Erfahrungen Abschied nehme, muß ich noch zwei Dinge erwähnen, die mit Spiritismus nichts mehr zu thun haben, sondern in das Gebiet der Seelenthätigkeit gehören, die gewöhnlich „Ahnung" genannt werden. Beides wohlverbürgte Fälle.

Ich beschäftigte damals in meinem Hause als Näherin und sonstige Hilfe eine ältere Frau mit Namen Gericke. Sie war die Witwe eines Kapitäns zur See, Hamburgerin von Geburt und war nach dem Tode ihres Mannes, der auf der See umgekommen, als „Stewardeß" elf Jahre mit Kapitän Schwensen, der Hamburg-NewYorker Linie, auf dem Schiff „Pommerania" gefahren. Ein für sie, als echte Seemannsfrau ebenso angenehmer als einträglicher Posten. Auch hing sie sehr an dem trefflichen Kapitän und seinem Schiff, mit dem sie sich völlig verwachsen fühlte.

Auf meine Frage, warum sie nicht mehr als Stewardeß fahre, erzählte sie mir folgendes:

„Sie werden mich auslachen — es ist auch sonderbar — aber absolut und wahrhaftig wahr! Ich bin jetzt eine alte Frau und habe in meinem ganzen, langen Leben nie etwas Wunderbares oder Übernatürliches durchgemacht. Meine Kinder

hatte ich in Hamburg, Sohn und Tochter, und auch mein kleines Häuschen, wo ich 'reingezogen war, als ich meinen Mann selig heiratete. Da hing auch über meinem Bette die Madonna mit den zwei Engelskindern unten, die er mir vor seiner letzten Reise, als unsere Zwei schon geboren waren, schenkte. Also ich fahre, wie immer seit 12 Jahren, ruhig von Hamburg mit Kapitän Schwensen ab und denke an nichts, als an meinen Dienst. Da wache ich eines Morgens auf; der Tag fing eben an zu grauen, und da ich noch eine halbe Stunde Zeit habe, so schaue ich aus der Lucke meiner Kajüte, um nach dem Wetter zu sehen.

Der Himmel war ganz klar — aber am Horizont, so ungefähr fünfhundert Meter von mir, sehe ich deutlich die Madonna stehen, die zu Hause über meinem Bette seit so viel Jahren hängt. I! denk' ich, du bist wohl nicht recht wach — — ich reibe mir die Augen, sehe wieder hin — aber da steht sie und rührt sich nicht vom Fleck, mit dem Jesuskind auf'm Arm und die zwei Engelchens darunter. Mir wird ganz komisch — denn sie bleibt wo sie ist.

Endlich habe ich keine Zeit mehr — ich muß an die Arbeit, und im Laufe des Tages hatt' ich viel zu thun, so vergaß ich das Ganze. Den nächsten Morgen, als ich aufwache, denk' ich: willst doch hinsehen — nun sind wir ja so viele Seemeilen weit von der Stelle fort — der Spuk wird wohl nicht wieder kommen. Ich seh' 'raus: aber, Gott weiß, da ist sie wieder! leibhaftig, wie über meinem Bett zu Hause. — Und so noch am dritten Morgen — und am vierten waren wir in New York. — Wir Seevolk sind alle abergläubisch; ich habe also auf der Reise nichts gesagt, zu keinem Menschen.

Aber in Hoboken (die Vorstadt von New York, wo die deutschen Dampfer anlegen) angekommen, bin ich zum Kap'tän gegangen und habe gesagt: „Kap'tän, sehen Sie sich noch einer anderen Stewardeß um, ich fahre nicht mehr mit!“

„J!“ sagt der, „Gericke, Sie sind woll des Deubels! Sie fahren nun 11 Jahre mit mir und werden mich und die Pommerania doch nicht im Stich lassen!“

„Ja Kap'tän, das ist nun so. Ich fahr, nicht mehr. Ich laß meine Kinder mit 'rüber kommen. Mich kriegen Sie nicht mehr auf See.“ — Und so that ich. Und auf derselben Rückfahrt ist die Pommerania untergegangen und Kapitän Schwensen mit; Sie wissen ja, er ist nur durch ein Wunder gerettet worden, schon besinnungslos — an einen Mast geklammert. Seitdem, schloß die alte Frau, „habe ich nie wieder so was gesehen oder erlebt; aber die Madonna hat mir das Leben gerettet!“ —

Warnung vor Todesgefahr.

Einen ebenfalls eigentümlichen Fall hat ein intimer Freund, auch Anti-Spiritist und all diesen Dingen absprechend gegenüber stehend, erlebt.

Er war in Boston und wollte per Schiff nach New York fahren. Wir erwarteten ihn, da er bei uns wohnen sollte; doch kam er am bezeichneten Tage nicht, erst am nächsten mit der Eisenbahn. Die ganze Stadt war in Erregung, denn der Bostoner Dampfer hatte Feuer gefangen und war untergegangen mit fast sämtlichen Passagieren. Unser Freund wurde auf folgende Weise gerettet:

Er war am Billetschalter angetreten, und vor und hinter ihm standen Leute. Plötzlich hörte er deutlich zu seiner Rechten sagen: „Fahre nicht — es ist nicht gut.“ Er wandte sich zu seinem Hintermann und frug: „Haben Sie mit mir gesprochen?“ „Nein, Herr,“ war die Antwort. Indem er sich noch umsah, wer gesprochen haben könne, ertönten dieselben Worte in sein Ohr. Er wandte sich abermals zu dem Herrn, einen schlechten

Scherz vermutend — aber der wurde grob und sagte, er hätte keine Zeit zu derlei Dummheiten, er solle ihn in Frieden lassen.

Es wurde ihm sonderbar zu Mute; er trat aus der Reihe und glaubte, er sei vielleicht krank. Nach ein paar Minuten aber trat er wieder an, sich selbst verlachend. Er hatte nun andere Vorder- und — Hintermänner — aber zum dritten Male tönten die Worte an sein Ohr. — Er gab die Seereise auf — und ward so gerettet.

Anmeldungen von Sterbefällen in meiner Familie.

In unserer eigenen Familie sind Ahnungen und „Anmeldungen" zu öfteren Malen vorgekommen. So war ich als ganz junges Mädchen in Marienbad, während meine zweite Schwester, Baronin v. K. in Berlin, in ihrem ersten Wochenbett starb. Der Tod erfolgte ganz unerwartet. Wir hatten einige Stunden vorher sehr günstig lautende Nachrichten erhalten und mit meiner Großmutter die Geburt ihres ersten Urenkels frohestens begrüßt. Großmutter hatte sich eben zu ihrem Nachmittagsschläfchen niedergelegt, und ich entfernte mich aus ihrem Zimmer, um ein wenig auszugehen.

Als ich die Thüre meiner Stube öffnete, meine Gesellschafterin zu rufen, stand eine Scheuerfrau mit einem Kübel Wasser vor mir, so daß ich zurücktrat, die Frau vorbei zu lassen. Kaum war sie vorüber, so stürzte gerade vor mir der Teil des Plafonds ein, der mir am nächsten; ich wurde voll Kalk und Mörtel gespritzt, erschrak furchtbar und konnte nicht ausgehen. In dem Moment, es war 4 Uhr nachmittags, hatte meine Schwester ihr Leben ausgehaucht.

Zur selben Stunde geschah es in Genf, wo mein Vater mit meinen jüngeren Geschwistern in einer inmitten eines großen

Parkes gelegenen Villa lebte (meine Mutter war zur Entbindung meiner Schwester nach Berlin gefahren) daß plötzlich alle Klingeln im Hause zu läuten anfingen. Die Dienerschaft lief herbei — an die Haus- und Gartenpforten; es war niemand zu sehen; mein Vater, über den Lärm verwundert, kam ebenfalls hinzu. Das ganze Haus war alarmiert, niemand konnte sich erklären, wie das geschehen war: wenige Stunden darauf kam das Telegramm, das den zur selben Stunde erfolgten Tod meiner Schwester meldete.

Im Jahre 1870—71 waren meine beiden Brüder im Kriege. Der Älteste, Offizier von Beruf, stand vor Paris; der Jüngere befand sich in unmittelbarer Nähe des General-Feldmarschalls von der Tann, der sein Taufpathe war, als Freiwilliger vor Orleans. Wir alle zitterten nur für den Älteren, da der General, ein intimer Freund meines Vaters, wußte, daß mein Bruder Karl, ein junger Enthusiast von 19 Jahren, gegen den ausdrücklichen Wunsch unseres Vaters mit in den Krieg gezogen war. Wir glaubten daher, er würde den sehr begabten, jungen Mann in eine gesicherte Position stellen können.

Meine jüngste Schwester, jetzt Frau v. R., war damals auf dem Gute unseres Schwagers, des Grafen K. in Schlesien. Sie stand meinem Bruder Karl besonders nahe. Meine Eltern waren in Rom.

Eines Abends nun, als meine Schwester vom Tisch aufgestanden war, um sich in ihr Zimmer zurück zu ziehen, sieht sie, als sie die Thüre öffnet, eine weiß gekleidete Klosterfrau mit Rosenkranz und Kreuz vor sich stehen. Sie wundert sich, wie diese Nonne, hier, in einem evangelischen Lande, auf dem Gute des protestantischen Schwagers ins Haus kommt. Freundlich geht sie auf die Nonne zu, um sie nach ihren Wünschen zu fragen; da nickt ihr die Klosterfrau ernst zu, macht eine Bewegung mit der Hand — und verschwindet. Meine Schwester

ging sofort in das Wohnzimmer, um meinem Schwager und dessen Frau Mitteilung von dem Vorfall zu machen, — sie gingen mit ihr nachzusehen — doch alles war verschwunden! —

Am nächsten Tage kam das Telegramm, daß mein Bruder drei Tage vorher bei dem Rückzug der Bayern vor Orleans schwer verwundet worden sei. In die Stadt transportiert, war er hier auf ausdrücklichen Wunsch des Generals von der Tann in separater Behandlung außergewöhnlich gut von Karmeliterinnen gepflegt worden und in den Armen einer solchen weißgekleideten Klosterfrau, mit einem Abschiedsgruß an seine kleinste Schwester auf den Lippen, aus dem Leben gegangen.

Wahrträume.

Diesen Familienerlebnissen möchte ich noch beifügen, daß ich selbst an „Wahrträumen" leide. Ich sage leide, weil meist nur die zu geschehenden Schreckniſſe sich eine oder zwei Nächte vorher im Traume absolut so spiegeln, wie sie nachher im realen Leben stattfinden. Die meisten dieser Erlebnisse sind so intimer Natur, daß ich davon absehen muß, sie hier wiederzugeben. Nur eines Traumes von geringer Bedeutung kann ich erwähnen. Doch, wenn ich beifüge, daß, so wie dieser in den kleinsten Einzelheiten zutraf, die anderen, ernste Dinge betreffend, es ebenfalls thaten, so wird man einsehen, daß es psychische Warnungen sind, die mir auf diese Weise zukommen und daß ich mit der Zeit gelernt habe, mich davor zu fürchten. —

Der eine Wahrtraum, der von nicht allzu schwerer Bedeutung war, betraf einen kleinen Lieblingshund, den ich damals besaß. Ich erwachte des Morgens und erzählte meinem Manne, indem ich das betreffende Hündchen streichelte: „Denke nur, was ich träumte; ich sah Hexchen, (so hieß das Hündchen)

plötzlich wie toll im Zimmer herumrasen, sah, wie ihm Schaum vor das Mäulchen trat, und es dann zusammenbrach. Du nahmst den Revolver und riefst: „Der Hund ist toll! ich muß ihn erschießen.“ In dem Augenblick trat unser Arzt herein — und ich erwachte.“ Wir freuten uns nun beide über die Munterkeit des Tierchens und dachten bald nicht mehr an den Traum.

Ungefähr um 11 Uhr fing das Hündchen an, unruhig zu werden; ich versuchte alles Mögliche — das Tier schrie und lief herum — endlich fuhr es wie rasend in alle Ecken, bekam Schaum vor den Mund, fiel zu Boden, raffte sich wieder auf. Keines von uns dachte mehr an den Traum, denn wir waren zu entsetzt und mit Hilfeleistung zu sehr in Anspruch genommen.

Als nichts half und sein Zustand immer schlimmer wurde, faßte mein Mann den Revolver; ich weinte, er aber rief: „Der Hund ist toll — man muß ihn erschießen!“ — er spannte den Hahn — da trat unser Arzt, zugleich ein intimer Freund, ein, sah die Situation und rief: „Was wollen Sie thun? Lassen Sie mir das Hexchen — es ist nicht toll. Ich hole Chloroform (neben uns war eine Apotheke) und wir kurieren das Tier in zehn Minuten!“ So geschah es. Er chloroformierte das Hündchen leicht und fand nun, daß der Magen, mit etwas Hartem gefüllt, diese Krämpfe verursacht hatte. Nach einer Behandlung von einigen Stunden war das sehr kostbare und reizende junge Tierchen gerettet: es hatte die Epheublätter von meinem Blumentisch abgenagt, und als diese aus dem Magen entfernt waren, fehlte ihm nichts mehr.

Nun erst dachten wir an meinen Traum, und wie genau er eingetroffen war.

Ich wiederhole, daß seit damals sich diese Wahrträume bei den meisten, leider nur viel schrecklicheren, Unglücksfällen meines Lebens wiederholt haben, und ich also berechtigt bin, einen derartigen Traum als Warnung aufzufassen.

Außerdem werde ich noch durch ein anderes Symbol im Traume gewarnt: wenn ich nämlich von einem kleinen Kinde träume, kann ich sicher sein, es passiert mir etwas sehr Unangenehmes, selbst Unglückliches.

Diese Symbolik der Träume ist ganz individuell. Ich habe eine intime Freundin, die jahrelang mit mir gelebt hat, deren Warnungszeichen in Träumen von Mäusen besteht: sieht sie weiße Mäuse, dann ist es eine leichte Widerwärtigkeit, die sich noch abwenden läßt; graue Mäuse jedoch bedeuten für sie schweres, nicht zu bezwingendes Unheil.

Dies hat sich durch zwanzig und mehr Fälle in all den Jahren, in denen wir solches beobachteten, so ausnahmslos bewährt, daß es über jeden Zweifel erhaben ist. —

Doppelgängerei.

Noch zwei eigentümliche Fälle von „Doppelgängerei" will ich aus meinem eigenen Leben erzählen: Ende der sechziger Jahre war ich in Berlin und sehr befreundet mit dem General v. B. Ich war eines Tages leidend und wollte niemanden sehen. Meine Kammerjungfer aber meldete mir, der General ließe sich nicht abweisen, er müsse mich sprechen.

Ich ließ ihn also bitten einzutreten, und er sprach mich fast ohne Einleitung in beinahe schroffem Tone an: „Warum haben Sie das gethan?" „Ich?" frug ich erstaunt, „was habe ich gethan?" „Mir nicht geantwortet und mich vor dem mich begleitenden Herrn in eine merkwürdige Lage gebracht." Ich sah ihn hilflos an, da ich absolut nicht verstand, von was er sprach. „Wann?" frug ich endlich. „Nun, heute früh," rief er ungeduldig — „und dann," fuhr er fort, „wenn Sie in Geldverlegenheit sind — das kann jedem passieren — warum

wenden Sie sich nicht an einen alten Freund, statt selbst in ein solches Haus zu gehen?"

Ich glaubte nun wirklich, der alte Herr, ein außergewöhnlich geistreicher Mann — habe den Verstand verloren. Ich sagte: „Wollen Sie die Freundlichkeit haben, sich deutlicher zu erklären? Ich bin seit gestern Abend leidend, nicht aus dem Hause gekommen und weiß absolut nicht, wovon Sie sprechen."

Er wollte mir, wie es schien, immer noch nicht glauben, sah mich verdrießlich an und wiederholte: „Der Herr, der mit mir ging, hat mich wahrscheinlich für sehr merkwürdig gehalten, daß ich einer Dame, die mir nicht antworten wollte, so aufdringlich zuredete, nicht in das Haus zu gehen." —

Jetzt wurde ich ernstlich böse, und der General sah, daß ich die Wahrheit sprach, und fing an, mir zu glauben.

Er erzählte mir nun: er sei mit einem Freunde in der oberen Friedrichsstraße, fast am Bellealliance-Platz (damals noch eine ziemlich stille Gegend) gegangen, und plötzlich sei ich dicht an ihm vorbeigeeilt; er habe gegrüßt, ich ihm aber nicht gedankt. Da ich rasch, als wolle ich ihm ausweichen, an ihm vorübergegangen, so habe er mir nachgesehen, und ich sei dicht vor ihm in ein Haus getreten, in welchem eine sehr verrufene Geldleiherin wohne. Er sei mir nachgeeilt — habe mich angerufen (sein Freund blieb draußen stehen), da habe ich ihn stumm angesehen, nicht geantwortet — sei umgekehrt, aus dem Hause und wieder an ihm und dem Freunde vorbeigegangen, und er habe mich in eine Droschke einsteigen zu sehen geglaubt.

Doch das konnte er nicht mit Bestimmtheit sagen, da er, empört über meine Art ihn zu behandeln, mit seinem Freunde eiligst in der entgegengesetzten Richtung fortgegangen sei.

Ich muß zu dieser Erzählung hinzufügen, daß ich mich allerdings damals in pekuniärer Verlegenheit befand und zu der Stunde, wo mich der General zu sehen wähnte, lebhaft an allerlei Möglichkeiten dachte, mir Geld zu verschaffen.

Mein leidender Zustand und dies konzentrierte Denken hatten wohl den „Doppelgänger“ vermocht, sich zu zeigen.

Der andere Fall war fast noch eigentümlicher. Ich war aus Petersburg im Jahre 1876 nach Berlin gefahren, wo ich mich zu einem sechswöchentlichen Gastspiel verpflichtet hatte. Mit meinem jetzigen Gatten korrespondierte ich täglich. Ich war eine passionierte Reiterin und pflegte im Winter in Petersburg in einer Manège zu reiten, die von einem früher in österreichischen Diensten stehenden Kapitän geleitet wurde.

Da ich fast täglich ritt, so hatte ich meinen eigenen Sattel u. s. w. in der Manège hängen.

In der Mitte meines Gastspiels mußte ich dieses für einige Tage unterbrechen, da ich an einer nervösen Heiserkeit und sonstigen Nervenstörungen leidend, zu Bette lag.

In Petersburg ereignete sich zu dieser Zeit Folgendes: ein Bekannter, der auch mit meinem Manne befreundet war, begegnete diesem und sagte: „Also unsere Freundin ist wieder hier.“ „Wieso?“ frug mein Mann. „Nun ja, ich bin ihr eben auf dem Newski begegnet.“ „Unsinn! Sie haben sich geirrt, sie ist in Berlin,“ sagte mein Gatte lachend. „Geirrt! als ob es zwei solche Frauen in Petersburg gäbe! sie ist in die Manège des Kapitän R. gefahren.“ „Ach, lächerlich“ — ruft mein Mann aus. „Gut, so gehen wir in die Manège,“ sagte der andere, „da werden wir sie ja finden.“

Sie gehen weiter und treffen nach ein paar Minuten meine intimste Petersburger Freundin, die empört zu meinem Manne sagt: „Das ist stark von unserer Freundin, hier zu sein und mir kein Wort zu sagen!“ Mein Mann wird ganz stutzig und fragt: „wo haben Sie sie denn gesehen?“ „Soeben, sie ist dicht an mir vorbei gefahren und in die Straße zur Manège eingebogen.“ Jetzt gingen sie alle drei zur Manège.

Der Kapitän empfing sie sehr freundlich; er kannte sie alle, da alle öfter mit mir dort ritten.

Mein Mann frug sofort, ob ich da sei. „Nein; sie ist eben wieder fortgegangen; aber sie war hier, bat, in zwei Stunden ihren Sattel auf die braune Stute, die sie so gerne hat, zu legen; sie würde dann zum Reiten zurückkommen." „Wie?" rief mein Mann, „Sie haben sie gesprochen?" „Natürlich, warum denn nicht?" frug verwundert der Kapitän. „Aber sie ist ja in Berlin," erwiderte nun ganz verwirrt mein Gatte. „Um Vergebung versicherte der Österreicher, „ich werde doch diese Dame kennen, mit der ich seit zwei Jahren täglich reite!"

Sie waren nun wohl alle überzeugt, daß ich meine Gründe hätte, inkognito in Petersburg zu sein — ohne jemanden davon Mitteilung zu machen.

Nur dem Umstande, daß ich am nächsten Tage in Berlin spielte und den Theaterzettel aufweisen konnte, hatte ich es zu danken, daß mir nicht Unannehmlichkeiten aus dieser Doppelgängerei erwuchsen. — Aufgeklärt hat sich die Sache nie.

Besonders bemerkenswerter Fall von Hellsehen.

Einen der seltensten und am besten bewahrheiteten Fälle von „Hellsehen" habe ich vor ganz kurzem in München miterlebt.

Eine Bekannte von mir hatte gehört, daß ich in der schon öfter erwähnten Frau Marie Sp. eine interessante Clairvoyante zur Verfügung habe. Meine Freundin, die ich Frau R. nennen will, lebte fern von mir und damals in sehr mißlichen Verhältnissen, von denen mir jedoch nur bekannt war, daß ihre Umstände sich erst nach dem Tode einer gewissen Person bessern konnten. Soviel ich aber wußte, war hierzu gar keine Aussicht vorhanden.

Frau R. schrieb mir, ob ich glaube, daß meine Hellseherin im Stande sei, zu sehen, wie sich die Dinge gestalten würden, und was sie, Frau R. thun solle, ihre augenblickliche, sehr peinliche Lage zu verbessern. Ich hatte keine Ahnung, ob Marie Sp., ohne mit einer der betreffenden Personen in Verbindung zu stehen, eine derartige Aufgabe lösen könne. Ich antwortete daher Frau R., sie möge mir irgend ein der in Frage stehenden Person gehörendes, womöglich von ihr getragenes Kleidungsstück senden. Ich wolle es dann versuchen. — So geschah es.

In Gegenwart meiner Schwester, der Frau von R., und der Frau Professor S. bat ich das Medium, mit Hilfe des gesandten Gegenstandes zu versuchen, etwas zu sehen. — Vorausschicken muß ich noch, daß die beiden anwesenden Damen von der ganzen Sache nichts wußten und daß ihnen die betreffenden Personen auch gänzlich unbekannt waren.

Kaum hatte Maria ihren Metallspiegel (eine kleine Silberplatte, in der sie die Dinge sieht) mit dem getragenen Gegenstand in Berührung gebracht, so schrak sie heftig zusammen und rief: „O, welch schreckliches Bild! Da ist ja der Tod — in der furchtbarsten Gestalt!"

Wir sahen uns überrascht an.

„Wie meinen Sie?" frug ich.

Maria beschrieb nun genau den Ort, das Zimmer und die Person. — Da wir alle nichts wußten, konnten wir die Richtigkeit nicht beurteilen. Frau Professor S. schrieb jedoch jedes Wort genau nieder, und der Bericht wurde noch am selben Abend abgesandt.

Maria fuhr fort: „Die Person stirbt entweder jetzt oder ist schon tot. Ich sehe sie tot. Arzt und Krankenpflegerin sind anwesend. — Aber dieser Tod bringt der Dame, für die Sie sich interessieren (zu mir gewandt) noch nicht das Gewünschte. Sie wird noch schwere Kämpfe durchzumachen haben

und oftmals am Gelingen verzweifeln. Aber sie soll geduldig ausharren, in einem Jahr hat sie es erreicht." Es folgten noch einige Details, die ich hier wiederzugeben mich nicht berechtigt fühle.

Die Aussagen wurden, wie gesagt, noch am selben Abend abgesandt. Ehe der Brief mit diesem Bericht seinen Bestimmungsort erreichte, erhielt ich von Frau R. die Nachricht, daß jene „Person" tot sei, daß sie an dem Tage unserer Séance gestorben, genau unter den Umständen, wie es Maria gesehen: Ort, Zimmer — alles stimmte.

Seitdem ist ein Jahr vergangen. Oft habe ich im Verlauf desselben meine Freundin ermutigen müssen, auszuharren, und ihren Vorsatz nicht aufzugeben; denn schwere Kämpfe und manches schier unüberwindlich Scheinende stellten sich ihr in den Weg. Erst ein Jahr nach der Prophezeiung hat sich alles zum guten gewendet.

Dies ist eine meiner merkwürdigsten Erfahrungen auf dem Gebiete des Hellsehens. Es konnte kein Gedankenlesen oder Lesen im Unbewußten eines der Anwesenden sein, da wir ja alle keine Ahnung von der ganzen Sache hatten, ja, uns nicht einmal die Person bekannt war, um die es sich handelte.

Maria sah genau im Moment, was, viele Hunderte von Meilen entfernt, vorging, worauf Niemand, selbst der am nächsten Betroffene, vorbereitet war; sie sah genau in die Zukunft; wir, die wir damals zugegen waren, müssen dies heute, nach Ablauf des bezeichneten Jahres, bezeugen!

Interessante Entwicklung einer Gabe für automatische Schrift.

Im Begriffe, diesen Teil meines Werkes abzuschließen, wird mir die Erlaubnis gegeben, eine sehr merkwürdige Ent-

wicklung mitzuteilen, der vom ersten Stadium an beizuwohnen ich Gelegenheit hatte.

Graf L., einem der ältesten Adels- oder vielmehr Fürstengeschlechter Deutschlands angehörend, ein hochgebildeter Jurist und Schriftsteller, interessierte sich seit Jahren für alle in das okkulte Gebiet einschlagende Fragen. — Mir war es vergönnt, ihm den Weg zur Theosophie zu weisen, und ich kann auch seine Gabe mehr als theosophisches Können, denn als einfache Mediumschaft, bezeichnen.

Der Graf wurde durch die Clairvoyante Marie Sp., von der ich soeben berichtete, wiederholt darauf hingewiesen, daß seine hellseherische Begabung der ihrigen mindestens gleichkomme. Aber mit dem „Schauen" in den Metallspiegel, Ring oder Krystall kam er zu keinem ihn befriedigenden Resultate. Er hielt nun mit einem anderen Medium Sitzungen, geduldig der Dinge harrend, die da kommen wollten oder sollten.

Bald zeigte sich seine eigentliche Gabe: er empfand ein leises Zucken in der Hand — er empfindet dies regelmäßig, namentlich wenn er die Hand wie zum Gruße ausstreckt — und fing an zu schreiben. Zuerst noch schien der Graf unter der Beeinflussung der „Geister" zu stehen, und sie ließen ihn schreiben, meist im Namen von Verstorbenen — oft aber auch nannten sich ihm die eigentümlichsten „Geister" — der Luft, des Wassers, — kurz echte Elementargeister.

Aber ihm, dem theosophisch Geschulten, konnte das nicht genügen.

Er empfand es als qualvoll, das Werkzeug der ihn benützenden Geister — ihnen mit seiner Kraft unterthan zu sein. So lernte er allmählich sein Verhältnis zur Geisterwelt umkehren: er wurde der Herr, sie die Untergebenen. Nicht mehr er muß oder kann nur dann schreiben, wann sie wollen, sondern sie müssen ihm durch ihre bessere Kenntnis der Zukunft mit hellseherischem Wissen dienen, wann er so will. Es ist

höchst interessant, diesen Mann zu beobachten, bei dem sowohl jeder bewußte Schwindel, wie auch jede Hysterie ausgeschlossen ist (der Graf ist ein in der Mitte der dreißig stehender, starker, kerngesunder Mann), wie er bei vollem äußeren Bewußtsein seine Experimente macht.

Es ist dazu am liebsten mit der einen Person, welche die Fragen zu stellen wünscht, allein, um jedes andere, aurische Fluidum (sympathische oder unsympathische Beeinflussung) auszuschließen, doch können auch mehrere Menschen zugegen sein. Man stellt stille, mentale Fragen — und es ist wunderbar, wie sie beantwortet werden.

Hier nur ein Fall unter vielen: Eine spanische Marquise kam in unseren Kreis. Niemand wußte von ihren intimeren Familienbeziehungen, namentlich nicht Graf L., der ein ungemein diskreter, bis zur Gleichgültigkeit gegen anderer Menschen Verhältnisse vornehm kühler Mann ist. Die Dame frug ihn, weshalb sie von ihrem Sohne keine Nachrichten hätte. Der Graf antwortete schriftlich „er befindet sich ganz wohl, aber er traut sich nicht zu schreiben, da er sich mit dem Gedanken trägt, seine ganze Karriere zu ändern."

Die Marquise brauste auf: „das sei unmöglich! undenkbar! Ihr Sohn sei der Sohn eines Soldaten — eines Generals — jetzt im Kadettenkorps in Spanien und müsse und wolle gewiß auch Soldat sein und bleiben."

Der Graf gab noch einige Details, schrieb aber stets dasselbe. — Kurze Zeit darauf erhielt die Dame die Nachricht, der Sohn sei beim Examen in der Militärschule durchgefallen und beabsichtige, die militärische Laufbahn aufzugeben; er habe lange gezögert sich der Mutter zu offenbaren, aber — u. s. w.

Als ich dem Grafen von diesem merkwürdigen Zutreffen seiner Wahrsagung Kenntnis gab, war er selbst sehr überrascht und erfreut, „von seinem Geistern so gut bedient zu sein." Graf L. wird es, wenn er auf dem rechten Wege fortschreitet

— was jetzt wohl kaum mehr eine Frage sein kann — unter bedeutungsvoller Führung sicher sehr weit bringen, wenn er vielleicht auch mit der Zeit diese äußere Bethätigung seiner Kraft ganz aufgeben sollte, um lediglich seiner inneren Vervollkommnung und mystischen Ausbildung zu leben.

Spiritistische Theorie.

Dies letzte Erlebnis bilde den Schluß der spiritistischen Dinge, — die sich, in der vorliegenden zusammengedrängten Form wiedergegeben, merkwürdig genug für Unbeteiligte ausnehmen mögen: als ob ich das reine Hexenleben führte und meine Tage mit Wunderbarem angefüllt seien. Wenn man aber bedenkt, daß sich das Erzählte auf fast fünfundzwanzig Jahre verteilt, so wird man sehen, daß auch in meinem Dasein das Übersinnliche nur spärlich auftritt und keineswegs zu dem alltäglich Erlebten gehört.

Ich sage mit Vorbedacht: „Übersinnlich" d. h. über unsere gewöhnlichen, materiell körperlichen Sinne gehend, mit diesen nur in Ausnahmefällen wahrnehmbar — aber ich sage nicht: übernatürlich. Denn dies alles auf natürliche Weise zu erklären, bleibt der „Theosophie" vorbehalten, die in möglichst einfacher Form dem sich dafür interessierenden Leser zugänglich zu machen, ich im zweiten Teil dieser Schrift versuchen will. Sollte es mir gelingen, wenn auch nur in einigen Seelen, das Interesse für diese höchsten Fragen wach zu rufen, so ist meine Arbeit tausendfach belohnt, und verweise ich dann für weiteres Studium auf größere, tiefere und gelehrtere Werke, wie ich es auch bereits hier am Abschluß des spiritistischen Teiles thun muß.

Baron Dr. du Prels vorzügliche, weltbekannte Schriften,

das treffliche Werk „Pro Spiritismo“ (für den Spiritismus) des Professors Broferio, das oftgenannte Werk des Staatsrats Aksakow „Spiritismus und Animismus“ und so viele andere geben dazu reichlich Gelegenheit.

Ganz in Kürze will ich nur andeuten, was die Theorieen der Spiritisten ausmacht.

Während die christliche Religion annimmt, der Mensch bestehe aus zwei Teilen oder Prinzipien: Körper und Seele — sagen die Spiritisten: es giebt noch einen Bindeteil; den „Perisprit“, wie ihn Allan Cardéc nennt, „Astralleib“, wie ihn Du Prel mit dem indisch-theosophischen Ausdruck bezeichnet. Letzterer Name ist der allgemein in Deutschland gebräuchliche.

In seinem geistreichen, kleinen Werke „der Spiritismus“ (Reclamsche Bibl.) sagt Du Prel, daß er durch Studium an Somnambulen und Hellsehern dazu gelangt sei, anzunehmen: die rein körperlichen Gehirnzellen genügen nicht, um Thatsachen zu erklären, die so viele Gelehrte, ebenso wie auch er, als unanfechtbar gefunden. Er folgert: „wer einem Falle von Fernsehen auch nur ein einziges Mal begegnet, ist logischerweise genötigt, einen Träger dieser Fähigkeit vorauszusetzen, und zwar einen vom leiblichen Menschen verschiedenen und unabhängigen Träger.“

Diesen also nennt er mit der indischen, alten Geheimlehre: den Astral- oder Ätherleib.

Dieser Astralleib überlebt den Körper mitsamt der Seele, wenn der Körper durch den leiblichen Tod betroffen wird. Er behält auch die Fähigkeit, den Verstorbenen den Überlebenden fühlbar zu machen. Die Seele allein könnte das nicht, da sie gänzlich unkörperlich — unwahrnehmbar für unsere Sinne ist und bleibt. Aber sie kann diesen Bindeteil benutzen und durch ihn im Irdischen wirken. Weßhalb dies meist in so ungenügender, uns oft kindisch dünkender Weise geschieht, erklärt Du Prel zu öfteren Malen in seinen Werken. So in dem von

mir früher citierten Artikel in der Sphinx: „Die Gesetzmäßigkeit der intelligiblen Welt“ und in dem soeben angeführten „Spiritismus.“ Nachdem er gesagt hat, daß der „Spirit“ in uns, im Somnambulismus im lebenden Menschen, im Spiritismus in den Kundgebungen des Verstorbenen, ein und derselbe ist, fährt er fort: „so muß es nun aber gewiß erscheinen, daß der leibliche, wie der entleibte Spirit, wenn er sich innerhalb der sinnlichen Welt kundgeben soll, sich nicht in seinem Element befindet; er ist dieser irdischen Welt nicht angepaßt, wie es der leibliche Mensch ist; er kann also kein Programm reicher Thätigkeit entfalten, sondern gleichsam nur auf Umwegen wirken, und nur auf der schmalen Grenzscheide, auf welcher das Diesseits und das Jenseits sich berühren.

Es liegt also physikalische Beschränkung, nicht etwa geistige Beschränktheit vor, wenn das Thätigkeitsprogramm sich als beschränktes zeigt.“

Die spiritistische Theorie ist also in Kürze gesagt: Der Mensch besteht aus drei Teilen; Körper — Astralleib — Seele; der Körper geht durch den Tod zu grunde; die beiden anderen überleben. Die Seele wirkt durch den Astralleib. Bei den lebendigen Menschen durch Fernsehen, Fernwirken, Doppelgänger; bei den toten durch die Phänomene des Spiritismus.

Ende des ersten Teiles.

II. Teil.

Theosophie.

Ich komme nun zu meiner eigentlichen Aufgabe. Ob ich sie so werde lösen können, wie ich von ganzem Herzen wünsche?

Es ist ein schweres Beginnen, einer so neuen Sache, wie die zu behandelnde den meisten meiner Leser und der Mehrzahl des deutschen Volkes ist, Eingang in Haupt und Herz zu verschaffen, ja, nur für dieselbe genug Interesse zu erwecken, ein Büchelchen, wie dieses durchzulesen. Aber doppelt schwer ist es, wenn man versuchen will, philosophische Probleme, für die bis jetzt in unseren europäischen Sprachen kaum die Namen existieren, so einfach und möglichst mit deutschen Worten wiederzugeben, daß sie dem nicht philosophisch geschulten Leser leicht verständlich erscheinen, dem weniger Gebildeten zugänglich seien.

Ein Stück Weges freilich ist die Aufgabe noch eine leichte. Noch darf ich persönliche Erinnerungen bringen an hervorragende Menschen: in erster Reihe an die merkwürdigste, verehrungswürdigste Frau, die mir das Leben zugeführt hat, an Helena Petrowna Blawatzky. Ihr verdanke ich es — wie wir in Europa und Amerika alle es thun — in die hohen, beglückenden Lehren der Theosophie eingeweiht worden zu sein, und ihrem Andenken sind auch in pietätvoller Liebe diese Blätter geweiht. —

Bekanntschaft mit Helena Petrowna Blawatzky.

In die Zeit meiner geistigen Wandlung vom absoluten Materialismus zum Okkultismus, jenes regen Interesses für spiritistische Experimente, fällt meine erste Begegnung mit Helena Petrowna Blawatzky. Ich war soeben von einer großen Tour durch die Vereinigten Staaten nach New York zurückgekehrt. — Mein Mann gab mir bald einen enthusiastischen Bericht über seine Bekanntschaft mit einer Landsmännin, Madame Blawatzky, die er als ebenso liebenswürdig, warmherzig, wie geistig bedeutend, originell und lebhaft schilderte. Sie sei, fügte er hinzu, erst kürzlich aus Indien nach Amerika gekommen.

Wir hatten beide, mein Mann und ich, damals viel über Indien gelesen und ich besonders seit einigen Jahren eine große Schwärmerei dafür, so, daß wir sogar stark mit dem Gedanken umgingen, unseren Wanderstab nach jenen gebenedeiten Gegenden in Bewegung zu setzen. — Sobald ich nach New York zurückkehrte, führte uns schon in den ersten Tagen ein internationales Freiheitsfest, die Enthüllung der Büste Mazzini's im Centralpark, zusammen. Ich erwähne dieses Umstandes, erstens weil es das einzige Mal war, daß ich Helena Petrowna Blawatzky außerhalb ihres Hauses sah (sie ging ihres enormen Leibesumfanges halber, der sie belästigte und sehr auffallend machte, fast niemals aus) und zweitens, um zu zeigen wie sie, die gerade so wie ich, keine politische Ader in sich hatte und ihr Interesse keiner Partei irgend welcher Färbung zuwandte, dennoch niemals ihre Hilfe versagte, wo man sich ihr im Namen von Notleidenden, Unterdrückten oder Freiheitskämpfern nahte.

Wir waren augenblicklich, wie sie sich ausdrückte „vollkommen in einander vernarrt." Sie behauptete, ich hätte ihr

damals den Eindruck gemacht, als ob sich ein Stück Sonnenstrahl losgelöst habe und ihr direkt ins Herz schiene, und ich stand sofort unter dem Bann der merkwürdigen Frau. Sie war, äußerlich genommen, wie schon angedeutet, von ganz ungewöhnlicher Korpulenz und bezeichnete sich selbst niemals anders als: „ich altes Hippopotamus." Aber das wirkte in keiner Weise störend; sie kleidete sich stets in weite, wallende Gewänder nach indischem Schnitt — eine Art Christusgewand, welches die ganze Gestalt verhüllte und nur die geradezu ideal schönen Hände frei ließ; Hände, die für den Chiromanten ungemein bedeutungsvoll waren: schmal, lang, mit spitzen, feinen, nach aufwärts gebogenen Endgliedern, jeder Finger mit der in der Handlesekunst als „Idealtropfen" bezeichneten kleinen Erhöhung im Innern geziert, erzählten diese zarten Hände von höchstem Streben, idealsten Zielen, großer Macht über die Menschen und intelligiblen Kräfte und dabei von stürmischem, ja unbändigem Charakter.

Der Kopf, der sich aus den meist dunkelfarbigen, wollenen Gewändern abhob, war ebenso charakteristisch, wenn auch weit eher häßlich, als schön, zu nennen. Ein echt russischer Typus: breite Stirn, kurze, dicke Nase, hervortretende Backenknochen, schmaler, geistreicher stets mobiler Mund mit schönen kleinen Zähnen, braunes, damals noch mit keinem Silberfaden durchzogenes, ganz krauses Haar, fast wie Negerhaar, gelblicher Teint, aber — aber ein Paar Augen, wie ich sie nie gesehen: hellblau, fast wassergrau, aber mit einem Blick, so tief, so durchdringend, so zwingend, als schaue er das Innere der Dinge und manches Mal mit einem Ausdruck, als sei er weit, hoch und unendlich über alles Irdische hinaus gerichtet. Große, lange, wunderbare Augen, die das ganze eigenartige Gesicht verklärten.

Das alles bildete Helena Petrownas äußere Erscheinung; aber diese war bei ihr so absolute Nebensache, daß ich dies Bild nur gab, weil es einmal zu unseren grobsinnlichen Gewohn-

heiten gehört, eine Persönlichkeit nur denken zu können, wenn wir uns ihre äußeren Merkmale zu verbildlichen vermögen. Dieses körperliche Bild zu geben, war leicht — aber wie soll ich es anfangen die wunderbare Frau zu schildern, einen Überblick zu geben über ihr Wesen, ihr Können, ihre Macht, ihren Charakter!

Sie war ein Gemisch der heterogensten Eigenschaften, und vielleicht giebt ein kurzer Abriß ihres Lebens den besten Begriff von der in unserer Zeit wohl einzig dastehenden Frau, die bis zu ihrem im Jahre 1891 erfolgten Austritt aus diesem Erdenleben von den einen in der giftigsten Weise angefeindet, von den anderen hoch über alles irdische erhoben, von allen aber wie eine Art Cagliostro oder St. Germain angesehen wurde.

Ihr Alter war schwer oder unmöglich zu bestimmen. Sie konnte ebensogut siebenundreißig wie siebenundfünfzig Jahre alt sein. Sie selbst scherzte oft darüber und sagte lachend, sie zähle zweiundachtzig Jahre. Diese Eigentümlichkeit hat ihren Grund darin, daß nach den Lehren der „Meister" oder besser „Mahatmas" nach der Yogi-Weisheit, der Schüler sowohl, wie der Adept, nicht über sein Alter sprechen soll, da die Zeit für ihn nicht besteht, und seine Geburt wie sein Tod, nur gleichgültige Nebensachen sind, wie das An- oder Ablegen eines Kleides; der Mystiker nennt eben deshalb den Körper „Schatten".

New Yorker Leben der merkwürdigen Frau.

Ihr damaliges New Yorker Leben war ein sehr eigentümliches. Sie bewohnte mit mehreren Freunden, die jedoch ab- und zuzogen, je nachdem ihre Beschäftigung es mit sich brachte, eine höchst orginell eingerichtete Wohnung, ein Mittelding zwischen indischem Zelt, russischer Isba und Faustischer

Gelehrtenstube. Reiche indische Teppiche und Stickereien hingen mit russischen Pelzen und Schnitzsachen an den Wänden, Samowars und indische Götzenbilder, Metallgefäße, ein riesiger Schreibtisch und allerlei mystisches Gerät standen herum und dazwischen saß sie selbst, ohne Unterlaß ihre kleinen russischen Cigaretten drehend und rauchend, Thee trinkend und über die höchsten Fragen diskutierend mit einem Kreise von Leuten, unter denen alles war, was die Vereinigten Staaten an gelehrten, bedeutenden Männern aufwiesen.

Sie selbst lebte, ebenso wie Colonel H. S. Olcott, der treueste und bedeutendste ihrer Schüler, streng nach buddhistischer Vorschrift, absolut vegetarianisch; nie berührte ein Tropfen Wein, Bier oder ähnliches ihre Lippen, und sie hatte einen geradezu fanatischen Haß gegen alles, was berauschen kann.

Ihre Gastfreundschaft war eine echt orientalische; was sie besaß, stellte sie ihren Freunden zur Verfügung; das war bei ihr so selbstverständlich, daß sie nie zuredete und nötigte: Jeder, der als Freund bei ihr aufgenommen war, konnte einfach bei ihr wohnen oder essen oder nur kommen, wenn es ihm durch den Kopf ging — kurz, thun und lassen, wie ihm beliebte, in den Grenzen der ihr gegebenen Möglichkeiten.

Sie konversierte mit derselben Leichtigkeit in russisch, englisch, französisch, deutsch, italienisch und einigen hindustanischen Dialekten; doch fehlte ihr jedes positive Wissen, ja eine selbst oberflächliche, europäische Schulbildung, und sie war in Dingen des gesellschaftlichen Lebens von geradezu rührender Naivetät und Unwissenheit.

Im Gespräch besaß sie einen Reiz, dem nicht zu widerstehen war und der wohl hauptsächlich in ihrem regen Sinn für alles Edle, Große und ihrem geradezu überschäumenden Enthusiasmus bestand, gepart mit einem originellen, oft derben Humor und einer Ausdrucksweise, welche die gerade mit dem Worte so prüde ver-

fahrenden Angloſachſen in oft recht poſſierliche Verzweiflung verſetzte.

Ihre Verachtung, ja ihre Rebellion gegen alle geſellſchaftlichen Formen machte ſie manchmal noch gröber auftragen als es gewöhnlich ihre Art war, und ſie haßte und bekämpfte die konventionelle Lüge mit wahrhaft Don Quixotiſchem Heldenmut. Wer jedoch arm und zerriſſen, hungrig und troſtbedürftig zu ihr kam, der konnte ſicher ſein, ein ſo warmes Herz und eine ſo offene Hand bei ihr zu finden, wie bei keinem noch ſo „manierlichen" Kulturmenſchen.

Und doch iſt auch dies alles noch Äußerliches, — iſt noch lange nicht das, was den eigentlichen Kern, „das Wunderbare" an Helena Petrowna Blawatzky ausmacht. Wer aber kannte dieſen Kern ganz? Wem ward es gegeben, dieſe prismatiſche Seele, deren Fähigkeiten in allen Farben ſchimmerten und glänzten, völlig zu kennen? ſie zu beurteilen, ohne ſich blenden, aber auch ohne ſich verblenden zu laſſen? Wir wußten damals überhaupt nicht viel von ihrem vergangenen Leben, denn, ebenſo wie vom Alter, ſprach ſie von ihren äußeren Verhältniſſen damals faſt nicht. Nur, daß ſie nach den Vereinigten Staaten gekommen war, nachdem ſie lange Zeit in Indien, oder genauer in Tibet, zugebracht hatte, um dort, jenſeits des Himalaja, die „ewige Weisheit" bei den Mahatmas, den weiſeſten der Menſchen, zu ſtudieren, ſagte ſie.

Von dort und von dem, was ſie dort erlebt, erzählte ſie wohl manches Mal, doch auch nur wie zögernd — ſie meinte damals: ſie habe noch nicht die Erlaubnis zu ſprechen. Doch bekämpfte ſie ſchon zu jener Zeit eifrig den Spiritismus als ſolchen, d. h. die Theorie desſelben, nicht ſeine Phänomene, die ſie im Gegenteil als erſte Manifeſtationen gewiſſer Kräfte anſah, welche weit mehr, weit Größeres zu leiſten vermöchten, wenn richtig geleitet und angewendet. Sie war es, welche zuerſt in den Weſten das neue, oder beſſer, uralte, öſt-

liche Evangelium der Theosophie brachte: sie kam mit der Aufgabe, sozusagen dem Auftrage, jener Indischen Yogi-Meister, uns, die wir in Unwissenheit und christlichem Aberglauben versunken, die Kenntnis zu bringen, daß jene „Geisterwunder", wie sie genannt werden, in letzter Linie nur Kundgebungen einer uns selbst, meist unbewußt, innenwohnenden Kraft seien, die bis zur höchsten Vollendung bei jenen „Meistern", indisch „Mahatmas", welche sie, H. P. B., gebildet und gesandt hatten, entwickelt sei.

Diese Naturkräfte können wir, so lehrte sie, in uns selbst, nach Bedürfnis ausbilden, und mit ihnen Wundervolles wirken, wenn wir nach den höchsten, reinsten Prinzipien leben und uns erziehen.

Colonel H. S. Olcott und die Gründung der Theosophischen Gesellschaft.

. Die hervorragendste Persönlichkeit, welche neben Helena Petrowna Blawatzky auffiel, war der bereits erwähnte Colonel Henry S. Olcott, ein Mann, der heute noch die Gabe besitzt, die Aufmerksamkeit aller, die von ihm wissen oder gar in Berührung mit ihm kommen, auf sich zu ziehen und zu fesseln. An positivem Wissen, klassischer Bildung und äußerem Schliff überragte er seine geistreiche, aber gänzlich unkonventionelle und erratische Meisterin um Haupteshöhe.

Damals war er noch Rechtsanwalt und Mitarbeiter der ersten New Yorker Zeitungen, behauptete in jeder Hinsicht eine glänzende Stellung, und man erzählte sich, daß er noch bis vor wenigen Jahren als ein flotter Lebemann bekannt gewesen, der das Leben nicht anders, namentlich nicht tugendhafter, ansah, als die meisten seiner Genossen. Zu der Zeit jedoch, als wir ihn kennen lernten, war er ein ernster, wenn auch be-

stechend liebenswürdiger, sanfter, absolut nach den buddhistischen Regeln der strengsten Enthaltsamkeit lebender Weiser geworden, der mit Aufopferung all seiner persönlichen Gewohnheiten, Wünsche und Lebensansprüche jeder Zeit bereit war, den Bedrängten zu helfen, mit Rat und That beizustehen, und der im wahren, höchsten Sinne des Wortes nur noch „Brüder" in allen Menschen sah.

Colonel Olcott ist ein großer, selten schöner Mann, von echtem, edelstem angelsächsischem Typus, der noch heute in seinen, seit Jahren von ihm getragenen Brahminengewändern, mit dem lang herabwallenden, schneeweißen Barte, eine herrliche Menschenerscheinung genannt werden muß.

Er war es, der die Theosophische Gesellschaft offiziell begründete. Im September 1875 las man in den New Yorker Zeitungen:

„Eine Bewegung von großer Tragweite und die sicher bestimmt ist, eine eminente Zukunft zu haben, ist soeben in New York ins Leben getreten. Unter der Leitung von Colonel Olcott ist die Gründung einer Gesellschaft, die den Namen „Theosophische Gesellschaft" führen soll, gestern Abend den 7. September im Salon von Mme. Blawatzky vor sich gegangen.

Es hatte sich dort eine Gesellschaft von siebzehn Herren und Damen versammelt, um einen Vortrag des Herrn Geo. Felt anzuhören, dessen Entdeckungen und Erklärungen der „Geometrischen Figuren der Kabala" als eine der überraschendsten Thatsachen angesehen werden müssen, deren der menschliche Geist fähig ist.

Unter den Versammelten befanden sich außer Olcott einige Männer von großer Gelehrsamkeit und andere von hervorragender gesellschaftlicher Stellung; auch die Herausgeber zweier „Litterarischer Magazine", zwei Redakteure religiöser Zeitschriften, ein Oxforder L. L. D. (Dr. juris), ein ehrwürdiger und be-

rühmter jüdischer Gelehrter und Weltreisender, der Leitartikelschreiber eines der ersten New Yorker Tagesblätter, der Präsident der New Yorker Gesellschaft zur Erforschung des Spiritismus, zwei New Yorker und ein Bostoner Rechtsanwalt und zwei der bekanntesten Ärzte.

Nach Herrn Felts Vortrag entspann sich eine lebhafte Diskussion. Colonel Olcott skizzierte kurz den gegenwärtigen Stand der spiritistischen Bewegung, sowie den unheilbaren Konflikt zwischen den Materialisten und Spiritisten einerseits, sowie andererseits zwischen der Wissenschaft und jeder Form religiöser Sekten. Dem gegenüber stellte er die Philosophie der alten Theosophen, die es verstanden, all diesen Antagonismus zu versöhnen. Er schlug vor, eine Gesellschaft von Okkultisten zu gründen mit einer Bibliothek einschlagender Werke, um jene geheimen Naturgesetze zu erforschen, welche den Indiern, den alten Egyptern und Chaldäern so vertraut waren und unserer heutigen wissenschaftlichen Welt gänzlich verloren gegangen sind. — Man schritt sofort dazu, die Gesellschaft zu konstituieren, und Colonel Olcott wurde zum Präsidenten erwählt."

Ein Abend bei H. P. B.

Als ich in diesen Kreis eintrat, fand ich demnach „allerlei Volk" beisammen, einen Kreis, der sich am besten durch den Eindruck beschreiben läßt, den ich von der ganzen Gesellschaft bei meinem ersten Besuch in Madame Blawatzkys Hause empfing: nachdem ich, von meinem Manne begleitet, die Glocke gezogen hatte, öffnete eine saubere, kleine Negerin, die freundlich grinsend all ihre Zähne wies und mit der Hand auf eine, nur durch dunkle, indische Portièren geschlossene Thüre zeigte, aus welcher eine lebhafte Konversation zu uns heraus tönte. Wir

traten ohne jede Meldung ein und wurden mit lautem, freudigem Willkommrufe von H. P. B., wie sich Madame Blawatzky am liebsten nennen ließ, begrüßt.

Sie saß an ihrem Schreibtisch auf einem weiten, bequemen Armsessel, der ebenso zu ihr zu gehören schien, wie die oben beschriebenen, wallenden Gewänder. Eine Theemaschine stand neben ihr, aus der sie unablässig ihre Gäste mit dem duftigen russischen Nationalgetränk bewirtete, ebenso wie ihre schönen Hände keinen Augenblick aufhörten, in den schlanken Fingern feine Cigaretten für sich und alle Anwesenden zu drehen, denn fast noch unzertrennlicher, als von ihren indischen Gewändern, war H. P. B. von ihrer Schale mit haarfein geschnittenem Tabak, die ihr, wenn sie, was nur selten geschah, jemals den Platz wechselte, von der kleinen Negerin nachgetragen wurde. — Um sie herum saßen und lagerten etwa acht bis zehn Personen, Herren und Frauen jeden Alters und anscheinend allen möglichen Gesellschaftsklassen angehörend.

Da war ein uralter Herr, der sich als Richter am obersten Gerichtshof des Staates in Albany und einer der berühmtesten Juristen des Landes auswies neben einem lebhaften jungen englischen Architekten, der so von der Blawatzky und ihren Lehren hingerissen war, daß er ihr, als sie zwei Jahre später nach Indien ging, dorthin folgte, ebenso wie die kluge, aber sehr häßliche, damals gleichfalls anwesende Engländerin, die sich in New York durch Stundengeben ernährte und ärmlich gekleidet war, während ein paar hübsche junge Künstlerinnen in eleganten Toiletten andächtig den Worten der „Russischen Sphinx —" wie H. P. B. oft genannt wurde — lauschten.

Als wir eintraten, erzählte gerade ein sehr distinguiert aussehender Mann einer kleinen Gruppe seine neuesten Erfahrungen aus dem „Geisterreich." Es war ein, seiner Liebenswürdigkeit halber bekannter, früherer Gesandter der Vereinigten Staaten, der jetzt ganz den okkulten Wissenschaften lebte. Alle diese

Leute, sowie einige mir heute nicht mehr erinnerliche Staffage-Menschen, saßen oder lagen in bequemen ungenierten Stellungen auf den niedrigen Divans und Kissen und den kleinen, aus Kisten und Kasten zusammengestellten, und mit indischen Tüchern und Teppichen zu Sesseln umgeformten Sitzen.

Diese bildeten mit den bereits erwähnten Götzen und orientalischen Gerätschaften das Ameublement der Zimmer. Der schöne Kopf Olcotts und die großen, absonderlichen Züge der Blawatzky überragten das Ganze und gaben dem bunten Bilde einen unvergeßlichen Charakter.

In dem verhältnismäßig kleinen Raum herrschte ein Gesumme und Gewirr von Stimmen in verschiedenen Sprachen — ein Wogen von Duft und Tabakswolken, die abwechselnd dem aufgestellten orientalischen Räucherwerk und den russischen Cigaretten, die alle hier Versammelten rauchten — entströmten, daß es einer kleinen Weile Gewöhnung bedurfte, ehe sich Auge und Ohr über das Vorhandene klar werden konnten.

Die Unterhaltung hatte alle möglichen Gegenstände berührt und richtete sich nun ausschließlich auf spiritistische Phänomene. Man wußte, daß Olcott sich jahrelang mit der wissenschaftlichen und gewissenhaften Untersuchung aller in dieses Fach einschlagenden Dinge befaßt hatte; wußte, daß er sowohl wie die Blawatzki, sich längere Zeit dem Spiritismus hingeneigt hatten. Aber man wußte auch, daß beide jetzt andere Theorieen und Erklärungen für diese Vorkommnisse aufstellten als der Spiritismus bot. Man wußte endlich, daß Frau Blawatzki behauptete, die Geisterphänomene (mit Ausnahme vielleicht der Materialisationen) ohne Hilfe von Geistern Verstorbener, nur aus eigener Kraft und nach eigenem Willen erzeugen zu können.

Begreiflicherweise interessierte es uns lebhaft sie persönlich darüber sprechen zu hören und sie that dies in der ihr eigenen lebhaften Manier.

Die erste Frage, die aufgeworfen wurde, war: „Glauben Sie an die Echtheit der spiritistischen Phänomene?“

Mein Mann stellte ihr diese Frage.

Lachend erwiderte sie: „Glaube ich an meine eigene Existenz? Glaube ich, daß wir hier beisammen sitzen und uns sehen, hören, fühlen und berühren können? — Ja — ich glaube *daran* — und eben so fest bin ich von den Phänomenen überzeugt — aber nicht im spiritistischen Sinne!“

„Was heißt das?“

„Daß ich die Vorkommnisse bei spiritistischen Séancen — seien es schriftliche Kundgebungen, Geisterbotschaften durch Klopftöne oder selbst Materialisationen als so wahrhaft bestehend und reell annehme, wie meine eigene Existenz — natürlich betrügerische Manipulationen unehrlicher Medien ausgenommen, aber dennoch behaupte, die Spiritisten haben Unrecht und verbreiten Irrtümer, für die sie einst schwer werden büßen müssen.“

„Wie wollen Sie diese ganz entgegengesetzten Behauptungen vereinen, Helena Petrowna?“ frug mein Gatte.

„Um mich zu verstehen, müssen Sie sich vor allen Dingen mit unserer theosophischen Einteilung des Menschen in sieben Grundteile bekannt machen, mit der Lehre der Wiedergeburt und infolge davon mit dem Gedanken vertraut sein, *was* vom Menschen nach dem Tode überlebt, und in einen Zustand übergeht, den wir „Kama Loka“ oder die Astralebene nennen. Nur von *dort* aus könnten sich Verstorbene uns noch offenbaren.

Dort aber sind sie auch nicht „Geist“ im theosophischen Sinne. Sind sie einmal in den „Geist-Zustand“ eingetreten, von uns „Budhi“ genannt, so können und wollen sie sich unter gewöhnlichen Verhältnissen gar nicht mehr mit Irdischem abgeben.

Ganz sicher aber sich nicht mehr zu jenen thörichten meist

kindischen Manifestationen herbeilassen, wie die in spiritistischen Sitzungen stattfindenden der Mehrzahl nach sind."

Wir blickten die Sprecherin verwundert an — nein! wir verstanden sie noch immer nicht.

„Also sind es nicht die Geister der Verstorbenen, von denen die Medien beeinflußt sind?" frug ich.

„Nein" — lautete die Antwort — „in den allerseltensten Fällen."

„Ja, aber was oder wer ist es denn, der all jene Phänomene ausführt?"

„Wenn wir die sogenannten physikalischen Kundgebungen zuerst nehmen, so sind sie meist aus dem Unbewußten des Mediums — teils in hellseherischer Art entstanden, — wenn es sich um Wahrsagungen oder Schauen in das Vergangene handelt — teils sind sie von Geistern niederer Art — in der östlichen Geheimlehre „Elemental- und Elementargeister" genannt, hervorgebracht."

„Wie" riefen wir erstaunt, „Sie wollen, daß wir an derartige mythologische Geister glauben und verneinen den Glauben an die Geister der Verstorbenen?"

„Ich?" rief die Blawatzky lebhaft. „Ich verneine den Glauben an Geister der Verstorbenen? Nein! Ich stelle nur den Geist des Menschen so unendlich viel höher, daß ich ihn nicht in die enge Form bannen kann, wie der Spiritismus es thut! Die bewußte Individualität des Menschen, die ein Mal „Geist" geworden, wird nur in den allerseltensten Ausnahmsfällen aus ihrer „seeligen Ebene", von uns Devachan genannt, zur irdischen Objektivität zurückkehren."

„Aber die Materialisationserscheinungen?" frugen wir, neugierig wie sie diese interessantesten Kundgebungen erklären würde. „Sind auch diese keine Verstorbenen?"

„Verstorbene? — Vielleicht! Aber nicht ihr Geist — Nur ihr Astralkörper. Jener geist- und seelenlose Doppel-

gänger, den wir auch vom lebenden Menschen sehen können, wenn wir das Auge — d. h. die Fähigkeit dazu haben; oder wenn sich ihm Bedingungen bieten, die er benutzen kann, sich offenbar zu machen."

Wir fingen an zu verstehen. Doch sie fuhr fort: „All das werdet Ihr besser begreifen, je mehr Ihr Euch mit den theosophischen Lehren vertraut gemacht habt."

„Nur noch Eines. halten Sie den Verkehr zwischen uns und unseren Verstorbenen überhaupt nicht für möglich?"

„Ah!" rief unsere Lehrerin erfreut, jetzt sind wir auf dem richtigen Punkt! Ihr habt die rechte Frage am rechten Ort gethan; die wichtigste, auf die ich am liebsten, weil am sichersten nach den Lehren der östlichen Meister antworten kann."

Gespannt horchten wir auf. Sie fuhr fort: „Den rein geistigen — psychischen Verkehr mit unseren vorausgegangenen Lieben halte ich nicht nur für möglich, sondern für absolut gewiß. Aber nicht in jener thörichten, kindischen und materiellen Art wie der Spiritismus ihn lehrt. Wir nehmen, wie gesagt, nach dem Tode des Menschen das Abwerfen der irdischen Wünsche — seiner Leidenschaften und Begierden an — an Stelle dieser tritt seine Weiterentwicklung in allem Edelsten und Höchsten, was er hier erstrebt hat. Sein Zustand ist, nachdem er die Astralebene verlassen, der höchste, den der gewöhnliche Mensch zu fassen vermag; es ist sein Manas- — oder Denkergrundteil, welches sich nun auslebt im glücklichen Devachan, (Seligkeit). Jenes fünfte Grundteil besitzen wir aber alle schon zu Lebzeiten; wir sind uns dessen im Traum und im höchsten, extatischen Zuständen auch bewußt.

Mit diesem hohen Prinzip unseres Selbst nun vermögen wir uns in den Zustand der reinen Geistessphäre unserer weiter vorgeschrittenen Verstorbenen zu begeben — wir steigen hinauf zu ihnen, nicht sie herab zu uns. Natürlich ist es in

Wahrheit ja gar kein Hinauf- oder Herabsteigen, sondern nur eine Zustandsveränderung. Darauf beruht auch meine Erklärung der Medien. Ich habe das erst kürzlich niedergeschrieben — als Notiz für ein später zu schreibendes Buch. Olcott, geben Sie mir die „Note."

Während Olcott aufstand das Gewünschte aus dem Wust von Papieren auf dem Schreibtisch herauszusuchen, sagte sie lachend:

„Der arme Olcott! er hat seine liebe Not mit mir. Was ich in meinem unglaublichen Englisch hinkritzele, muß der Unglückliche verständlich in eine korrekte, menschliche Sprache bringen. Denn ich bin jetzt durch meine ewigen Reisen in aller Sprachen Länder so weit, daß ich Russisch ver- und keine andere Sprache gründlich erlernt habe!"

Wir lachten und protestierten, denn H. P. B. dozierte, scherzte und schalt ebenso brillant in Französisch wie in Englisch, Russisch und mehreren anderen Idiomen.

Inzwischen hatte Olcott die Notiz gefunden und sie las uns ungefähr Folgendes vor (sie hat es später hauptsächlich im „Schlüssel zur Theosophie" benützt:)

„Während der Körper des Mediums im somnambulen Schlaf oder Trance mit seinen irdischen Sinnen so zu sagen ausgeschaltet ist, wird das geistige Ego von seinen materiellen Fesseln befreit und befindet sich in denselben Bewußtseins-Sphären mit den durch Tod entkörperten Wesen. Besteht eine Sympathie zwischen solchen und dem Medium, so können sie leicht in Verbindung treten.

Der ganze Unterschied zwischen einem mediumistisch veranlagten Menschen und einem anderen ist, daß ersterer seinen, von den Fesseln der gröbsten Materie befreiten Geist dazu benützen kann, die Organe seines passiven Körpers — der ja während dessen in Schlaf liegt — nach des fesselosen Egos Willen sprechen, schreiben und handeln zu lassen. Er kann, da

er die Gedanken und Wünsche der körperlosen Wesen, mit denen er verkehrt liest oder besser intuitiv empfindet, diese durch die Organe seines noch materiellen Körpers wiederholen lassen. — Im Traum sind wir wohl alle imstande, dies zu thun — aber wer nicht für die rein geistige Beeinflußung empfänglich ist, weil sein Körper zu grob materiell und positiv ist — der wird sich entweder solches „Traumes" gar nicht erinnern oder ihn als „dummes Zeug" verlachen und die darin empfangenen Kundgebungen verachten." —

Da H. P. B. zu Ende gelesen hatte, so frug ich: „Dies wäre also zugleich die Erklärung von Wahrträumen?"

„Nicht ganz," entgegnete sie. „Aber das alles zu erklären würde uns zu weit und vom Spiritismus fortführen. Sie verstehen aber jetzt doch schon, daß und weshalb wir Theosophen, ebenso wie übrigens alle alten Religionen es thaten — diese Geisterbeschwörungen verwerfen. Wir sagen, sie sind sündhaft und grausam, denn sie stören nicht nur die Ruhe der Dahingeschiedenen, sondern vor allem hindern sie dieselben, durch das ewige Zurückrufen zur Erde und zu irdischen Interessen an ihrem fortschreitenden Eingehen in höhere Zustände. — Doch von diesen und vielem, vielem anderen sprechen wir in Zukunft."

Wir hatten nun so viel Neues und zu tiefem Nachdenken Anregendes von unserer interessanten neuen Freundin vernommen, daß wir Abschied nahmen, nicht ohne gerne der Aufforderung zu entsprechen recht oft — ja täglich wiederzukehren. —

Aus Frau Blawatzkys Kindheit.

Ich will nun einige kurze Daten über das Leben der merkwürdigen Frau geben, wie ich sie durch sie selbst, aber

mehr noch durch ihre Schwester Frau Staatsrätin Jelichofsky und die Erzählungen anderer Freunde gesammelt habe. So abenteuerlich, ja — unglaublich sie klingen mögen, sind die Berichte doch alle übereinstimmend und — nach dem Einfluß zu urteilen, den die „nordische Sphinx" noch jetzt auf ihre ganze Umgebung (unter der sich in London bedeutende Menschen aller Klassen befanden, auf die ich noch später zu sprechen kommen werde) ausübte, nicht wunderbarer, als die bis zu ihrem Tode von ihr berichteten Dinge.

Damals, als ich sie kennen lernte, war ihr bedeutendes und in jeder Weise merkwürdiges Buch „Isis unveiled", „die entschleierte Isis", gerade erschienen: Alle Welt bewunderte es und wunderte sich, am meisten aber diejenigen, die Madame Blawatzky intimer kannten. Hier war eine solche Fülle von Wissen, eine solche Unzahl von Zitaten aus den allergelehrtesten Werken der alten östlichen Litteratur angehäuft und zusammengetragen, daß selbst berühmte Forscher auf jenen Gebieten erstaunt frugen: wie ist es möglich, daß eine Frau, die keine Universitätsbildung genossen hat, nur allein die Quellen kennt, aus denen zu schöpfen für ein solches Werk notwendig war?

Das Buch erregte so viel Aufsehen, daß man anfing, nach den Antecedenzien der Verfasserin zu forschen. Man erfuhr:

Helena Petrowna Blawatzky war die Tochter des Obersten Peter von Hahn (Zweiglinie der mecklenburgischen Grafen Hahn) Hahn von Rottenstern-Hahn; ihre Mutter gehörte der in Rußland sehr angesehenen Familie Fadeeff an und ihre Großmutter war eine Fürstin Helene Dolgoruky. — Helena Petrowna ist 1831 im Süden Rußlands in Ekaterinoslaw geboren.

Schon als kleines Kind war sie mit einer Gabe behaftet, die man heutzutage mediumistisch nennt oder nennen würde, die aber damals den Schrecken und das Grauen der Familie und Dienerschaft erregte. Sie zog die Gespielen ihres Traum-

lebens denen der Wirklichkeit vor; sie behauptete, umringt zu sein von kleinen Wesen, die sie sah, mit denen sie sprach, und deren für andere unhörbaren Antworten sie lauschte.

Sie konnte zornig werden, wenn man ihr die Realität dieser Gestalten bestritt, und behandelte ihre Schwester, sowie Bonnen und Gouvernanten mit geringschätzigem Bedauern, daß sie nur mit ihren „Kopfaugen" sähen und nicht auch mit den „anderen", für die sie aber weiter keine Erklärung geben konnte.

Die außergewöhnliche Erregbarkeit ihres Temperamentes, die ihr bis in das späteste Lebensalter blieb, machte sie schon als Kind teils zum Abgott, teils zum Schrecken ihrer Umgebung, da Anfälle an maßloser Wut mit solchen von grenzenloser Herzensgüte und Zärtlichkeit fast ohne vermittelnden Übergang bei dem begabten Kinde wechselten. Von ihrem sechsten bis elften Jahre war ihre Erziehung hauptsächlich dem „Regiment" überlassen; die Mutter starb, und der Oberst wurde aus einer Garnison in die andere versetzt.

Daher wohl die absolute Freiheit und Manierlosigkeit, ja der Haß, den Helena Petrowna Blawatzky für alle gesellschaftliche Konvention behielt, obgleich sie selbst diese Abneigung, wie vieles andere in ihrem Sein, auf andere esoterische Weise erklärte. Um jedoch diese Erklärung faßlicher zu machen, muß ich hier wenigstens in Kürze sagen, was die Theosophie darüber lehrt.

Giordano Brunos schöne Worte fassen diese Lehre zusammen in:

„Nimmer vergeht die Seele; vielmehr die frühere Wohnung
Tauscht sie mit neuem Sitz und lebt und wirket in diesem.
Alles wechselt, doch nichts geht unter."

Kurze Erwähnung der Theosophischen Lehre von der Entwicklung des Menschen.

Nicht Seelenwanderung, wie so oft irrtümlich verstanden wird, nimmt die Theosophie an, sondern Weiterentwicklung derselben Identität, Vollendungsstreben einer Wesenheit — einer „Seele". — Als Seele ist anzusehen ein losgelöstes Teilchen der großen, göttlichen Weltseele, das durch den Wunsch, den „Willen zum Leben" in das irdische, oder richtiger ausgedrückt, planetarische Dasein tritt (da dies ebenso auf einem anderen Stern geschehen mag). Hier macht dieses Teilchen — diese Identität alle Evolutionen, jede Erfahrung vom Keime bis zur höchsten Daseinsstufe durch. — Eine dieser, unserem menschlichen Ermessen nach, höchsten Stufen ist der Buddha — der Christus — der uns noch heute als Mahatma — Yoga-Weiser, Adept, zur Erscheinung kommt. Dieser Gottmensch, der, nach millionenfachen Wiederverkörperungen, die höchste Vollendung erreicht, die wir mit unseren irdischen Begriffen für den Menschen fassen können, hat nach der esoterisch buddhistischen und ebenfalls theosophischen Anschauung Gewalt erlangt, nicht nur über seinen eigenen Körper, den er zu Leben oder Tod zu zwingen vermag, sondern auch über die Natur in all ihrem Walten; er ist am Ende der langen Kette irdischer Verkörperungen angelangt und hat nur noch wenige Stufen durchzumachen, um dann, da er den „Willen zum Leben" überwunden hat, in das Nirwana, d. h. in die höchste Gottseligkeit und bald darauf in Wiedervereinigung mit der Weltseele zu treten.

Solchen Meistern (Mahatmas) war Helena Petrowna mit Leib und Seele ergeben. Von ihnen, sagte sie, sei sie gebildet worden, und ihnen hatte sie ihr Leben und ihren Lebenszweck geweiht.

Das Wort „Mahatma" bedeutet „große Seelen". (Maha — groß — Atma — Seele.)

Sie behauptete, sie sei in einer früheren, wahrscheinlich ihrer letzten, Verkörperung ein Hindu — ein weit vorgeschrittener Tschela — fast ein Adept, gewesen.

In jener Zwischenzeit zweier Reïnkarnationen, dem „Geist-Zustand" der Menschenseele, habe sie im Verkehr mit den allweisen Mahatmas gestanden; diese hätten sie zum Boten auserkoren, die große Kenntnis der Meister in den Westen zu tragen, zu jenen Völkern, welche, in Materialismus befangen, die alte, heilbringende Lehre des Okkultismus, des Übersinnlichen, nur ganz allmählich zu empfangen vermögen, die noch heute wie vor Jahrtausenden „steinigen ihre Propheten, die der Herr gesandt".

So erklärte sie ihre sich bereits in der zartesten Kindheit offenbarende, übersinnliche Begabung, die sich schon damals manifestierende Zusammengehörigkeit mit jenen Meistern, welche, wie sie fest glaubte und behauptete, niemals, auch nur auf einen Tag, ihre Hand, ihren Einfluß von ihr zurückgezogen hätten.

Es werden aus der Zeit ihrer Kindheit von ihr selbst und ihren Verwandten, — welch letztere gar kein Interesse daran hatten, das „Wunderbare" in Helena Blawatzkys Leben aufrecht zu erhalten, die sich im Gegenteil viele Jahre hindurch sehr feindlich dagegen verhielten — so unglaublich merkwürdige Geschichten erzählt, daß ich mich scheue, dieselben hier wiederzugeben, um nicht selbst in den Ruf des „Behextseins" zu geraten.

Das Eigentümliche dabei ist nur dies, daß Jeder und Jede, die mit Mme. Blawatzky durch den ganzen langen Lauf ihres sechzigjährigen Lebens zusammenkamen, Menschen aller Nationalitäten, aller Gesellschafts- und Bildungsklassen, aller Temperamente und aller Geistesrichtungen, derlei Wunderbares mit ihr erlebt, bei ihr gesehen haben, und, daß sich ihr wohl

einzig dastehender Einfluß auf fast Jeden, der ihr nahe kam, auch nur durch diese übersinnliche Macht verstehen läßt.

Vor allem waren es zwei Gestalten der intelligiblen Welt, welche das Kind Helena Petrowna niemals verließen: ein kleiner, buckliger Knabe, den, was ihr unfaßlich war, niemand kennen wollte, und über den sie oft bitterlich weinte, wenn ihre Schwester behauptete „der ganze Junge sei ein Gespenst."

Die andere, noch wunderbarer: ein großer, schöner, hoheitsvoller Mann, den sie ihren Beschützer nannte. Immer beschrieb sie ihn auf gleiche Weise — durch ihr ganzes Jugendleben — mit ihm sprach sie seit ihrer zartesten Kindheit stundenlang; von ihm behauptete sie, daß er sie in den Gefahren ihres Lebens schütze — seine Züge und Gestalt änderten sich niemals, und — jetzt kommt das Wunderbarste: im späteren Leben begegnete sie ihm, einem lebenden Manne, — eben einem jener „Meister" in Indien, und kannte ihn so genau, als ob sie in seiner Gesellschaft aufgewachsen wäre.

Und wer Frau Blawatzky gekannt hat, erinnert sich gewiß des herrlichen Porträts, das in ihrem Arbeitszimmer in einem besonderen Schreine hing — ein dunkel gebräunter Hindu, mit einem göttlichen Blick, einem Blick — schöner, tiefer, gewaltiger, als der irgend eines mir bekannten Christuskopfes. Das Bild hängt jetzt in Adjar.

Weitere Lebensdaten H. P. B.s.

Die Kindheit nahte ihrem Ende. Helena Petrowna war fünfzehn Jahre, als sie an einen alten Roué, den halbasiatischen General Blawatzky, verheiratet wurde. Doch die wilde, widerspenstige Braut weigerte ihm so energisch das Recht des Eheherrn, daß diese Ehe niemals vollzogen wurde. Da die

Familie sich weigerte, dem Skandale einer Scheidung Vorschub zu leisten, so floh Helena Petrowna nach drei Monaten, die sie auf einem Gute ihres Gatten im Kaukasus verbracht hatte — um nie mehr zu ihm zurückzukehren. — Ihre Flucht und die darauffolgenden Jahre sind eine „wilde Geschichte" voll abenteuerlicher Verkleidungen, Ritte und Segelschiffahrten durch den halben Orient.

Schon in Egypten fiel die wunderlich begabte junge Frau in die Hände eines alten Kopten, eines weisen und sehr berühmten Mannes, der sich der Schülerin annahm, und hier scheint sie den ersten positiven Grund zu ihrer späteren okkulten Weisheit gelegt zu haben.

Aber weiter und weiter wurde die ruhelose Wanderin getrieben und von einem Weltteil zum anderen verschlagen. — So kam sie schon 1851 nach Amerika, (Mexiko) und dort erwachte die Sehnsucht nach Indien, der Quelle aller jener Weisheit, nach der ihre junge Seele dürstete.

Sie hatte in Mexiko einen Hindu, einen „Tschela" (Schüler der Meister), kennen gelernt und mit ihm und einem Deutschen, einem ebenfalls „den Pfad Suchenden," machte sie sich auf den Weg über das Kap nach Ceylon und per Segelschiff nach Bombay, wo sie das erstemal zu Ende des Jahres 1852 ankamen.

Es folgt nun wieder eine wirre Zeit, über die Frau Blawatzky, die selbst niemals Tagebücher führte, nur unklar zu berichten wußte. Das einzige sichere Faktum ist, daß es ihr endlich, ungefähr um das Jahr 56, gelang, nach Tibet, jenem Mutterland der Wunder, und dort bis zu jenem Meister zu gelangen, jenem Mahatma, der sie und ihren Geist, wie sie von Kind an glaubte, leitete, bildete und dem sie blindlings gehorchte.

Als er ihr einige Jahre später gebot, nach Europa zurückzukehren, that sie auch dies, jedoch nicht mehr ein Medium, d. h.

nicht mehr ein Werkzeug, willenlos dem Spiel oder den Launen jener Geister anheimgegeben, welche die Theosophen unter dem Namen „Elementarwesen“ annehmen, sondern ein „Tschela“, ein Schüler in der Yogaweisheit, der nach eigenem Willen und Bedarf jene Wesen, sowie die ihm selbst und der ganzen Natur innewohnenden Kräfte lenkt, beruft und mit ihnen die Phänomene ausführt, welche der Spiritismus nur den Geistern Verstorbener zuschreibt.

Einiges aus der „Entschleierten Isis“.

Aus dieser Zeit in Tibet erzählt H. P. B. in ihrer „Entschleierten Isis“ allerlei Merkwürdiges. Es würde mich zu sehr aufhalten, mehr als Eines hiervon zu bringen. Dies jedoch scheint mir interessant genug, um hier berührt zu werden.

Nachdem sie erzählt hat, daß sie selbst mit einigen anderen Reisenden bis Islamabad gekommen war, fährt sie fort: „Hier erfuhren wir durch unseren Schaman (Dolmetscher), daß eine Partie von Lamaischen „Heiligen“ in der Nähe sei, und daß die drei „Ehrwürdigen“ mit ihnen reisten; die Mönche daher im Stande seien, die größten Wunder zu vollbringen. (Die drei „Ehrwürdigen“ sind die Buddhistische Dreieinigkeit: Buddha, Dharma und Sangha, oder Fo, Fo und Singh, wie sie in Tibet heißen.) Die „Heiligen“ hatten ihren Aufenthalt in einem alten Höhlentempel genommen. Herr K., einer meiner Reisegefährten, war ein positiver Materialist und jubelte auf bei dem Gedanken, den „Humbug“ aufzudecken. Aber der Oberste der Mönche, ein Pase-Budhu (Asketiker der strengsten Art), weigerte sich, irgend welche Phänomene zu produzieren und war dazu weder durch Bitten noch durch Geschenke zu bewegen.

Erst nachdem ich einen in meinem Besitz befindlichen Talis-

man aufwies, entschloß er sich, unserem Wunsche zu willfahren. — Der Talisman ist ein Carneol, dem die Tibetaner große, geheimnisvolle Kräfte zuschreiben; der mystische Triangel ist darin eingeschnitten. Herrn K. wurde ein Eid abverlangt, daß er sieben Jahre lang nicht verraten dürfe, was er sehen oder hören werde. Dann wurde aus dem Dorf ein drei oder vier Monate altes Kind geholt, dieses auf ein Stück Teppich in die Mitte des Tempels gelegt, und zwei Bettelmönche stellten sich an den Eingang um Unberufene abzuhalten.

Dann setzten sich alle Lamas auf den Boden, mit dem Rücken an die Granitwände des Tempels gelehnt, so, daß alle mindestens zehn Fuß von dem Kinde entfernt waren. Nur Herr K. setzte sich dicht neben dasselbe, es aufmerksam beobachtend. Die einzige Bedingung war absolutes Schweigen und ruhiges Abwarten des Kommenden.

Helles Sonnenlicht fiel durch das geöffnete Thor. Allmählich versank der „Obere" in einen Zustand tiefster Meditation, und die anderen, nach einer kurzen Invokation, wurden ebenfalls still und sahen aus, wie versteinert. Es wurde beängstigend still und nur das Kind klagte leise; aber nach einigen Augenblicken wurde auch dies ruhig; seine Glieder wurden staar, der ganze kleine Körper war steif und tot.

Wir, Herr K. und ich, sahen uns an, und mit einem raschen Blick vergewisserten wir uns, daß alle regungslos auf ihren Plätzen saßen.

Plötzlich, zu unserer größten Verwunderung, sahen wir das Kind, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, sich in eine sitzende Stellung erheben, und nach einigen weiteren schlagartigen Zuckungen stand das viermonatliche Baby auf den Füßen, fest, wie ein Mann.

„Nach ein bis zwei Minuten", schreibt Herr K. in seinen Notizen hierüber, „wandte das Kind seinen Kopf mir zu und sah mich mit einem Ausdruck von so „alter Intelligenz" an,

daß es einfach entsetzlich war. Ein Schauder überlief mich. — Ich zwickte meine Hände, mich zu überzeugen, daß ich nicht träume; aber dies war erst der Anfang. Das Wunderwesen machte, wie mir schien, zwei Schritte auf mich zu, setzte sich und begann, ohne seine Augen von den meinen zu verwenden, Satz für Satz die Worte zu sprechen:

„Ich bin der alte Lama; ich bin sein Geist in einem neuen Körper u. s. w.“

Wir waren entsetzt; das Haar stand mir zu Berge, und mein Blut erstarrte. Hier war kein Betrug, keine Bauchrednerkunst. Des Kindes Lippen sprachen, und seine Augen schienen meine Seele zu suchen mit einem Ausdrucke, der mich glauben ließ, es sei das Gesicht des „Oberen“ selbst, *seine* Augen, *sein* Blick, den ich sah. Es war, als sei *sein Geist in das kleine Körperchen des Kindes eingetreten und sähe mich an durch die transparente Maske des Kindergesichtchens*. Jetzt griffen die Hände des Kindes nach mir, und es legte seine kleine Hand auf die meine. Ich fuhr zusammen, wie bei der Berührung einer glühenden Kohle. Ich konnte die Scene nicht länger ertragen und bedeckte mein Gesicht mit den Händen. Es war nur ein Augenblick; als ich aufsah, war das Kind wieder ein weinendes Baby, lag auf dem Rücken und stieß einen jämmerlichen Schrei aus. Der „Obere“ hatte seine natürliche Art wieder angenommen und fing an, mit uns zu sprechen. Nach einer Menge von uns gestellten, meist unbeantwortet gebliebenen Fragen, gab der „Obere“ nur *eine* Auskunft, die als höchst bedeutungsvoll angesehen werden muß.

Herr K. frug durch den Schaman: „Was wäre geschehen, wenn ich, während das Kind sprach, in einem Anfall von höchstem Entsetzen das Kind getötet hätte?“ Er antwortete: „daß, wenn der Schlag nicht *augenblicklich* tödlich gewesen wäre, das Kind *allein* getötet worden wäre. „Aber,“ fuhr

K. fort „nehmen wir an, die Tötung wäre mit Blitzesschnelle geschehen?“ „In dem Falle,“ war die Antwort „hätten Sie mich ebenfalls mit getötet.“ —

Soweit Madame Blawatzky. —

Frau Blawatzky in Rußland.

Im Jahre 1858 finden wir Helene Blawatzky, längst gesetzlich von ihrem Gatten geschieden, wieder im Hause ihres Vaters, wo nun, nach Aussagen der Augenzeugen, gar seltsame Dinge geschahen: geheimnisvolle Töne, Klopflaute und Stöße, ohne sichtbaren Kontakt sich bewegende Möbel, Zu- oder Abnahme des Gewichtes verschiedener Gegenstände und endlich das Erscheinen der Formen abwesender, entweder lebender oder auch zu verschiedenen Zeiten gestorbener Personen.

Was von ihr berichtet wird, sind jene tausenderlei Dinge, die jedes gute Medium vollführt; nur daß, wie gesagt, Frau Blawatzky dieselben, nach ihrer eigenen Aussage, nicht mit Hilfe von Geistern (wenn wir hier Geister nur als den überlebenden Teil von Menschen annehmen, die von der Erde geschieden), sondern durch eigene nach Belieben ausgeübte Kräfte vollführte. —

Zwei Begebenheiten will ich davon erzählen, die eine, weil merkwürdig um der Person halber, mit der sie stattfand, die andere, weil an sich wunderbar.

Im Laufe ihrer damaligen, mehrjährigen Anwesenheit in Rußland machte sie mit ihrer Schwester eine Reise von Moskau nach Tiflis. Sie hielten sich in Zadrusk, einem Wallfahrtsorte, einige Stunden behufs Pferdewechsels auf. Frau Blawatzky nahm damals schon einen antikirchlichen Standpunkt ein; sie hatte sich der buddhistisch-theosophischen Lehre hinge-

geben und folgte nur unwillig der Bitte ihrer Schwester, die berühmte Kirche mit den Reliquien des hl. Tichon zu besuchen, wo heute gerade der Metropolite von Kiew (der später berühmte Metropolite von St. Petersburg) der gelehrte und seiner Weisheit und Güte halber hochverehrte Vater Isidor, die Messe las.

Beide Frauen kannten den berühmten Kirchenfürsten seit ihrer Kindheit, wo er Exarch von Georgien gewesen war und wo sie ihn oft im Hause ihrer Großeltern gesehen hatten. Er ließ die beiden Damen durch einen Mönch einladen, ihn nach Beendigung des Gottesdienstes in des Erzbischofs Hause zu besuchen und empfing sie äußerst herzlich.

Aber kaum hatten sie im Salon Platz genommen, als ein schrecklicher Lärm im ganzen Zimmer hörbar wurde: man vernahm ungestüme Schläge und Klopflaute von allen Seiten, und die Möbelstücke begannen zu krachen und zu tanzen. Von dem großen Kronleuchter unter der Decke, dessen einzelne Krystallprismen mit eigenem Leben begabt zu sein schienen, so klirrten sie aneinander, bis zu dem Tische, bis unter die Ellbogen seiner Heiligkeit des Metropoliten, der sich darauf lehnte, war alles aus Rand und Band. Die Staatsrätin Jelikowsky (Frau Blawatzkys Schwester) war ebenso entsetzt, wie der Metropolit Isidor erstaunt war, und die Urheberinnen des Spukes amüsiert schienen. Aber Vater Isidor begriff sehr schnell die Situation; er hatte viel über sogenannte „Spiritistische Manifestationen" gelesen und lachte herzlich, als er einen großen Armstuhl langsam auf sich zukommen sah; dann zeigte er sich aufs äußerste bei den stattfindenden Phänomenen interessiert. Er frug, welche der Schwestern mit dieser merkwürdigen Kraft begabt sei, und wann und wie sie sich zuerst gezeigt habe. —

Nachdem ihm alles erzählt und erklärt worden, was Helena Petrowna glaubte ihm erklären zu dürfen, frug er, ob sie ihm gestatte, eine „question mentale" (innerliche, unausgesprochene

Frage) zu stellen; sie antwortete: „Natürlich, Euer Heiligkeit haben zu befehlen."

Die Antwort kam sofort und so präzis und so genau zutreffend, wie der Metropolit sie erwartet hatte, daß er aufs höchste verwundert und interessiert wurde und seine Besucherinnen noch mehrere Stunden zu allerlei weiteren Experimenten bei sich behielt, hauptsächlich mit den „unsichtbaren Besuchern", wie er sie nannte, sich unterhaltend und erstaunt über deren „Allwissenheit".

Als er die Schwestern endlich entließ, segnete er sie, und sich an Frau Blawatzky wendend, sagte er: „Lassen Sie Ihr Herz nicht durch die Wundergabe beschweren, die Ihnen zu Teil geworden, und lassen Sie diese niemals eine Quelle des Leides für Sie werden! Sie ist Ihnen sicherlich zu einem großen Zweck verliehen, und Sie sind unschuldig daran. Sie können, wenn Sie die Gabe weise benützen, Ihren Mitmenschen unendlich viel Gutes thun." —

Der zweite Fall: Ein oder zwei Jahre später finden wir die „Wunderfrau," wie sie jetzt schon vielfach genannt wurde, von schwerer, nervöser Krankheit daniedergeworfen, wieder in einem weltverlorenen Dorfe im Kaukasus. Sie schwand so sichtlich dahin, daß ihre besorgte Familie beschloß, sie mit einigen langjährig bewährten Dienern nach Tiflis zu senden, wo wenigstens Ärzte zu finden waren.

Sie selber zu schwach um zu reiten, die Straßen zu schlecht, um die kranke Frau einer Wagenfahrt auszusetzen, wurde sie auf dem Fluß in einem großen Boot mit vier Dienern fortgeschickt. Was sich hier ereignete, hat man daher nur von diesen erfahren, unter denen sich ein alter treuer Diener des Hauses befand, dessen Bemühungen allein es zu danken war, daß nicht alle die Kranke im Stich ließen und entsetzt entflohen. Sie behaupteten nämlich, daß, als sie nachts den kleinen Strom hinunter gesegelt, sie in mehreren aufeinander folgenden hellen

Nächten vor Schrecken fast von Sinnen gekommen seien, da sie deutlich gesehen hätten, wie ihre Herrin oder Etwas, das sie genau für diese hielten, in der Luft leise über den Rand des Schiffes geschwebt und dem Walde zu geglitten sei, während doch zur gleichen Zeit vor ihnen, auf dem Grund des Bootes, der Körper dieser selben Herrin, scheinbar entseelt, auf dem Bette gelegen.

Der Mann, der das Boot „taute" (d. h. an Tauen, vom Ufer aus, zog, eine auf den mit niedrigem Wasserstand versehenen Flüssen Rußlands sehr gebräuchliche Beförderungsart) ließ zweimal das Seil im Stich und lief, als er die schwebende Form sah, laut schreiend davon. — Natürlich war, daß, in in Koutaïs angekommen, die Diener sie verließen, mit Ausnahme des alten Getreuen. Nie wieder wollten sie die „unheimliche Barina" wiedersehen! (Barina=Herrin.)

H. P. B. als Tschela (Schüler).

Die Jahre zwischen 1867 bis 70 bezeichnen ihre große Wandlung und jenen Fortschritt, den ihr berühmter und interessanter Biograph A. P. Sinnett den Schritt von der „Schülerschaft zur Arbeit" nennt. Sie hatte diese Zeit wieder in Indien bei ihren „Meistern" zugebracht und kam mit ihrer „Mission" beauftragt zurück.

So klar sie sich über die ihr auferlegte Pflicht war — so gänzlich unklar war ihr der Weg, auf dem sie zu ihrem Ziel gelangen sollte. Aber so fügsam, so geduldig stand diese einst so unbändige Natur jetzt unter dem Willen „ihres Masters", daß sie jedem, auch dem schwierigst auszuführenden Befehle gehorchte, gleichviel ob er sie mit oder gegen ihr eigenes Wünschen bis ans Ende der Welt rief. Um dem europäischen Leser, der mit derlei Fragen meist gänzlich unvertraut ist, einen Be-

griff von dem Geisteszustand Helena Petrowna Blawatzkys zu geben, will ich diesen erklärenden Passus aus A. P. Sinnetts Werk hier einschalten. Sinnett hat selbst mehr als die Hälfte seines Lebens in Indien dem Studium der okkulten Wissenschaften gewidmet und ist besser, denn irgend jemand in der Lage, diese Punkte zu erörtern. Die hohe Achtung, die er als Mensch und Gelehrter in England genießt, giebt ihm ein Recht, sein Wort hören zu lassen.

Er sagt: „Frau H. P. B.s Zustand ist so absolut unähnlich jedem andern, gewöhnlichen, weltlichen Leben und jeder Erfahrung, die solch ein alltägliches Leben bietet, daß ich es für nötig halte, die Art der Bande zu erklären, welche bei okkulter Initiation im Osten zwischen dem Schüler, dem Tschela, und seinem Lehrer, dem Master oder Guru, bestehen. Ich habe in den letzten Jahren viele Tschelas kennen gelernt und kann über den Gegenstand nach Belehrungen sprechen, die ich aus ganz sicheren Quellen habe.

Das erste Motiv, welches Leute leitet, sich zu Tschelas auszubilden, ist der Wunsch nach geistiger und seelischer Erhebung, welche zum Verständnis eines höheren Zustandes und höherer Kräfte des Menschen und der Natur zu führen vermag. Mit Berufung auf die esoterische Ansicht von der menschlichen Seele und deren fortschreitender Entwicklung ist zu verstehen, daß Menschen manches Mal, wie in Mme. Blawatzkys Fall, von Kindheit an diesen Hang nach okkulter Belehrung und psychischer Entwicklung (aus einem vergangenen Dasein) mitbringen; denn es ist das Normalgesetz der Natur, daß eine Seele, die einen gewissen Vorrat oder Schatz von fortschrittlicher Entwicklung in einem physischen Leben, (einer Inkarnation) gesammelt hat, wiedergeboren wird, ohne die so errungenen Attribute zu verlieren.

Wenn der Tschela nicht, durch besondere Umstände gezwungen, eine aktive Rolle in irgend einer Aufgabe zu voll-

führen hat, so ist es seine Pflicht, sich in sich selbst, in sein inneres, geistiges Leben zu konzentrieren. Er muß daher im allgemeinen, dem Publikum gegenüber, das Faktum, daß er ein Tschela ist, verbergen, denn er hat noch nicht das Recht und die Weisheit zu unterscheiden, wer in die „Mysterien" eingeweiht werden soll und wer nicht. Er hat nur die ihm anvertrauten Geheimnisse zu bewahren. Andererseits jedoch mögen die Obliegenheiten seines Dienstes ihm gebieten, Dinge in der Welt zu vollführen, die eine teilweise Erklärung seines Zusammenhanges mit seinen Meistern, Gurus, notwendig machen, und dann wird seine Stellung eine weit schwierigere. Denn solch ein Tschela — wie vollendet auch die Möglichkeit seines okkulten Verkehres zwischen ihm und den Masters sein mag — darf sich niemals auch nur für einen Augenblick als ein blindes Werkzeug in deren Händen betrachten. Er ist im Gegenteil ein verantwortlicher Agent, dem es überlassen bleibt, seine Aufgabe nach dem Licht seines eigenen Ermessens zu vollbringen, und er wird niemals Befehle erhalten, die mit diesem Prinzip in ernstem Widerspruche stehen.

Diese „Befehle" werden immer einen mehr allgemeinen Charakter tragen, oder, wenn sie sich auf Einzelheiten beziehen, werden sie nicht, um sich einer okkulten Phrase zu bedienen, mit seinem Karma (Geschick) in Widerspruch treten, d. h. sie werden des Agenten moralische Verantwortung nicht aufheben.

Endlich ist unter „Befehl" zwischen Initiierten im Okkultismus zu verstehen, daß auf der Vollführung solch eines Gebotes niemals bestanden wird. Für die Nichtvollführung desselben giebt es keine gewisse oder vorgeschriebene Strafe.

Für den Tschela hat der Befehl nur das Gewicht, daß er, im Falle des Nichtgehorchens, wahrscheinlich niemals wiederholt wird; d. h. daß die Befehle der „Meister" an ihn ausbleiben.

Es ist daher ein Befehl nur in dem Sinne des Tschelas, der durch den Eifer seines Gehorsams seine höchsten Fähigkeiten

und Aspirationen auf die „Meister" konzentriert; aber der geleistete Dienst steht in seinem absoluten Willen."

So weit Sinnett über Tschelas. Als solch ein oder solch eine Tschela begegnete mir damals H. P. B.

Ihre Bekanntschaft mit Colonel Olcott.

Sie war infolge eines „Befehles" im Jahre 1873 nach Amerika gekommen und hatte vier Jahre später, als ich sie kennen lernte, einen Kreis bedeutender und interessanter Menschen um sich zu versammeln verstanden, von denen ich versucht habe, eine, wenigstens äußerliche Schilderung zu geben.

Ihr Einfluß auf alle diese Personen war ein geradezu verblüffender. Durch die Landsmannschaft mit meinem Manne und unsere gegenseitige starke Sympathie wurden wir schnell intim und sahen sie, wie Colonel Olcott, fast täglich. — Sie hatte Colonel Olcott im Staate Vermont in einem Farmhaus der Brüder Eddy (ganz abnorm begabte Medien) kennen gelernt. Er, Olcott war im Auftrage einer der größten Zeitungen New Yorks dorthingegangen. Er sollte die Phänomene auf ihre Echtheit oder den dabei verübten Schwindel untersuchen.

Mme. Blawatzky war unter der Leitung (geistigem Eindrucke) ihres Meisters hingekommen — um Olcott kennen zu lernen, d. h. ihr war die Weisung geworden, daß sie dort den zu ihrem Werke nötigen Mann finden werde.

Welch einen tiefgehenden, sein Leben umgestaltenden Einfluß diese alte, häßliche, in keiner Weise einen verführerischen Eindruck machende Frau auf den geistreichen, gelehrten Juristen gewann, der bisher als Lebemann bekannt gewesen, zeigte sich bald.

Nach Verlauf eines Jahres war er so mit Leib und Seele

den Lehren und Ideen ihrer großen Meister hingegeben, daß er den glänzenden Beruf eines der ersten Rechtsanwälte in New York niederlegte und sich ganz der Sache der Theosophie widmete.

Um aber dem vielleicht gegen eine solche anscheinend unvernünftige, enthusiastische That eingenommenen Leser einen Begriff von dem Manne zu geben, der sie vollführte, mag hier eine Note folgen, die der damalige Sekretär der Regierung in Indien, Chef des Ackerbau-Departements, über ihn ausgab: „Was des Colonel Olcotts Titel anbelangt, so werden Ihnen die Papiere, die ich hier einsende, beweisen, daß dieser Herr ein Offizier der amerikanischen Armee ist, der große Dienste während des Bürgerkrieges leistete (wie die Briefe des Sekretärs des Kriegs- und Flotten-Departements bezeugen) und der in seinem Vaterlande eine so hervorragende Stellung einnahm, daß der Präsident der Vereinigten Staaten sich bewogen fühlte, ihn mit einem eigenhändigen, warmen Empfehlungsschreiben an alle Gesandten und alle Konsuln der Union zu versehen, als er im Jahre 1878 Amerika verließ." —

Wenn ein solcher Mann Stellung und Vermögen opfert, um einer Idee zu dienen, so wird wohl niemand ihn als Narren oder Glücksjäger bezeichnen können. Es gehört zu einem solchen Aufgeben alles weltlichen Vorteiles eine tiefe Überzeugung, ein ideales Ziel! Beiden ist dieser seltene Mensch bis heute treu geblieben. Wie bereits gesagt, hatte Mme. Blawatzky damals keine klare Idee darüber, *wie* sie die große, ihr von den Meistern gestellte Aufgabe lösen sollte. Sie folgte blindlings ihren Eingebungen. Sie, eine Frau ohne wissenschaftliche Bildung, ohne besondere gesellschaftliche Verbindungen im Lande, kam nach Amerika, um dort eine Lehre zu verbreiten, die zwar an sich „uralte Weisheit", aber für die westlichen Völker doch völlig neu erschien!

In Olcott fand sie den ihr nötigen Helfer: den wissen-

schaftlich gebildeten Mann mit hoher, sozialer Position, einen Mann, an den man glaubte.

Daß er sich ihr und den von ihr gebrachten Lehren mit Leib und Seele hingab, erregte natürlich zuerst Befremden und vielleicht manches Mal boshaftes Erstaunen. Bald aber wünschte man doch mehr von der Sache zu erfahren, die einen solchen Mann derart gefangen nahm. Da ihm die „Rede" in hohem Grade gegeben und er im Stande war, das, was H. P. B. nur unklar auszudrücken vermochte, deutlich und leicht verständlich darzulegen, so bildete sich schnell eine Gemeinde um ihn, und schon nach einem Jahre konnte die Gründung der „Theosophischen Gesellschaft" vor sich gehen.

Die Zwecke der Theosophischen Gesellschaft.

Ich möchte hier, ehe ich auf alle jene Einzelheiten komme die sich im Laufe der Zeit als fast unzertrennlich mit der theosophischen Lehre erwiesen haben, dennoch wieder das Hauptgewicht gelegt haben auf die drei Grundregeln, als auf die einzigen drei Punkte, mit welchen sich Jeder einverstanden erklären muß, der in die theosophische Gesellschaft aufgenommen sein will. Die Gesellschaft dient den Zwecken:

I.

„Den Kern einer brüderlichen Geistesgemeinschaft zu bilden, die sich über die ganze Menschheit ohne Unterschied der Rasse, der Religion, der Gesellschaftsklasse, der Nationalität und des Geschlechtes erstreckt.

II.

Das vergleichende Studium der Religionen, Philosophieen und alten Wissenschaften zu fördern.

(Es handelt sich hier hauptsächlich um das Studium und die Verbreitung der uralten Religionsbücher aller östlichen Völker. Ein Studium, welches schließlich, bei richtigem Verständnis, zum Tschelatum, der Schülerschaft oder Initiation, führt und daher zum Art. III hinleitet.)

III.

Die noch unerklärten Naturgesetze und die im Menschen schlummernden, meist noch unbekannten Kräfte zu erforschen und zu üben."

Dieser letzte Punkt ist in keiner Weise obligatorisch und nur den weiter vorgeschrittenen Schülern anzuraten, wird aber bei Befolgung des zweiten Punktes unwillkürlich und sicher von jedem betrieben werden.

Wie man sieht, handelt es sich bei diesen drei Paragraphen um keinerlei „Glauben", Dogmen oder irgendwelchen Zwang — wie oft der Theosophie vorgeworfen wird.

Richtig ist allerdings, daß sich wohl bei Jedem, der dem zweiten Paragraphen mit Eifer obliegt — namentlich unter der Leitung irgend eines Lehrmeisters (folge er dessen Leitung bewußt oder unbewußt) — die Einsicht in die tiefen Wahrheiten des Buddhismus herausbilden wird und damit die Annahme jener Lehren, die heute in Europa als „Theosophie" gelten.

In Wahrheit aber ist Theosophie nur „Gottesweisheit"; beweist Theosophie nur, das der esoterische (d. h. innerliche, mystische) Kern aller Religionen derselbe ist; verlangt Theosophie von keinem ihrer Anhänger ein blindes Glauben an aufgestellte Lehren oder Dogmen, sondern will und erhofft von jedem ein selbständiges Forschen, Erproben, Ausfinden und Annehmen nur von Dem, was Jeder für sich auf seiner Entwicklungsstufe als das Richtige, für ihn Mögliche erkennt!

Immer wieder und wieder möchte ich diese erste Grundbedingung der Theosophischen Gesellschaft den Menschen ein-

prägen, damit nicht stets von neuem die Entgegnung zu bekämpfen sei: „Theosophie ist auch nur eine Religion. Da behalte ich schon lieber meine althergebrachte, wenn ich sie nur gegen eine andere Form vertauschen soll." Auf diesen Einwurf möchte ich Jedem entgegnen: „Wenn Sie eine Religion *haben* — wie immer sie sich nennt — und Sie in ihr Befriedigung für Geist und Gemüt finden, so haben Sie Recht, tausendmal Recht! Verstehen Sie gar die esoterische, mystische Seite Ihrer Religion, dann *sind* Sie ein Theosoph — ob Sie sich bewußt mit diesem Namen nennen oder nicht."

Ja! antwortet man oft — aber die Mahatmas — (die Master) und die Wiederverkörperung und all diese Dinge, — daran kann ich nicht glauben — also bin ich *kein* Theosoph!

Daran *brauchen* Sie nicht zu *glauben*. Sie müssen sich *überzeugen*. Doch davon später. Nur eines noch für jetzt: Sie nehmen den großen Religionsstifter Christus als einen hohen, herrlichen, göttlichen Menschen an? *Nun*, sehen Sie, der ist für uns ein Mahatma, eine große Gottseele — ein Master! —

Oder Sie sind ein *ganz* strenggläubiger Christ: Christus ist für Sie in Wahrheit Gottes Sohn. Wenn Sie die mystische, *höchste* Idee dieser Menschwerdung Gottes erfaßt haben, so sind Sie ein Theosoph — nur ein bereits sehr weit vorgeschrittener auf dem Wege der Erkenntnis: Sie sind in der Nachfolge eines der größten Mahatmas! — Es ist nur der *Name* ein anderer — die große Gottseele (Mah' — atma) ist dieselbe, an die mir beide glauben. —

Von diesen hohen Meistern brachte uns Frau Blawatzky die Kunde und zwar die beglückende Kunde, daß *einst* wir alle zu jener Stufe der Vollendung, der Gottähnlichkeit gelangen können — die wir in unseren großen Religionslehrern — und Stiftern verehren.

Um dies verständlich zu machen, muß ich bereits hier einige der ethischen Grundlehren der „Geheimlehre", die wir heute mit dem populären Namen „Theosophie" bezeichnen, mitteilen, ohne welche die Existenzberechtigung der Mahatmas oder Meister und unsere, nach ebensolcher Weise zielende Entwicklung nicht faßbar sein würde.

Um späteres Zurückblättern zu diesen Hauptlehren zu erleichtern, wird es gut sein, sie in Abschnitte einzuteilen.

Die sieben Grundteile des Menschen.

Wie die Religion der Christen den Menschen aus zwei Grundteilen bestehen läßt: Körper und Seele (oder Geist), so nimmt der Spiritismus drei Grundteile an: Körper — Astralleib — Seele (oder Geist).

Die Theosophie giebt dem Menschen sieben Grundteile und verweist diese in zwei Abteilungen. Zunächst die erste, niedrige, irdische Abteilung, mit vier Grundteilen, die der Erde angehören, von denen eines sozusagen in das andere überfließt.

I.

Körper (indisch Rupa), der rein materiell ist und mit dem Tode zerfällt.

II.

Das persönliche Leben (indisch Prana), die Lebenskraft, welche sich das Einzelwesen aus der allgemeinen, dem ganzen Kosmos innewohnenden Lebenskraft (indisch Jiwa) zu eigen macht und welche nach dem Tode des Körpers und dem Verfalle des Astralleibes an das allgemeine Lebensprinzip Jiwa zurückfällt.

III.

Der Astralleib oder Ätherleib (indisch Linga Sharira), die ätherische Nachbildung des Körpers, der Träger der Grundteile II und IV, das uns unbewußte Sein, welches als Doppelgänger wirken und bei spiritistischen Sitzungen sich zeigen kann.

Der Astralleib ist keineswegs ewig, sondern seine Dauer von später zu erörternden Dingen abhängig. Doch überlebt er den Körper längere Zeit bis auch er zerfällt und seine der Materie angehörenden Bestandteile an diese zurück giebt.

IV.

Die Tier- oder Begierdenseele (indisch Kama Rupa) bewohnt den überlebenden Astralleib noch längere Zeit nach dem Tode des Körpers und bleibt, wie er, der Erde und dem, was sie uns bietet, zugeneigt. Sie ist der Sitz und das Vehikel unserer Leidenschaften, Begierden.

Hier schließt die niedrige, untere Abteilung der Grundteile. Die höhere, der Göttlichkeit zustrebende, umfaßt die drei letzten Grundteile.

V.

Menschliche Seele: Vernunft, Einsicht (indisch Manas), Talent, Genie.

VI.

Heiligkeit, Geistigkeit (indisch Budhi). Das Selbstbewußtwerden dieses sechsten Grundteiles ist ein dem gewöhnlichen Menschen fast nicht zugänglicher Zustand. Er gehört einer höheren Entwicklung an, den Meistern, Heiligen.

VII.

Gottähnlichkeit oder Gleichheit; das Göttliche im Menschen (indisch Atma) mit seinem schließlichen Zurückgehen in die ewige Gottheit, den Logos.

Alle diese Grundteile sind, wie angedeutet, nicht gesondert von einander zu denken, sondern eines in das andere hineinragend oder überfließend.

Die ersten vier niederen dieser Grundteile sind auch dem höher entwickelten Tier eigen, welches also nach dieser Lehre mit dem körperlichen Tode nicht sofort vergeht.

Die vier niedrigen Grundteile: Körper, Leben, Astralleib und Tier- oder Begierdenseele sind jedem Erdgeborenen auf der jetzigen Entwicklungsstufe unserer Menschheit, eo ipso, bei der Geburt, zu eigen. Aber mit ihnen allein würde sich der Mensch noch kaum vom hochstehenden Tiere unterscheiden und fast nicht über den Blödsinnigen erheben.

Erst wenn das vierte Grundteil, Kama, sich in seinen Leidenschaften und Wünschen mehr nach dem Göttlichen hinneigt, giebt dieses Bestreben dem Menschen die Richtung. Der Wunsch und die Möglichkeit, bewußt, das fünfte Grundteil: Die Menschenseele mit ihren höheren Eigenschaften, auszubilden, macht den Menschen zum höher stehenden Wesen. Alle dem fünften Grundteil, Manas, zustehenden Eigenschaften in ihrer möglichsten Vollendung auszubilden, muß deshalb in erster Reihe unser Streben sein.

Diese Möglichkeit ist uns allen gegeben; sie und die Art, sie zu erreichen, ist es, was uns die Religionsstifter aller Zeiten gelehrt haben.

Erst, wenn dieses Grundteil nach jeder Richtung die Herrschaft über die vier niedrigen erlangt hat, können wir hoffen, bewußt daß sechste: Buddhi, die Heiligkeit, zu erreichen, einen Zustand, der bereits den „Meister“ ausmacht, dessen Attribut, die Geistigkeit, ihn befähigt, Raum und Zeit, diese für den gewöhnlichen Menschen der vier unteren Grundteile nicht zu bewältigende Schranken zu übersteigen — sich auf Ebenen zu versetzen, auf welchen diese beiden, „Raum und Zeit,“ nicht mehr bestehen. Jedem dieser Grundteile ist sozu-

sagen zu seinem „Sich Ausleben" ein Zustand oder Plan beigedacht, den die theosophische Lehre mit dem Ausdruck „Ebene" bezeichnet; es ist kein Raum im irdischen Sinne, sondern ein Zustand; ich komme darauf später zurück, um jetzt nicht allzu sehr abzuschweifen.

Das siebente Grundteil, die Gottähnlichkeit, ist nur den Meistern bewußt und unter ihnen nur den höchst stehenden: dem Sohne Gottes — des Vaters.

Warum H. P. B. gesandt wurde.

Man wirft oft die Frage auf: weshalb ist dies alles erst jetzt geoffenbart worden? wenn es sich um die Sendung der Frau H. P. B. handelt, warum hat uns derselbe Mah'atma, warum haben jene Meister, die nun diese Frau gesandt, nicht schon längst uns das neue Evangelium zukommen lassen?

Darauf lautet die Antwort: Es ist kein neues Evangelium. Es ist die seit uralten Zeiten geoffenbarte Weisheit; es ist der innere, esoterische, mystische Kern aller Religionen. Immer wird von Zeit zu Zeit ein Wesen ausersehen, diese innere Religion oder Wahrheit den Menschen wieder zu bringen oder vielmehr ins Gedächtnis zurück zu rufen. Denn immer und immer wieder geht dieser Kern in dem Gewühl und Gedränge des alltäglichen, sich rein Materialistischem zuwendenden Lebens verloren.

Auch ändern sich die äußeren Verhältnisse auf Erden derart, daß diese Wahrheit immer in verschiedener Form, in anderem Gewande gegeben werden muß. — Nicht jede Zeit ist für Dasselbe reif. Ein Meister, der heute gerade so wie Christus aufträte würde — auch wenn er tausendmal dieselben erhabenen Wahrheiten predigen wollte, in seinem einfachen Ge-

wande, seinem Verkehr mit den niedrigsten Volksklassen seinem Predigen vom Aufgeben alles Irdischen — auf taube Ohren, verschlossene Thüren — ja vielleicht auf böse Konflikte mit der Polizei stoßen.

Die gottgleichen Menschen, die heute „die uralte Weisheit" nach dem Westen aussandten, wußten sehr wohl, was sie thaten, als sie das Feld langsam durch die Phänomene des Spiritismus vorbereiten ließen in den dem Materialismus so verfallenen Ländern, wie Amerika und Europa es sind, wo die Religion beinahe nur noch bei Fanatikern oder Heuchlern eine Zuflucht gefunden hat, wo die Menschheit nach Idealen dürstet — aber in der alten Lehre des Zimmermannsohnes von Nazareth keine genügende Befriedigung mehr findet — weil ihr eben das esoterische, mystische Verständnis dieser Lehre abhanden gekommen ist.

Einen Abgesandten ihres eigenen Volkes, einen Hindu oder Tibetaner, zu senden, konnte den „Meistern" nicht in den Sinn kommen. Ihn hätte man nicht gehört, wenn er uns seine „heidnischen" Lehren gebracht hätte.

Einen gewöhnlichen Menschen vom Schlage des civilisierten Alltagsmenschen aber konnten sie nicht benutzen, weil eine große, starke, aufopferungsfähige Natur dazu gehört, die Prüfungen der Initation durchzumachen und das schwere Los eines Tschelas auf sich zu nehmen.

Helene Petrowna Blawatzky, mit ihrer halb europäischen, halb asiatischen Herkunft, ihrer wunderbaren, aus früheren Inkarnationen stammenden Begabung, ihrem eisernen Willen, ihrer enthusiastischen, opferwilligen Seele, war die geeignete Gesandtin. Ihr an die Seite gestellt, ein Olcott und später eine Annie Besant sicherten den Erfolg.

Daß sie und diese Beiden die Richtigen waren — hat die erstaunliche Thatsache bewiesen, daß heute, ungefähr zwanzig Jahre nach der Gründung der theosophischen Gesellschaft, aus

den kleinen Anfängen (wie schon gesagt, hatten sich bei jener Gründung nur ungefähr sechszehn Menschen beteiligt) eine Bewegung geworden ist, die sich über den ganzen Erdboden verbreitet, deren Anhänger nach Tausenden zählen, und an welcher das Interesse, man kann wohl sagen, in geradezu überwältigender Weise zunimmt. —

Die Hauptlehre der Theosophie, in welcher sie vor allem von der sich im Laufe der Zeit herausgebildeten christlichen Kirchenlehre abweicht, ist die beglückende Gewißheit, daß wir alle bei ernstem Streben jene Vollendung, jene Weisheit und Macht erlangen können, die wir bisher nur an einem Buddha, Christus und Ähnlichen bewundert haben: den Gott in uns auszubilden.

Je mehr wir uns bemühen, nach den höchsten Prinzipien zu leben, je kraftvoller wir nach dieser Richtung hin unsere Individualität entwickeln, je näher kommen wir diesem Ideale. Freilich nicht in einem einzigen Erdenleben, wie es bisher die westlichen Religionen angenommen haben.

Aus Olcotts Tagebuchblättern.

Ehe ich jedoch fortfahre, die ethischen Hauptlehren der Theosophie zu geben, will ich meine Erinnerungen an die Persönlichkeiten beenden, welche damals und später in die Bewegung handelnd eingriffen und ihr, dieser Bewegung, unter H. P. B.s Leitung auch in Europa zu der mächtigen Entwicklung verhalfen, die sie jetzt schon erreicht hat.

Colonel Olcott hat seit einigen Jahren seine „Tagebuchblätter" aus jener Zeit erscheinen lassen. In diesen alten Tagebuchblättern erzählt der Colonel in ebenso anregender, wie überzeugender Weise gar vieles, was ihm selbst in jener

Zeit mit Mme. Blawatzky und dem Meister Koot Humi begegnet ist.

Ich kann nur das Eine und das Andere davon herausgreifen. Es würde zu weit führen, mehr von dem damaligen Leben Olcotts und des diese beiden interessanten Menschen umgebenden Kreises zu erzählen. — Olcot sagt in einem dieser Tagebuchblätter: „Obgleich uns traurige Erfahrungen gelehrt haben, daß psychische Phänomene ein zu schwaches Ding sind, um eine große geistige Bewegung darauf zu bauen, so haben sie dennoch ihren ausgesprochenen Wert am rechten Platze.

Dieser Platz ist in den Grenzen des dritten Paragraphen der Zwecke der Theosophischen Gesellschaft enthalten. Sie haben eine maßgebende Bedeutung als Beweise von der Macht des ausgebildeten menschlichen Willens über die rohen Kräfte der Natur." —

Nach einigen weniger wesentlichen Dingen erzählt Olcott folgende Thatsache:

„Wir hatten in unserer „Lamaserei", wie unser Haushalt von uns und unsern Freunden scherzweise genannt wurde, stets mein eigenes Familiensilber gebraucht. Aber zuletzt mußten wir es verpacken und fortsenden. H. P. B. und ich hatten die Kisten gemeinschaftlich gepackt und verschlossen. Am selben Nachmittag, als wir unseren Kaffee tranken, bemerkte ich den Mangel einer Zuckerzange, und indem ich H. P. B. die Zuckerdose reichte, legte ich einen Theelöffel hinein, die Zange zu ersetzen. Sie frug nach der Zange, und auf meine erklärende Antwort, daß diese mit dem eingepackten Silber abgesandt worden, sagte sie: „Gut — aber wir müssen eine andere haben, nicht wahr?" und ihre Hand an ihrem Stuhl hinabgleiten lassend, legte sie eine unbeschreibbare Zuckerzange auf den Tisch, deren Gleichen bei keinem Silberarbeiter zu finden ist. Die Zange hatte viel längere Greifarme als gewöhnlich, und zwei Griffe oder vielmehr Klauen, die so lang geteilt waren, wie die Zinken einer

Mixed-Pickle-Gabel, während an einer der inneren Flächen des Griffs deutlich das Cryptograph unseres Mahatma eingraviert war.

Ich habe das Kuriosum noch in Adyar.

(In Adyar in Indien, wo Colonel Olcott lebt, befindet sich das Hauptquartier der Theosophischen Gesellschaft.) Ein wichtiges Gesetz ist hier verbildlicht. Um irgend etwas Gegenständliches aus der diffusen Materie des Raumes zu erschaffen, ist es in erster Linie erforderlich, den gewünschten Gegenstand zu *denken*: seine Form, Zeichnung, Farbe, Material, Gewicht und alle anderen Charakteristika. Das Bild muß scharf, klar und deutlich in jedem Detail der Phantasie vorschweben. Der nächste Schritt ist der, den *Willen* in Aktion zu setzen, seine Kenntnis von dem Gesetze der Materie anzuwenden und den Vorgang ihrer Konglomeration. Dann die Elementalgeister zu zwingen, dasjenige zu formen und zu schaffen, was man gemacht zu haben wünscht.

Wenn *eines* dieser Dinge außer Acht gelassen oder nicht ganz genau befolgt wird, dann wird das Resultat ein unvollständiges bleiben.

In dem vorliegenden Falle ist es gewiß, daß H. P. B. in ihrem Geiste die zwei verschiedenen Formen der Zuckerzange und Mixed-Pickle-Gabel durcheinander gebracht und infolgedessen in dieses unbeschreibbare, zwitterhafte Service-Objekt zusammengeformt hatte. — — —

Ein andermal, eines Abends, als unser Arbeitszimmer mit Besuchern überfüllt war, saßen H. P. B. und ich an den entgegengesetzten Seiten des Zimmers. Sie bat mich, ihr einen großen, geschnittenen Siegelring zu leihen, den ich an jenem Abend als Cravattenring trug. Sie nahm ihn zwischen ihre sich darüber schließenden Hände, ohne irgend etwas zu einem der Anwesenden zu sagen und ohne die Aufmerksamkeit eines anderen, außer mir, darauf zu fesseln, und rieb die Hände

langsam während einer bis zwei Minuten an einander, bis ich ein leises, metalliges Geräusch hörte. Meinen Blick auffangend, lächelte sie und ihre Hände öffnend, zeigte sie mir meinen Ring mit einem anderen ebenso großem, der sich aber insofern von diesem unterschied, als mein Siegel von rotem Carneol, das neue dagegen von dunkelgrünem Blutstein war. — Diesen Ring trug sie bis zu ihrem Tode; seitdem wird er von Frau Annie Besant getragen, und Tausenden von Menschen ist er wohlbekannt."

Dieser Ring ist mir immer sehr teuer gewesen, da ich seine Geschichte so genau kannte, und Mme. Blawatzky ihn besonders hoch hielt als ein ihr direkt vom „Meister" geschenktes Andenken auch Frau Annie Besant schätzt ihn höher, als irgend Etwas auf der Welt.

Olcott erzählt weiter: „Ein andermal sah ich H. P. B. eine sehr bemerkenswerte That vollbringen für Weng Chin Fu, einen chinesischen Gelehrten, der in den Vereinigten Staaten damals und später Vorträge hielt.

Wir drei plauderten über die chinesische Kunst, und es fiel die Bemerkung, daß die Bilder derselben der Perspektive ermangelten. „Zugegeben" sagte Weng Chin Fu, „wie bewunderungswürdig sind dagegen die Figuren ihrer Künstler, wie reich in der Farbe und wie kühn in der Zeichnung."

H. P. B. stimmte bei und wie zufällig öffnete sie den Kasten ihres Schreibtisches, wo sie ihr Papier aufbewahrte, und entnahm ihm ein fein ausgeführtes Gemälde einer chinesischen Dame in Hofgewändern. — Ich bin so sicher, wie man es nur sein kann, daß dies Bild vorher nicht da war; aber weil Weng Chin Fu sich nicht für okkulte Wissenschaft, die für uns so großen Reiz hatte, interessierte, so machte ich keine Bemerkung darüber. Unser Besucher nahm das Gemälde in die Hand,

sah es genau an, lobte seine Schönheit, sagte aber dann: „Dies ist nicht chinesischen Ursprungs; es hat keine chinesische Schrift in der Ecke. Es ist wahrscheinlich japanisch."

H. P. B. sah mich belustigt an, legte das Bild in den Schubkasten zurück, schloß diesen für einen Moment und, als sie ihn wieder aufzog, zog sie ein zweites Bild einer chinesischen Dame hervor, in andersfarbigen Kleidern, und übergab es Weng Chin Fu. Dieser erklärte es für unbestritten echt chinesisch, denn es trug eine chinesische Inschrift in der linken unteren Ecke, und er las dieselbe sofort.

Olcott sagt weiter:

„Welch merkwürdige Frau sie war und welche Verschiedenheit, welcher Reichtum in ihren psychischen Phänomenen! — Ich erhielt eines Tages einen Brief von einer Person, die mir ein großes Unrecht angethan hatte, und las ihn H. P. B. vor.

„Davon müssen wir eine Kopie haben" rief sie, nahm den Brief aus meiner Hand, hielt ihn zart an einer Ecke, und vor meinen Augen schälte sie ein Duplikat davon ab, Papier und Schrift! Es war, als ob sie das Blatt vor meinen Augen zwischen seinen beiden Flächen gespalten hätte."

Noch ein merkwürdiges Brief-Experiment erzählt Olcott: „Eines Abends wünschte ich sehr, die Meinung eines unserer ersten Adepten (Meister) über einen gewissen Gegenstand zu hören. H. P. B. bat mich, meine Fragen aufzuschreiben, sie dann in ein versiegeltes Couvert zu stecken, und den Brief an einen Platz zu legen, wo ich ihn die Zeit über im Auge behalten könne.

Da ich gerade vor dem Kamin saß, so legte ich meinen Brief hinter die Uhr auf dem Kaminsimms und ließ eine Ecke so weit vorstehen, daß ich sie bequem sehen konnte. Meine Freundin und ich fuhren fort, über alles Mögliche zu sprechen, ungefähr eine Stunde lang.

Dann sagte sie, die Antwort auf meine Frage sei gekommen.

Ich zog den Brief hervor, fand mein Couvert mit unerbrochenem Siegel, innen meinen eigenen Brief und in diesem das Schreiben, von des Meisters wohlbekannter Hand auf ein Blatt grünes Papier geschrieben, wie solches — dessen bin ich sicher — nicht in unserem Hause vorhanden gewesen. — Wir waren in New York, der Adept in Asien!

Aber der eigentümlichste Fall, dessen Olcott in seinen Tagebuchblättern erwähnt, ist der, mit welchem er zugleich begründet, weshalb er sich den langen, ganz unenglischen Bart wachsen ließ, mit dem wir alle ihn jetzt kennen; er erzählt: „Nachdem ich immer mein Kinn rasiert hatte, ließ ich mir auf den Rat meines Arztes den Bart stehen zum Schutze meines recht empfindlichen Halses. Zur Zeit, von der ich spreche, war der Bart ungefähr vier „Inches“ (6 cm) lang.

Eines Tages, nach meinem Bad, als ich meine Morgentoilette beenden wollte, fühlte ich unter meinem Kinn eine wirre Strähne von langen Haaren. Da ich gar nicht wußte, was ich davon denken sollte, entwirrte ich die Strähne — es dauerte das fast eine Stunde — und zu meinem höchsten Erstaunen gewahrte ich eine Bartlocke, welche bis zur Herzgrube herabreichte! Woher oder warum sie gekommen war? konnte ich nicht verstehen, aber da war sie — ein greifbares Faktum und immer währendes Phänomen.

Als ich H. P. B. die Strähne zeigte, sagte sie, das sei mit Absicht von unserem Lehrer geschehen, während ich schlief, und riet mir, sie sorgsam zu hüten, als eine Vermittlung von dessen „Aura“.

Alle Freunde, denen ich das Phänomen zeigte, waren gleichfalls der Ansicht, es nicht zu schneiden. So habe ich diese Strähne Jahrelang in meinem Hemdkragen versteckt, bis der Rest meines Bartes dieselbe Länge erreicht hatte. Dies ist der

Grund, weshalb ich nicht meinem sehnlichen Wunsche nachgab, meinen Bart zu einer bequemen und weniger auffallenden Länge und Form zu kürzen. Wie immer man diese Thatsache erklären mag, so viel ist sicher, daß es keine Einbildung (Maja) ist, sondern echte, greifbare Wirklichkeit!" Da, wer sich besonders für diese Dinge und unseren hochverehrten Präsidenten Olcott interessiert, sein Werk selbst lesen kann, so will ich nur noch aus seiner eigenen Feder die Erklärung bringen, wie er zuerst mit dem Master zusammentraf und dadurch that, — was er that.

Olcotts erste Begegnung mit dem Meister.

Er sagt, „daß über den Astralleib und dessen Fähigkeit, sich als Doppelgänger zu zeigen, so viel geschrieben worden sei, daß seit dem Erscheinen des hochbedeutenden Werkes der Herren Gurney, Myers und Podmore „Phantasms of the living." „Erscheinungen der Lebenden", in welchem die Verfasser die Resultate der Forschungen der Londoner Gesellschaft für psychische Studien niedergelegt haben — und wo Tausende von nur gut beglaubigten Zeugnissen sich finden, man nicht mehr an solchen Thatsachen zweifeln könne — so schwer es auch wird, daran zu glauben.

Dennoch, während die Vernunft von dieser Menge von Thatsachen überzeugt sein mag, kann uns die wirkliche Existenz des Astralleibes und seiner Trennung von der physischen „Schale" während des Lebens nur auf zwei Wegen bewußt werden, so, daß wir sagen können, wir wissen es: wenn wir den Astralkörper einer anderen Person sehen, oder wenn wir es vermögen, unseren eigenen Astralleib auszusenden und den physischen Körper ab extra zurücklassen.

Macht jemand eine dieser Erfahrungen, so kann er sagen,

er weiß; macht er sie beide, wird sein Wissen unerschütterlich und absolut werden. Ich habe sie beide gemacht. Ich besteige den Zeugenstand und beteure die Wahrheit meiner Aussagen.

Ich übergehe verschiedene Fälle, wo ich die Doppelgänger von H. P. B. und anderen Freunden, sowie den Astralleib von großen Meistern deutlich sah. — Ich komme zu dem einen Erlebnis unter allen, welches in seinen Konsequenzen das bedeutungsvollste meines ganzen Lebens war, und die Hauptursache, daß ich der Welt entsagt und mich nach Indien, in unsere heutige Heimstätte begeben habe. Ebenso war es einer der Hauptfaktoren zur Bildung der Theosophischen Gesellschaft. Dieses Erlebnis besiegelte mein Schicksal. In einem Augenblick schmolz jeder Zweifel dahin, das klare Vorausfehen eines festen Willens zeigte mir den Weg, und ehe die Dämmerung jener schlaflosen Nacht hereinbrach, begann ich die Mittel und Wege zu finden, die mich an das Ziel führen könnten." (Ohne dieses Erlebnis, sagt Olcott, hätte er wohl seinen Wunsch nach Indien zu gehen, noch lange als unausführbar angesehen, da die Bande, die ihn in Amerika hielten, ihm damals unzerreißbar schienen.) Er fährt fort:

„Die Sache trug sich so zu: Unser Abendwerk an „Isis" war gethan; ich hatte H. P. B. gute Nacht gesagt, mich in mein Zimmer zurückgezogen, wie gewöhnlich die Thüre verschlossen und mich zum Lesen und Rauchen niedergesetzt. Bald war ich in das Buch vertieft, wenn ich mich recht erinnere, „Stephens Reisen im Ymatan", jedenfalls kein Geisterbuch, noch im mindesten darauf berechnet, die Phantasie anzuregen." (Folgt genaue Beschreibung mit Plan des Zimmers.)

„Ich las, mit meiner ganzen Aufmerksamkeit in mein Buch versenkt. Nichts in jenes Abends Erlebnissen hatte mich darauf vorbereitet, einen Adepten in seinem Astralleib zu sehen; ich hatte nicht daran gedacht, es nicht gewünscht, nicht versucht, ihn in meiner Phantasie zu beschwören, oder solches erhofft.

Plötzlich, als ich, meine rechte Schulter ein wenig von der Thüre abgewandt, ruhig las, fiel der Schein von etwas Weißem in meinen rechten Augenwinkel; ich drehte meinen Kopf, ließ mein Buch in Erstaunen fallen und sah vor mir, aufragend in seiner großen Gestalt, einen Orientalen, in weiße Gewänder gekleidet und einem Kopftuch oder Turban von bernsteinfarbener gestreifter Seide in gelber Floßseide gestickt.

Langes, rabenschwarzes Haar wallte unter diesem Turban auf die Schultern herab; sein schwarzer Bart, in der Mitte geteilt, nach Sitte der Rajput, war an den Enden gedreht und über die Ohren zurückgelegt; seine Augen leuchteten vom Feuer seiner Seele; Augen, zugleich gütigen und durchdringenden Blickes, die Augen eines Mentors und eines Richters, aber gemildert durch die Liebe eines Vaters zu dem Sohne, der Rat und Führung bedarf.

So herrlich war dieser Mensch, so durchdrungen von der Majestät seiner moralischen Stärke, so leuchtend von geistiger Hoheit, so unbestreitbar erhaben über die gewöhnliche Menschheit, daß ich mich in seiner Gegenwart beschämt fühlte, mein Haupt senkte und meine Kniee beugte, wie man vor einem Gotte oder einem göttlichen Wesen thut.

Eine Hand legte sich mir leicht auf den Kopf, eine süße, aber dennoch starke Stimme gebot mir, mich zu setzen, und als ich meine Augen erhob, hatte sich mein Gast in den anderen Stuhl an meinem Tische niedergelassen. Er sagte mir, er käme in der Krisis meines Lebens, weil ich ihn brauche; daß meine Handlungen mich bis zu diesem Punkt gebracht hätten: daß es nun allein an mir läge, ob wir uns oft begegnen würden in diesem Leben als Zusammenwirkende für das Wohl der Menschheit; daß eine große Aufgabe zu erfüllen sei für diese Menschheit, und daß ich das Recht erworben habe, daran mitzuarbeiten, wenn ich es wünschte; daß ein geheimnisvolles Band, zu dessen Erklärung jetzt nicht die Zeit sei, H. P. B. und mich

zu einander gezogen habe, ein Band, das niemals brechen könne, wie gespannt es auch manches Mal schiene.

Er sagte Dinge über H. P. B., die ich nicht wieder erzählen kann, ebenso wie über mich selbst, die nur ich wußte. Wie lang er da war, kann ich nicht angeben: es mag wohl eine halbe Stunde oder eine Stunde gewesen sein, es schien mir wie eine Minute, so wenig achtete ich auf die Flucht der Zeit!

Endlich stand er auf und wieder staunte ich ob seiner außergewöhnlichen Höhe, ob jenes erhabenen Glanzes, der ihn umgab — nicht ein äußerliches Licht, sondern der Glanz, so schien es, eines innerlichen Lichtes — das des Geistes.

Plötzlich schoß mir der Gedanke durch das Hirn: Wie, wenn all dies nur eine Halluzination wäre? Wenn H. P. B. mich nur hypnotisiert hätte ihn zu sehen? Ich wollte, ich besäße einen greifbaren Gegenstand, der mir bewiese, daß Er wirklich hier war, etwas, das ich behielte, wenn er fort ist. Der Meister lächelte gütig, als läse er meinen Gedanken, nahm das „Fehta" (Kopftuch) vom Haupte, winkte mir ein segnendes Lebewohl zu und — war verschwunden: sein Stuhl war leer, ich war allein mit meinen Gefühlen! Nein, nicht ganz allein, denn auf dem Tische lag das gestickte Kopftuch, ein handgreiflicher und dauernder Beweis, daß ich nicht „verhext" oder sonst psychisch betrogen war, sondern daß ich einen „Meister" unserer Rasse von Angesicht zu Angesicht geschaut hatte.

An H. P. B.s Thüre laufen und ihr alles erzählen, war mein erstes, und sie war ebenso froh, wie ich. Dann kehrte ich in mein Zimmer zurück und dachte und überlegte.

Aus diesen Gedanken und Überlegungen sind alle meine späteren Handlungen, meine ganze theosophische Thätigkeit entstanden, sowie jene Hingebung an die Meister, welche hinter unserer Bewegung stehen, eine Hingebung, die niemals gewankt hat.

Ich bin seit damals oft durch Begegnungen mit *diesem* und anderen unserer Meister gesegnet worden, hier genüge diese eine Er-

zählung, die ein Beispiel ist für manche. Andere mögen zweifeln: Ich weiß."

Soweit Olcotts Erlebnisse. Mehr zu bringen, erachte ich für überflüssig und verweise nochmals auf die bereits genannten Bücher.

Nach einem Jahre solchen interessanten Zusammenlebens verließen die beiden herrlichen Menschen, Helena Blawatzky und Colonel Olcott, New York, um sich, mit einem kleinen Gefolge Getreuer, nach Indien zu begeben. Von dort aus entwickelte sich nun erst die große Bewegung.

H. P. B.s gütiges Herz.

Alles jedoch, was in jene Zeit des indischen Aufenthaltes gehört, muß ich hier bei seite lassen. Wen dies interessiert, der lese es anderweitig nach. Ich muß bei meinen persönlichen Erinnerungen und den daraus zu entwickelnden Lehren bleiben.

Aber nicht nur von H. P. B. der „Wunderfrau" möchte ich erzählen, sondern hier noch einen reizenden Zug der guten, immer mit Herz und Hand hilfbereiten Frau berichten, der ihr ganzes Wesen kennzeichnet:

Sie war auf einer Reise von Paris nach New York begriffen, und da sie niemals viel Geld bei sich trug, so hatte sie, als sie in Havre ankam, kaum einige Dollar in der Tasche, außer ihrem Dampferbillet erster Klasse nach New York. Im Begriff an Bord zu gehen, sah sie ein armes Weib mit zwei Kindern, die auf dem Pier saßen und bitterlich weinten.

„Warum weinen Sie?" frug Madame Blawatzky. Die Frau erwiderte, ihr Mann habe ihr für sie und die Kinder das Reisegeld geschickt, damit sie alle zu ihm nach Amerika hinüberkommen könnten. Sie hatte das Geld für die Zwischen-

deckbillete ausgegeben und hatte nun soeben gehört, daß diese Billete eine absolute wertlose Fälschung seien. Jetzt saß sie hier, ohne einen Groschen Geld, in der fremden Stadt.

„Kommen Sie mit mir!" sagte Madame Blawatzky und ging geraden Wegs zum Dampfschiffsagenten. Sie veranlaßte ihn, ihr Billet erster Klasse für Zwischendeckskarten für sich selbst, die Frau und die Kinder umzutauschen!

Wer je einmal ein Zwischendeck gesehen oder gar in einem solchen den Ozean durchfahren hat — mit einer Menge von Auswanderern — wird die Größe des Opfers ermessen, welches diese Dame von vornehmen, eleganten Gewohnheiten mit dieser That brachte. Ich kenne keine Frau, außer H. P. B., die dazu im Stande gewesen wäre.

Meine Wiederbegegnung mit Frau Blawatzky in London.

Jahre waren vergangen. Erst 1890 kamen wir nach London und fanden Helena Petrowna Blawatzky eben im Begriffe, in das neue Hauptquartier, 19 Avenue Road, überzusiedeln.

Sie empfing uns mit offenen Armen, und ich durfte nun wieder mehrere Wochen in engster Intimität mit ihr verkehren, ja, mehrere Wochen bei ihr im Hauptquartiere leben.

Ich fand sie, wie die Engländer sich so gut ausdrücken „hohen Geistes", d. h. ungemein freudigen, fröhlichen Gemütes.

Sie hatte ihr großes Werk, „die Geheimlehre" vollendet. Nach vielen Irr- und Wanderfahrten hatte sie hier in London eine Heimat gefunden, die von treuen, ihr mit Leib und Seele ergebenen Freunden und Schülern gegründet worden war. Alle diese waren bedeutende Menschen, die freudig ihren Beruf und ihre Stellung im Leben aufgaben, um sich ganz und völlig der „Theosophischen Sache" zu widmen. Meist junge, enthu-

siastische, thatkräftige Leute, alle den ersten, gebildetsten Ständen, angehörend.

Aber auch ältere Menschen, in hervorragenden, öffentlichen Stellungen waren darunter, so die Gräfin Constanze Wachtmeister, die Frau des schwedischen Gesandten am englischen Hofe, die alles, was Rang und äußerliche Position zu geben im Stande sind, von sich geworfen hatte und nun im einfachsten Kleidchen, sich der Bibliothek der Theosophischen Gesellschaft und dem Verkaufe von Theosophischen Broschüren widmete, des Morgens um 8 Uhr ins „Geschäft" ging und bis Abends angestrengt arbeitete, und dann, mit uns allen um H. P. B.s Thee- und Kartentisch sitzend, den Worten der verehrten Frau zu lauschen.

Ja! Es war eine merkwürdige, interessante und bunte Gesellschaft, die damals in London beisammen war; alle einander gleich in der Liebe und Verehrung zu dieser Frau, zu den erhabenen Lehren, die *sie* uns brachte; — eine Gesellschaft, wie sie wohl selten *so* zu finden. Ich möchte hervorheben, daß neben den Lehren, die uns Frau Blawatzky brachte, ebenso ihre große Herzensgüte und Toleranz es waren, welche alle so sehr zu ihr hinzogen. Ihr Geist, wie ihr Gemüt verabscheute kleinliche Einschränkung in Dogmen. Immer wieder und wieder befürwortete sie, daß Theosophie keine dogmatische Religion werden dürfe. Ein Beweis dafür ist folgender kleine Vorfall, dem wir, mein Mann und ich, beiwohnten, als wir im Jahre 1890 einige Wochen bei H. P. Blawatzky im Theosophenquartier in London zubrachten:

Bei einer Beratung über die Einrichtung von Theosophischen Logen und Zweiggesellschaften wurde von einigen Anwesenden gegen die Wahl eines Präsidenten protestiert „weil er nicht an Reïnkarnation glaubte. Frau Blawatzky hörte den ziemlich heftig werdenden Meinungsaustausch eine Weile ruhig mit an. Dann sagte sie plötzlich: „Ja, wie ist mir denn? Bin ich hier

unter Theosophen in der Blawatzky-Lodge? Seit wann verlangen wir denn von irgend jemand, an einen unserer Lehrsätze blindlings zu glauben? Dann werden es ja Dogmen, gerade solche Dogmen, wie wir sie in der christlichen Religion bekämpfen! Nein, laßt nur den Mann glauben oder nicht glauben, was er will — die Zeit der Überzeugung kommt auch für ihn. Unser erstes Gebot sei Duldsamkeit und das Studium der esoterischen Seite aller Religionen und Systeme. Dann allein gelangen wir zur Wahrheit — die höher, als alle Religion."

So wollte H. P. B. die Theosophie verstanden wissen!

Annie Besant.

Neben der Gräfin Wachtmeister, welche schon einige Jahre in H. P. B.s Nähe lebte und bei ihr gewesen war, als die „Geheimlehre" entstanden, ragte über die anderen, Frauen sowohl wie Männer, Frau Annie Besant hervor. Mit Jubel erzählte mir Madame Blawatzky, daß diese berühmte Frau sich ganz unserer Sache zugewendet habe.

Das klang uns erst kaum glaublich. Annie Besant! Die berühmte und für einen großen Teil der Menschheit „berüchtigte" Sozialistin und Freidenkerin — eine Theosophin! Annie Besant, die Freundin und Arbeitsgenossin von Charles Bradlaugh, die Mitredakteurin und Schreiberin der Brandartikel im „National Reformer", die bei ihrem Erscheinen einen Sturm der Entrüstung erregt und die Welt in Schrecken versetzt hatten, — sie eine Theosophin!

Annie Besant, die soeben noch an der Spitze der strikenden Zündholzarbeiterinnen gestanden hatte — die Freundin und Genossin des rötesten der roten Sozialisten, des bekannten

Herbert Burrows — eine Theosophin! — Annie Besant, die — — doch wo fände ich ein Ende, hier auf ein Mal alles aufzuzählen, was diese merkwürdige, bedeutende Frau, dieser „größte Redner Englands," wie sie allgemein genannt wurde, gethan und wieder vernichtet, geschaffen und wieder zerstört hat!

Seit Jahren sprachen alle Zeitungen von ihr; teils Anathema über sie schreiend, teils sie in Bewunderung bis zu den Sternen hebend. Alle aber, Freunde und Feinde in Einem einig: kein anderer Mensch, Mann oder Weib, hat je so feurig, zähe, so rücksichtslos gegen sich und andere, die Wahrheit gesucht, und wenn sie glaubte, derselben wieder einen Schritt näher gekommen zu sein — es so offen, ehrlich und mit solcher Nichtachtung von allem, was sie früher anerkannt, öffentlich verkündet und bekannt! Ein bedeutender, ja einzig dastehender Mensch! Und sie nun eine Theosophin! Das war freilich eine Errungenschaft!

Der Jubel unserer alten Freundin war uns leicht verständlich, aber — wie gesagt — wir hielten es kaum für möglich. Noch stand diese Frau Annie Besant mitten im sozialen Kampf; täglich noch brachten die Zeitungen Berichte über ihr Thun und ihre Reden in der „Zündholz-Mädchen"-Frage, Reden, die mit Feuer und Begeisterung die Sache der Ärmsten unter den Armen, aber in rein „sozialistischer" (also materieller, wenn auch nicht mehr materialistischer) Weise verteidigten — noch war in unserer Erinnerung das berüchtigte, von ihr und Charles Bradlaugh herausgegebene (nach der Malthustheorie verfaßte) „Knowtonpamphlet", welches beide, Annie Besant und Bradlaugh vor die englischen Gerichte, und endlich, nach schweren Kämpfen zur Freisprechung gebracht hatte.

Diese stets in Fehde mit der Welt und allem Bestehenden lebende Frau, hatte ich mir als ein echtes Mannweib gedacht,

und mit Erstaunen, aber auch mit einem leichten Schauder, hörte ich nun, daß ich sie selbst in wenigen Stunden kennen lernen sollte und in ihr eine der begeistertsten Anhängerinnen der Theosophie! „Sie und Herbert Burrows würden sich so freuen", sagte H. B. B., „meinen Mann und mich kennen zu lernen."

Einige Stunden darauf saßen wir alle beisammen, intim und freundschaftlich plaudernd, als hätten wir uns seit Jahren gekannt. Annie Besant war eine bezaubernde Erscheinung: groß, schlank, wenn auch schon damals den Kopf ein wenig nach vorne gebeugt tragend, mit herrlichen, großen, schwarzen Seelenaugen. Zwingende, oft feurig aufleuchtende, doch meistens traurig blickende Augen, unter dem darüber aufstrebenden, weiß gemischten, von Natur gelockten Haar, eine auffallend schöne Frau! Sie stand damals in ihrem dreiundvierzigsten Lebensjahre (1847 geboren). Hätte sie nicht gar zu wenig Wert auf ihre Kleidung gelegt, sie wäre eine blendende Erscheinung gewesen.

Und welch eine Stimme! Süß — voll, in jeder Biegung musikalisch geschult — einfach bezaubernd! Neben ihr Herbert Burrows, einer der ersten Londoner Sozialisten: ein feiner, geistreicher Mann. Beide begeisterte, glühende Theosophen. Noch einige Wochen — und Annie Besant hatte alle ihre sonstige Arbeit aufgegeben, sich voll und ganz der Theosophie und der theosophischen Gesellschaft hingegeben. Sie hatte ihr Eigentum, das Haus Nr. 19 Avenue-Road, der Theosophischen Gesellschaft als Hauptquartier angeboten und dank ihrer Opferwilligkeit und der Hilfe noch einiger anderer Freunde, von denen bald die Rede sein soll, wurde es möglich, der guten und verehrten Frau Helena Blawatzky, (die körperlich schon sehr leidend war) und den von ihr verkündeten großen Lehren eine würdige Heimstätte zu gründen.

Nur kurze Zeit noch war es H. P. B. vergönnt, hier zu

leben. Sie wußte das selbst ganz genau und hat es hundertmal ausgesprochen. Zehn Monate später schied sie aus dem Leben. Aber sie verließ die Erde ruhig und glücklich. Denn jetzt wußte sie, daß sie eine Schule gegründet, an deren Spitze noch für manches Jahr Colonel Olcott und an seiner Seite die jüngere Kraft, Annie Besant, stehen würden. Mit ihnen jene anderen getreuen Schüler, die Herrn George Mead, Bertram Keightley, Leadbeater, die Damen Gräfin Wachtmeister, Frau Cooper Oakley und andere.

Was wir H. P. B. verdanken.

Die vielen und furchtbaren Anklagen, welche in jeder Form gegen H. P. B. geschleudert worden sind, kenne ich wohl, weiß auch, daß sie teils fanatischem, persönlichen Hasse, teils religiösem Eifer entsprungen sind (beides bei Frau Blawatzkys heftigem, rücksichtslosem Wesen leicht verständlich), teils ehrlicher Überzeugung.

Ich aber kann nur berichten von dem, was ich selbst von ihr weiß, wie und in welch hervorragender Gesellschaft von guten, edlen, bedeutenden Menschen ich sie kennen lernte und später wiederfand, und wie all diese, noch heute, also viele Jahre nach ihrem Tode, treu und unentwegt an ihr hängen — trotz jener Schmähungen, die versuchen, ihr Andenken zu besudeln und in den Schmutz zu ziehen.

Ich selbst habe Gutes, Edles und Höchstes von ihr gesehen, — daneben auch maßlose Heftigkeit, Ausbrüche eines geradezu wilden Temperamentes, Überbleibsel ihres einst stürmischen, begierdenreichen Lebens.

Ich verwahre mich feierlich dagegen, aus Helena Petrowna Blawatzky eine Heilige machen zu wollen — das hat sie selbst

am wenigsten gethan — aber sie war ein großer, kraftvoller, bedeutender Mensch, mit so menschlichen, ja fast übermenschlichen Fehlern wie Tugenden, abstoßenden Unarten wie hinreißenden Vorzügen: eine Kolossalnatur nach jeder Richtung.

Sie hat an sich gearbeitet so ernst und streng, wie sie es von uns forderte. Erst ganz am Ende ihrer irdischen Laufbahn war es ihr gelungen, diese Arbeit so weit gekrönt zu sehen, daß sie die Unbändigkeit ihrer starken Natur zu unterjochen gelernt hatte. Dies gerade, — diese stetige und strenge Arbeit an sich selbst, habe ich an ihr mit am meisten bewundert, und ich könnte darüber Einzelheiten berichten, die ich beobachtet, die mich jedoch zu weit über den Rahmen dieses Büchleins hinausführen würden, das ja nicht von H. P. B. handeln soll, sondern von den uns zuerst durch sie verkündeten Lehren.

Eines nur noch, was mit mir all meine Freunde in der Theosophie sagen, namentlich die, welche noch direkte Schüler von Helena Blawatzky waren: selbst wenn unsere Gegner Recht hätten, wenn H. P. B. nicht gewesen wäre, wie sie uns erschien, wenn die gegen sie geschleuderten Anschuldigungen wahr wären — ihre Lehren bleiben dieselben hohen, erhabenen, die uns so viel Glück und inneren Frieden gaben, daß wir ihr dafür ewig dankbar sein müssen. Und wendet man ein: es seien nicht ihre Lehren — auch gut! Sicher nicht! Sie hat das auch nie behauptet!

Sie aber war die erste, die uns diese Lehren zubrachte, zugänglich machte und es verstand, uns dafür zu begeistern. Wir haben das Recht, die Gegenfrage aufzuwerfen: Warum hat das niemand sonst vermocht? Warum versteht es die christliche Geistlichkeit nicht (oder warum will sie es nicht?) uns die esoterische, mystische, einzig wahre und beglückende Seite dieser Religion zugänglich und in uns lebendig zu machen?

Der nach langen vergeblichen Irr- und Wanderfahrten am Wege Verdurstende stößt nicht die Hand zurück, die ihm in

goldenem Becher (der uralten Weisheit) den lebensspendenden Trank reicht. Ob es die Hand eines Heiligen oder Sünders ist — fragt er nicht. Wer aber nicht dürstet, wer mit seiner Religion, Philosophie oder Weltanschauung zufrieden ist, — der bleibe dabei! Wir Theosophen wollen ihn weder bekehren noch belehren. Ich wiederhole, nur für suchende Seelen ist auch dieses Buch bestimmt.

Zur Bestätigung des über Frau Blawatzky Gesagten lasse ich hier einen Passus aus einem Artikel von Herbert Burrows, dem bekannten Sozialisten folgen, in welchem er erzählt, wie er H. P. B. kennen lernte und in ihr Gefolge kam.

„Wir, Annie Besant und ich, waren mit Problemen des Lebens und Geistes beschäftigt, für die unsere materialistische Weltanschauung keine Lösung fand, und wir sehnten uns nach mehr Licht." Sie hatten beide von H. P. B. gehört, „aber," fährt er fort, „skeptisch kritisch, durch lange Jahre öffentlicher Kontroversen dazu erzogen, die strengsten Beweise von allem zu verlangen, was außerhalb unserer Erfahrung lag — war Theosophie für uns ein unbekanntes, ja, wie es uns schien, ein unmögliches Land." —

Dann lernten beide Frau Blawatzky kennen. Burrows sagt, daß er niemals Phänomene bei oder von ihr gesehen (wie bekannt, hatte sie längst derartiges aufgegeben, vielleicht die Gabe dafür verloren). „Aber," fährt der Erzähler fort, „als ich sie öfter sah, bekam ich den Einblick in eine höhere Moral, im echten, wahren Sinne dieses Wortes, in einen selbstaufopfernden Eifer, in eine zusammenhängende Lebensphilosophie mit einer klaren und zweckvollen Kenntnis des Menschen und seiner Zusammengehörigkeit mit einer geistigen Welt.

Das zog mich an, nicht das Wunderbare in ihr — denn davon sah ich nichts. Aber zum ersten Mal in meiner geistigen Entwicklung hatte ich hier einen Lehrer gefunden, welcher imstande war, die losen Fäden meines Denkens in ein festes Ge-

webe zu fügen, und das weite Wissen, die liebevolle Geduld dieses Lehrers zogen mich zu ihm."

H. Burrows spricht dann von ihrem täglichen Leben, der aufopfernden Hingabe an ihr Werk ebenso wie an ihre Freunde, ihrer kindlichen Gemütsart und unendlichen Dankbarkeit für jede kleinste Güte und sagt: „Vollkommen — nein! Fehler — ja! sie haßte nichts mehr, als ein urteilsloses Lob ihrer Person. Aber wenn ich gesagt habe, daß sie zu Zeiten ungestüm wie ein Wirbelwind, ein wahrer Cyklon sein konnte, wenn sie gereizt und aufgebracht war, so habe ich alles gesagt. Ihre Feinde behaupteten, sie sei rüde und roh. Wir, die wir sie kannten, wußten, daß eine unkonventionellere Frau im höchsten, wahrsten Sinne dieses Wortes, nie gelebt hat." —

Zum Schlusse erzählt er, wie H. P. B., er und Annie Besant im Jahre 1889 zusammen im Walde von Fontainebleau gewesen. H. P. B. las ihnen aus ihrem Manuskript der „Stimme des Schweigens" vor, und es fiel ihnen auf, daß sie den größten Nachdruck auf die Beschreibung der ungeheuren Schwierigkeit legte, welche die aufsteigende Entwicklung des Pilgers auf dem Pfad zur Höhe bietet.

Sie wußte genau, daß, soweit auch ihre okkulte und geistige Begabung reiche, ihr Charakter noch mancher Reinkarnation bedürfe, um zum „Höchsten" zu gelangen.

Soweit H. Burrows, ein Mann von nüchterner Beobachtung, wissenschaftlicher Bildung und großem Verstande. Und mit ihm, in gleicher Beurteilung des Charakters der merkwürdigen, in allen Farben der menschlichen Wesenheit schillernden Frau, stimmen alle ihre Schüler überein: Menschen, die jahrelang mit ihr im selben Hause, Thür an Thür, Tag und Nacht bei ihr Zugang habend, gelebt und bis zu ihrem Tode treu bei ihr ausgehalten haben.

Zeugnis dafür giebt das kleine Buch: H. P. B. zum Ge-

dächtnis an Helena Petrowna Blawatzky von einigen ihrer Schüler (28 an der Zahl).

Helena Petrownas Schüler.

Doch zurück zu meinen persönlichen Erinnerungen. Nur noch wenig bleibt mir darüber zu sagen. Die Zeit nach H. P. B.s Tode verlangte eine andere Art der Arbeit, als die von so viel Stürmen und Anfeindungen unterbrochene der Gründerin der Theosophischen Gesellschaft gewesen war, und diese Arbeit wird in trefflicher Weise geleistet und durchgeführt von jener kleinen, sich jedoch täglich vergrößernden Gemeinde ihrer teils persönlichen Schüler und Nachfolger, teils selbständig entwickelter, durch unsichtbare Hilfe entwickelter Tschelas.

Was Annie Besant und ihr Freund Herbert Burrows für die Sache geleistet haben und täglich leisten, habe ich versucht anzudeuten. In Schrift und Wort sind sie unermüdlich thätig, das große Werk zu fördern. Frau Besant gönnt sich kaum je eine Stunde Rast. Ohne Unterlaß segelt sie zwischen Indien, der Heimstätte unserer Lehre, und Europa hin und her. Viermal macht sie jährlich diese ungeheure Reise. Auf beiden Kontinenten hält sie während ihres Aufenthaltes beinahe täglich Vorträge, entflammt durch die hinreißende Gabe ihrer Rede (dort, wo sie englisch sprechen kann, denn in anderen Sprachen versteht sie, wie ich höre, nicht so begeisternd zu wirken) zu neuem Eifer jene, welche bereits erwacht sind, oder erweckt aus ihrer Apathie jene, deren Seelen zwar suchend nach Wahrheit dürsteten, die aber unfähig ohne äußere Hilfe das Rechte zu finden, wieder in Gleichgültigkeit und Stumpfheit versunken sind.

Die langen Wochen, welche Annie Besant auf der Seereise

zubringt, benützt die nie ruhende Frau, jene Bücher zu schreiben, welche das Staunen Aller erregen, die mit der indischen alten Litteratur und deren Lehren vertraut sind. Sie hat in weniger denn zehn Jahren gelernt, Sanskrit völlig zu beherrschen, ebenso wie mehrere Dialekte des Hindostanischen, so, daß sie mit ihren geliebten Indern in ihren eigenen Mundarten zu verkehren vermag. Sie ist und bleibt jedenfalls der bedeutendste Mensch in der großen, bedeutungsvollen Bewegung.

Da fast alle ihre Schriften ins Deutsche übertragen sind — und namentlich die vortreffliche Übersetzung der „uralten Weisheit" von Ludwig Deinhard vorliegt, so verweise ich alle, die sich einem gründlicheren Studium der Theosophie hingeben wollen und nicht englisch verstehen, auf diese Werke.

Ob die Selbstbiographie der hervorragenden Frau übersetzt ist, kann ich nicht sagen. Darin erzählt sie ihren Lebenslauf ganz wahrheitsgetreu: Wie sie aus einer orthodox erzogenen Christin und Pastorsfrau, die sie war, in logischer Reihenfolge und Wandlung zur Freidenkerin und Atheistin, zur Sozialistin — und — da ihr dies alles nicht genügte, zur Theosophin geworden ist. Ein interessantes, lehrreiches Studium, dieses Menschenleben, das nach den wildesten, furchtbarsten Kämpfen mit sich selbst und der Welt zu dem reinsten Frieden und der höchsten Glückseligkeit gelangt ist.

Weniger bedeutende Wesenheiten, aber jeder nach seiner Art in derselben Weise und mit demselben flammenden Eifer arbeitend, sind die übrigen mir bekannten leitenden Theosophen der englischen Gesellschaft.

Da ist in erster Reihe A. P. Sinnett, der Vicepräsident der europäischen Sektion der Theosophischen Gesellschaft, dessen Namen ich bereits des öfteren erwähnte; er hat lange Jahre als hervorragender Beamter der britischen Krone in Indien gelebt. Dort lernte er H. P. B. kennen, und, durch sie zuerst in die Geheimlehre eingeführt, gehörte er bald zu den eifrigsten

Forschern und Anhängern derselben. Er ist einer der am frühesten „entwickelten" Europäer. Ihm wurde die Gnade des persönlichen Verkehres mit den „Meistern", den Mahatmas sehr früh zu teil, und ihrem persönlichen Unterricht und ihrer Erlaubnis, soviel von der Geheimlehre preiszugeben, verdankt sein hochinteressantes Buch „Die esoterische Lehre des Geheimbuddhismus" (bei Th. Grieben, Leipzig) seine Entstehung.

Er hat ferner eine Lebensbeschreibung H. P. Blawatzkys und ein Werk „Die okkulte Welt" erscheinen lassen.

Neben Sinnett steht, ihm als okkult Begabter mindestens gleichkommend, C. W. Leadbeater. Gleichfalls ein Schüler H. P. B.s ist auch ihm, sowie Olcott, Sinnett, Annie Besant und Anderen, das Glück zu teil geworden, von den Meistern direkt belehrt zu werden. Er hat die ihm gewordenen Lehren und Erfahrungen in einer Menge kleinerer Schriften mitgeteilt, die in Broschürenform, einige auch in deutscher Übersetzung, erschienen sind. Sie haben für den „Schüler" hauptsächlich deshalb großen Wert, weil sie zeigen, wie unendlich weit auch der europäisch erzogene und gebildete Mensch (der also über keine okkulte Vererbung verfügt, wie zweifellos viele Inder und andere östlichen Völkern entstammende Menschen) bei strenger Schulung auf mystisch okkultem Wege kommen kann.

Dem ungeschulten, in diesen Dingen unbewanderten Neuling mögen diese kleinen Schriften freilich oft genug erscheinen, wie Märchen aus tausend und einer Nacht. —

George Mead ist ein anderer gelehrter junger Theosoph, der sich früher dem Lehrfach gewidmet hatte. Als Philologe befaßte er sich mit den ältesten griechischen, hebräischen und christlichen Litteraturen und schreibt darüber höchst lehrreiche Artikel in der „Theosophical Review" (einst „Lucifer"). Auch er ist ein Schüler H. P. B.s und war zu ihrem Lebzeiten lange ihr Privatsekretär.

Ein ungemein sympathischer, okkult sehr weit entwickelter

Theosoph ist Bertram Keightley, einer der zwei Brüder, die durch ihre liebevolle Güte der Frau Blawatzky jene Heimstätte gründeten, in welcher sie sorgenlos ihre Erdentage beschließen konnte; ein junger Mann, den ersten, reichsten Kreisen angehörend, der sich mit Leib und Seele der Theosophie ergeben hat und mit Frau Besant, meist zweimal im Jahre, zwischen Indien und England seine Zeit und Arbeit teilt.

Gräfin Konstanze Wachtmeister und Auszüge aus ihrem Buche.

Neben diesen — und manchen mir persönlich nicht so gut bekannten Mitgliedern der Londoner Gesellschaft — stehen noch einige Frauen, die mit jenen vereint ein arbeitsames, anstrengendes, ganz der Theosophie geweihtes Leben führen:

Gräfin Konstanze Wachtmeister, deren ich schon einmal Erwähnung that, hat sich in den letzten Jahren mehr der Propaganda gewidmet. Sie bereist rastlos die ganze Welt, Vorträge haltend, theosophische Logen und Gesellschaften gründend, bald in Amerika, bald in Australien, bald in Indien oder Europa einige Zeit verweilend, wie es für die Zwecke der Sache nötig erscheint.

Diese zarte, kleine Aristokratin entwickelte von ihrem ersten Sichanschließen an Frau Blawatzky eine Energie, einen Opfermut und eine Hingabe ohne gleichen. Sie ist selbst hellsehend und besitzt die Gabe des Heilmagnetismus in ganz hervorragendem Maße; so war ihr Weg in den Okkultismus bereits gebahnt, als sie zuerst zu H. P. B. kam, wie sie selbst erzählt, durch eine zwingende Stimme dorthin gerufen.

Sie hat zu einer Zeit, wo H. P. B. allein, elend, krank und in sehr dürftiger Lage in Würzburg lebte, um in Ruhe

das mächtige Werk „Die Geheimlehre" zu vollenden, alle ihre Beziehungen zu der großen Welt und ihren Verwandten aufgegeben und mit aufopfernder Liebe die ihr damals fast unbekannte Frau Blawatzky allein gepflegt.

In Erinnerung an diese Zeit und an die merkwürdige Art, wie die „Geheimlehre" geschrieben wurde, hat Gräfin Wachtmeister ein kleines Werk veröffentlicht, das mit zu dem Interessantesten gehört, was über okkulte Dinge aus eigener Erfahrung geschrieben wurde. Leider bis jetzt nicht ins Deutsche übersetzt, trägt das Buch den Titel „Erinnerungen an H. P. Blawatzky und die „Geheimlehre" von Gräfin Wachtmeister und anderen."

Wenn ich mich entschließe, aus dieser Erinnerungsschrift mehr zu bringen, als es sonst meine Art ist, aus den Erlebnissen anderer zu schöpfen, so geschieht es, weil ich die dort mitgeteilten Thatsachen zu den bedeutungsvollsten rechne, die, in dieser beglaubigten Form von den verschiedensten Personen zusammengestellt, gegeben werden. Gleich im Anfang, S. 14, erzählt sie, wie beim Abschied nach ihrem ersten Besuche bei H. P. B., als die Gräfin erst anfing, sich für diese Dinge zu interessieren, und noch mitten in all ihren weltlichen und Familienbeziehungen stand, Frau Blawatzky ihr Dinge aus ihrem, der Gräfin, Leben mitteilte, von denen sie bis dahin geglaubt hatte, kein Mensch, außer ihr selbst, wisse darum.

Frau Blawatzky schloß damit, daß sie sagte, noch vor Ablauf von zwei Jahren werde die Gräfin ihr Leben ganz der Theosophie widmen.

Die Schreiberin fährt fort: „Zu jener Zeit hatte ich Gründe, dies als absolute Unmöglichkeit anzusehen, und da ein Zurückhalten dieser meiner Meinung leicht Mißverständnisse herbeiführen konnte, fand ich mich verpflichtet, ihr das zu sagen.

Sie lächelte nur und erwiderte: „Master sagt es, also weiß ich, daß es wahr ist."

Als ich nun allein in dem dahinbrausenden Zug saß, dachte ich: wie ihre Worte wohl jemals wahr werden könnten? wie ich so gar nicht für ein derartiges Leben passe, und wie unmöglich es für mich sein würde, all jene Schranken niederzureißen, die mir den Weg versperrten zu dem Ziele, das sie meinem erstaunten Blicke gezeigt hatte!"

Seite 16 erzählt die Gräfin, daß sie im Winter 1885 im Begriffe stand, ihre Sachen einzupacken (in Schweden), um die kalte Jahreszeit mit Freunden in Italien zu verleben, da — doch ich will in ihren eigenen Worten fortfahren: „Da hörte ich eine Stimme sagen: „Nimm das Buch dort, es wird Dir brauchbar werden auf der Reise."

Ich will gleich hier mitteilen, daß ich die Gabe des Hellsehens und Hellhörens in starkem Maße ausgebildet habe. — Mein Auge fiel auf ein Manuskript, welches ich soeben bis zu meiner Rückkehr einschließen wollte. Es schien mir eine merkwürdige Begleitung für eine Vergnügungsreise, da es eine Sammlung von Notizen über den „Tarot" und Auszüge aus der Kabbalah enthielt, die ein Freund für meinen Gebrauch zusammengestellt hatte. Aber ich gehorchte und legte das Buch auf den Boden meines Koffers." —

Die beabsichtigte italienische Reise kam nicht zu stande, weil die Gräfin, durch allerlei Gründe gezwungen, statt dessen zu Frau Blawatzky nach Würzburg fuhr. Am ersten Abend, als beide Damen ins Speisezimmer zum Thee gingen, sagte H. P. B. plötzlich zur Gräfin: „Master sagt, Sie hätten ein Buch für mich, das ich sehr nötig gebrauche."

„Nein, antwortete diese, „ich habe gar keine Bücher bei mir." (Ich lasse wieder der Gräfin eigene Worte folgen.)

„Denken Sie nur nach," sagte sie (H. P. B.), „Master sagt, es sei Ihnen in Schweden bedeutet worden, ein Buch über den Tarot und die Kabbalah zu bringen."

Nun fielen mir die Begebenheiten wieder ein, von denen ich

oben sprach. Ich hatte, seit ich es auf den Grund meines Koffers legte, nicht mehr an das Buch gedacht. Ich eilte in mein Zimmer, schloß den Koffer auf und fand das Buch ganz unten in derselben Ecke, in die ich es in Schweden gelegt hatte. — Aber das war nicht alles. — Als ich mit dem Buch in der Hand in das Eßzimmer trat, hielt mich Madame Blawatzky mit einer Handbewegung zurück und rief: „Bleiben Sie stehen, öffnen Sie es noch nicht. — Jetzt schlagen Sie Seite zehn nach, und auf der sechsten Zeile finden Sie die Worte: — — und sie citierte den Satz. —

Ich öffnete das Buch, welches, wie man sich erinnern wolle, kein gedrucktes war, von welchem ein Abdruck in H. P. B.s Hand hätte fallen können, sondern ein Manuskript, das, wie ich erwähnte, ein Freund für meinen eigenen Gebrauch geschrieben hatte, — die citierten Worte befanden sich genau so, wie sie gesagt hatte, an der bezeichneten Stelle."

Weiter erzählt die Gräfin, in welch ungewöhnlicher Weise die „Geheimlehre" geschrieben wurde. „Eines Tages, als ich in H. P. B.s Zimmer trat, fand ich den Boden mit zerrissenen Manuskriptblättern bedeckt. Ich frug nach dem Grunde, und sie antwortete: „Ja; ich habe jetzt zwölfmal versucht, diesen einen Passus richtig zu erhalten, und jedesmal sagt Master: es ist falsch. Es ist zum Verrücktwerden, es so oft zu schreiben; aber lassen Sie mich allein, ich höre nicht auf, bis es mir gelungen ist, und wenn es die ganze Nacht dauert."

— Eine Stunde später rief sie mich; es war ihr gelungen, aber die Arbeit war eine ungeheure gewesen. Als sie ihre Cigarette rauchte und den Thee nahm, frug ich sie, wie es möglich sei, daß sie sich nicht irre in dem, was ihr so gezeigt wurde? Sie sagte: „Sehen Sie, ich arbeite so: ich mache, was ich nicht anders als ein Vacuum (eine Leere) nennen kann, in den Raum vor mir und fixiere meinen Blick und meinen Willen darauf, und bald zieht Scene für Scene an mir vorüber, wie die Bilder eines Panoramas.

Oder, wenn ich ein Citat oder eine Richtigstellung aus einem Buche brauche, so denke ich intensiv an dasselbe, und das Buch, oder vielmehr das astrale Ebenbild des Buches, erscheint vor meinem Blick (hellsehend) und daraus entnehme ich, was ich brauche. Je ungetrübter von äußerlichen Zerstreuungen und Sorgen mein Geist ist, desto klarer sehe ich." —

Aber diese so erhaltenen Auskünfte prüfte Madame Blawatzky stets auf ihre Wahrheit und Genauigkeit. Und bei dieser oft sehr schwierigen Aufgabe half ihr die Gräfin. — So sagt letztere, einal einen besonders schwer zu erfüllenden Auftrag erhalten zu haben, indem sie einen Passus verifizieren sollte, der als in einem im Vatikan befindlichen Manuskript angegeben wurde.

Die Gräfin schreibt: „Ich kannte einen Herrn, der einen Verwandten im Vatikan besaß, und so gelang es mir, den Passus zu verifizieren. Zwei Worte waren falsch, aber alles übrige korrekt und, seltsam genug, man sagte mir, diese zwei Worte seien, weil ziemlich verwischt, schwer zu entziffern."

Eine andere Dame (mir auch persönlich sehr gut bekannt), Miß Emilie Kißlingbury, erzählt ähnliches; sie ist eine sehr gelehrte Katholikin und schreibt: „Eines Tages brachte mir H. P. B. ein Stück Manuskript mit einem Citat aus einem katholischen Schriftsteller und bat mich, da es ihr in der bei ihr gewöhnlichen Art gegeben worden sei, ob ich ihr den Autor und das Werk ausfindig machen könne, um das Angeführte zu verifizieren. Ich dachte, nach der Natur des Citats, es könne aus Kardinal Wißmanns Buch: „Wissenschaft und Religion" sein, und schrieb an einen Freund in London mit dem Resultat, daß die Verifikation vollkommen geglückt ist; Kapitel und Seite genau so richtig, wie es noch jetzt in der Geheimlehre Band II Seite 704 steht. Die Gräfin schreibt einmal an Sinnett:

„Da ich von den absurden Gerüchten gehört hatte, die

über sie (H. P. B.) verbreitet sind, welche sie beschuldigen, schwarze Magie, Betrug und Täuschung auszuüben, war ich auf meiner Hut und ging zu ihr, fest entschlossen, nichts von okkultem Charakter, das von ihr kam, ohne genügenden Beweis anzunehmen, mich selbst ganz kühl und meine Augen offen zu halten; gerecht und wahr in meiner Beurteilung zu sein. Der gesunde Menschenverstand gestattete mir nicht, an ihre Schuld zu glauben ohne Beweis, aber, wenn dieser Beweis geliefert worden wäre, hätte es mir mein Ehrgefühl unmöglich gemacht, in einer Gesellschaft zu bleiben, deren Gründerin Schwindel und Betrügereien beging: daher war mein Geist darauf gerichtet, zu untersuchen; und ich sehnte mich, die Wahrheit herauszufinden.

Ich habe jetzt einige Monate bei Madame Blawatzky zugebracht. Ich habe ihr Zimmer mit ihr geteilt und bin morgens, mittags und nachts bei ihr gewesen. Ich habe Einsicht in all ihre Kisten und Schubladen gehabt, habe die Briefe gelesen, die sie erhielt und jene, die sie schrieb, und jetzt erkläre ich offen und ehrlich, daß ich mich vor mir selbst schäme, sie je im Verdacht gehabt zu haben, denn jetzt weiß ich, daß sie eine ehrliche, wahre Frau ist, ihren „Masters" treu bis in den Tod, sowie der Sache, für welche sie Vermögen und Gesundheit geopfert hat. Es ist kein Zweifel in meiner Seele, daß sie diese Opfer brachte, denn ich habe die Beweise dafür gesehen, von denen einige aus Dokumenten bestehen, deren Echtheit über jeden Verdacht erhaben ist. Vom weltlichen Gesichtspunkte aus ist Madame B. eine unglückliche Frau, verleumdet, angezweifelt und beleidigt von vielen; aber von einem höheren Gesichtspunkte aus betrachtet, hat sie außerordentliche Gaben, und kein Versuch, sie zu beschmutzen, kann sie der Vorrechte berauben, welche sie genießt, und die in der Kenntnis von vielen Dingen bestehen, die nur wenigen Sterblichen bekannt sind, und in dem persönlichen Verkehr mit gewissen

östlichen Adepten. Dieser ausgebreiteten Kenntnisse halber, die sich weit in die unsichtbare Natur erstrecken, ist es sehr zu bedauern, daß all ihre Leiden und Prüfungen sie verhindern, der Welt so viel Belehrung zu geben, wie sie gerne gethan hätte. Selbst das große Werk, mit dem sie jetzt beschäftigt ist, wurde bedeutend verlangsamt durch all die Verfolgungen, beleidigenden Briefe und andere kleinliche Verdrießlichkeiten, denen sie diesen Winter ausgesetzt war; denn man sollte sich erinnern, daß H. P. Blawatzky selbst kein ausgebildeter Adept ist, auch nicht beansprucht, ein solcher zu sein, und daß deshalb, trotz all ihres Wissens, sie so empfindlich gegen Beschimpfung und Verdacht ist, wie es von irgend einer Dame von feiner Bildung zu erwarten steht.

„Die Geheimlehre" wird in der That ein großartiges Werk werden. Ich habe das Vorrecht genossen, dem Fortschreiten der Arbeit beizuwohnen, die Manuskripte zu lesen und Zeuge zu sein von der okkulten Weise, in der H. P. B. ihre Belehrungen erhielt.

Ich habe später von Leuten, welche sich „Theosophen" nennen, Aussprüche gehört, welche mich überraschten; sie behaupteten, wenn es selbst bewiesen wäre, daß die Mahatmas nicht existierten, so wäre auch nichts daran gelegen, weil Theosophie dennoch eine „Wahrheit" bliebe u. s. w. Solche und ähnliche Behauptungen sind in Deutschland, England und Amerika in Umlauf gekommen. Nach meinem Verständnisse sind sie sehr irrtümlich, denn erstens, wenn es keine Mahatmas oder Adepten gäbe — das heißt Wesen, welche so weit auf der Stufe menschlicher Evolution vorgeschritten sind, daß sie sich selbst mit dem „Christusprinzip" (dem sechsten Grundteil) des Weltalls bewußt vereinen können — wenn es keine solchen Wesen, Master genannt, gäbe, so würde das Lehrsystem, welches wir „Theosophie" nennen, falsch sein, weil dann eine Lücke in der menschlichen Evolution, in der Stufenleiter

des Fortschrittes (vom Tier zum Gottmenschen) bestehen würde, die viel schwieriger zu erklären wäre, als Darwins „missing link" (fehlendes Glied).

Jene Leute aber, wenn sie die Mahatmas leugnen, — selbst wenn sie dabei nur auf jene Adepten Bezug nehmen, von denen wir annehmen, daß sie hinter den Gründern der Theosophischen Gesellschaft stehen, vergessen, daß ohne diese Adepten wir weder eine Theosophische Gesellschaft, noch die Werke „Entschleierte Isis", „Esoterischer Buddhismus", „Licht auf den Weg", noch andere wertvolle theosophische Arbeiten besitzen würden! Schließen wir uns aber in Zukunft gegen die Einwirkung der Mahatmas ab, uns auf unsere eigenen Hilfsmittel verlassend, so werden wir bald in ein Labyrinth metaphysischer Spekulationen geraten."

Ein andermal schreibt die Gräfin: „Der Umstand, welcher vielleicht mehr, als irgend ein anderer, meine Aufmerksamkeit auf sich zog und meine Verwunderung erregte, als ich anfing, H. P. B. als Amenuensis zu helfen, und so einige Einblicke in die Art ihrer Arbeit bei der Geheimlehre erhielt, war die Armut ihrer Reisebibliothek. Ihre Manuskripte waren voll von Citaten und Auszügen aus einer Menge seltener und schwer zu erhaltender Werke über die verschiedenartigsten Themata. Heute benötigte sie die Prüfung einer Stelle aus einem Buche, das nur im Vatikan zu finden war, morgen das eines Schriftstückes, von welchem nur das britische Museum eine Kopie besaß.

Jedoch immer war es nur Prüfung auf den Wahrheitsgehalt hin, was sie benötigte.

Das Material hatte sie; wie immer sie es gewonnen haben mag; — aber gewiß konnte sie sich ihre Belehrung nicht aus der Handvoll sehr gewöhnlicher Bücher verschafft haben, die sie mit sich führte.

Kurz nach meiner Ankunft in Würzburg frug sie mich, ob ich jemanden kenne, welcher für sie in die „Bodleian-Bibliothek" gehen könne. Zufällig kannte ich jemanden, den ich darum bitten konnte. Mein Freund prüfte nun eine Stelle, welche H. P. B. im Astrallichte gesehen hatte: Titel des Buches, Kapitel, Seite und Zahlen — alles stimmte! Aber ihre Visionen zeigten oft das Bild des Originals umgekehrt, wie in einem Spiegel, und obwohl Worte mit ein wenig Übung leicht gelesen werden konnten und der allgemeine Sinn ernste Irrtümer verhinderte, so war es viel schwieriger, Fehler in Zahlen zu vermeiden, und solche waren es, um welche es sich bei dieser Gelegenheit handelte.

Eine andere Art, in welcher H. P. B. Leitung und Hilfe gegeben wurde: Oft, am frühen Morgen, sah ich auf ihrem Schreibtische ein Stück Papier mit unbekannten Buchstaben in blauer Schrift. Als ich sie frug, was diese geheimnisvollen Notizen bedeuteten, erwiderte sie, dieselben zeigten ihre Arbeit für den kommenden Tag an. Dieses waren jene „prezipitierten" Botschaften, welche den Gegenstand so vieler hitziger Streitigkeiten sogar in den Kreisen der Theosophischen Gesellschaft bildeten und endlosen, geistlosen Spott außerhalb derselben veranlaßten.

Es ist vielleicht bei der gegenwärtigen Unwissenheit, okkulten Phänomen gegenüber, nicht erstaunlich, daß die Kunde von solchen „Botschaften" mit starken Zweifeln, ja mit Verdacht aufgenommen werden. Das Beste, was man vom Durchschnittsmenschen erhoffen könnte, wäre ein Aufsparen seines Urteils, begleitet von dem guten Willen zu lernen und zu untersuchen. Nehmen wir aber H. P. B.s eigenes Verhalten diesen Botschaften gegenüber, so erhalten wir den unstreitbaren Beweis ihres guten Glaubens. Ihr wurden sie direkt zu teil, und den Befehlen, welche sie enthielten, begegnete sie immer mit Unterwürfigkeit und Gehorsam, selbst wenn sie vorgezogen hätte, anders zu handeln.

Wie oft jammerte ich damals, wenn Stöße von sorgfältig vorbereiteten und abgeschriebenen Manuskripten auf ein Wort, einen Befehl der Master hin den Flammen übergeben wurden. — Massen von Unterweisungen und Kommentaren, welche von unschätzbarem Werte für uns wären, jetzt, da wir unsere Meisterin verloren haben! Zu jener Zeit, es ist wahr, verstand ich sehr wenig von dem, was ich abschrieb, und erfaßte den Wert dieser Lehren nicht, wie ich es jetzt thue. Ich habe seitdem begreifen gelernt, daß ich gerade deshalb um so geeigneter für meine Aufgabe war, weil nur Bruchstücke und Andeutungen in der Geheimlehre gegeben sind, und H. P. B. in der ersten Zeit vieles niedergeschrieben haben mag, von dem es nicht ratsam war, daß es irgend jemanden bekannt werde, selbst nicht einem so ernsten, wenn auch noch ungeprüften Schüler, wie ich es war."

In einem später von der Gräfin gebrachten Privatbrief, N. S. gezeichnet, finden sich folgende merkwürdige Stellen: „Es war ein Wahlspruch von H. P. B.: „Folgt dem Pfade, den ich zeige, den Meistern, welche hinter mir stehen, aber folgt nicht mir und meinem Pfade!" Weiter unten in diesem Briefe heißt es: „Ich lebte damals in großer Entfernung von H. P. B. — Ich war in keiner Weise „psychisch" begabt. Ich hatte keinen Wunsch nach okkulten Kräften, trieb nicht Yoga. — Saß nicht für Meditation und Konzentration, war und bin nicht Vegetarier und hatte kein asketisches Gelübde gethan.

Nachts, nachdem ich in tiefen Schlaf verfallen war, begann das neue Leben. Beim Erwachen am Morgen erinnerte ich mich, daß ich — wie mir schien — bei H. P. B. gewesen war. Ich war in Zimmer geführt worden, die ich genau beschreiben konnte und jenen beschrieb, die dort, bei ihr lebten, bis auf die fadenscheinigen Stellen oder Löcher im Teppich. Das erste Mal bei einem solchen astralen Besuch sagte sie mir,

daß sie mich als Schüler annehme. Aber es wurden keine Regeln festgesetzt, keine Pläne gemacht. Sie unterrichtete mich in verschiedener Weise, indem sie die Bilder von allem, was sie lehrte, wie ein Panorama an mir vorüber ziehen ließ. Andere Male, aber seltener, erwachte ich und fand sie am Fuße meines Bettes stehen; ich richtete mich auf, stützte mich auf meinen Ellenbogen, und sie begann ihre Zeichensprache. Die Harmonieen der Sphären erfüllten das mondbeleuchtete Zimmer, während die wunderbaren lebenden Bilder an der Wand vorüberzogen.

Alles dieses erschien vollkommen objektiv. Ich war völlig wach für alles, was mich umgab, für alle natürlichen Töne der Nacht, und ich habe meinen Lieblingshund in meine Arme genommen, weil er bei ihrem Anblicke zitterte und winselte. Ich wurde mit jedem Ausdrucke in H. P. B.s Antlitz vertraut. Ich sehe sie noch jetzt vor mir, in ihr altes Nachtgewand gehüllt — welch' Gewand könnte je so verehrungswürdig sein, wie dieses schäbige, alte Kleid?! — Da stand sie — unendliche Weiten des Raumes vor meinen inneren Blicken eröffnend und endlich sich selbst in ihr eigenstes, wahres Wesen verwandelnd.

Es kam vor, daß sie mir befahl, gewissen Personen bestimmte Dinge anzuraten und sie zu nennen, mich auf sie zu berufen. Ich gehorchte, und immer kam einige Tage danach — aber nicht so lange danach, als ein Brief zu der weiten Reise gebraucht hätte — ihr Schreiben, in dem sie die Anweisungen wiederholte, die ich vorher des Nachts gehört hatte. So konnte ich beweisen, daß ich ihre Wünsche wirklich über das Meer herhörte.

Ich kam bald so weit, freiwillig hellsehen und -hören zu können; ohne Schulung und Mühe, so einfach und leicht wie man atmet. Ich konnte freiwillig eine entfernte Person oder einen Ort sehen, oder eine Antwort auf eine Frage bekommen.

— Aber nie that ich eines dieser Dinge aus müßiger Neugierde, sondern nur für das Werk der Theosophie, und solch ein Gebrauch meiner Gaben ist bei mir verhältnismäßig selten. Diese Ereignisse fahren fort stattzufinden, aber seit Madame Blawatzkys Tode tragen sie sich in anderer Art zu:

I. Sehe ich sie nicht mehr in der Person von Madame Blawatzky.

II. Tragen sich die Dinge fast immer bei Tag zu.

III. Bin ich dabei bei völligem Bewußtsein.

Dies alles, seit folgendes geschah: Einige Tage nach Madame Blawatzkys Tode weckte mich H. P. B. des Nachts. Ich erhob mich ohne Erstaunen nur mit jenem süßfreudigen Gefühl, das ihr Erscheinen mir immer verursachte. Sie hielt meinen Blick mit ihrem löwenstarken Willen und Auge fest: dann schien sie mir größer, dünner zu werden; ihre Form verwandelte sich in eine männliche: dann veränderten sich ihre Gesichtszüge langsam — bis ein Mann von ungwöhnlicher Höhe und Kraft vor mir stand, in dessen Gesichtszüge die ihren sozusagen verschmolzen, nur der Blick, der löwenhafte Blick von blendendem überirdischem Glanze, blieb.

Der Mann erhob sein Haupt und sagte: „Gieb Zeugnis!“ Dann ging er aus dem Zimmer, indem er im Vorübergehen seine Hand auf das Porträt H. P. B.s legte. Seitdem ist diese Erscheinung verschiedene Male zu mir gekommen mit Belehrungen, am hellen Tage, während ich eifrig arbeitete, und einmal schritt sie aus einem großen Porträt H. P. B.s heraus.

Indem ich diese fragmentarische Skizze meines inneren Lebens schließe, welches pari passu mit dem äußeren geht, lassen Sie mich Ihnen die Thatsache ans Herz legen, daß ich nie irgend eines dieser Dinge suche, gerade wie ich nie meinen Willen, hell zu sehen oder zu hören, gebrauche, außer wenn ich von innen dazu angetrieben werde. H. P. B. lehrte mich: „positiv“ auf der psychischen Ebene und „rezeptiv“ auf höheren Ebenen zu sein. Sie lehrte, daß der Geist alles sei. Welche

Entwicklung ich auch erreichte, dieselbe kam ungesucht, ich machte mich nie „passiv". Ich bin, wenn wach, zu allen Zeiten fähig, alle Gaben, welche ich habe, zu gebrauchen; ich fand sie in mir selbst, und ich gebrauche sie instinktiv, natürlich, obschon ich keine Spur davon hatte, ehe ich H. P. B. fand. — Selten, jetzt sehr selten, bekomme ich Dinge im Traume. S. R."

Sehr wichtig ist auch ein Brief von Hübbe-Schleiden; er lautet: „Ich sah sie oft Sätze niederschreiben, als ob sie diese von etwas vor sich abschriebe, wo ich jedoch nichts sah. Ich schenkte der Art ihrer Arbeit von dem Standpunkte eines nach Phänomenen Jagenden nicht viel Aufmerksamkeit und kontrollierte sie deshalb nicht; aber ich weiß, daß ich sehr viel von der wohlbekannten K. H.*) Handschrift sah, als Verbesserungen und Anmerkungen auf ihren Manuskripten sowohl, als in Büchern, welche gelegentlich auf ihrem Schreibpult lagen. So bemerkte ich dies eines Morgens, ehe sie zu arbeiten begonnen hatte. Ich schlief auf dem Divan in ihrem Arbeitszimmer, nachdem sie sich für die Nacht zurückgezogen hatte; der Divan stand nur wenige Fuß von ihrem Schreibtische. Ich erinnere mich genau meines Erstaunens, als ich aufstand, und eine Menge Blätter, mit dieser blauen Bleistiftschrift bedeckt, auf ihrem eigenen Manuskript liegen sah, auf ihrem Platze an ihrem Schreibtische. Wie diese Blätter dahin gekommen waren, weiß ich nicht; aber ich hatte sie nicht gesehen, ehe ich schlafen ging, und niemand war körperlich im Zimmer gewesen während der Nacht, denn ich habe einen sehr leichten Schlaf. — Indem ich schließe, will ich wiederholen, daß ich H. P. B.s „Geheimlehre" für ein Buch von höchster Wichtigkeit halte, denn ich habe nicht den geringsten Zweifel, daß es wirklich die Geheimlehre, die geheiligte Weisheit aller Weisen und Zeitalter, enthält. Es sind darin die einzigen wahren und brauchbaren Schlüssel

---

*) Meister Koot-Houmi.

gegeben, welche die Rätsel der Existenz, sowohl des Makrokosmus, wie des Mikrokosmus, lösen können. Hübbe Schleiden." Die Gräfin sagt ferner: „Da ich in so engem und vertrautem Verkehre mit H. P. B. lebte, wurde ich Zeugin vieler der „Phänomene", welche in ihrer Nähe stattfanden.

Ein Fall, der sich während eines langen Zeitraumes fortgesetzt wiederholte, drängte mir besonders stark die Überzeugung auf, daß sie von unsichtbaren Wächtern bewacht und behütet war. Von der ersten Nacht an, welche ich in ihrem Zimmer zubrachte, bis zu der letzten, welche unserer Abreise von Würzburg voranging, hörte ich eine regelmäßige Reihenfolge von abwechselnden Klopflauten auf dem Tisch neben ihrem Bette. Diese begannen jeden Abend um 10 Uhr und dauerten mit Zwischenräumen von 10 Minuten bis 6 Uhr Morgens.

Es war ein scharfes, klares Klopfen, wie ich es nie zu anderen Zeiten hörte. Manchmal hielt ich eine volle Stunde meine Uhr in der Hand, und immer, wenn der Zwischenraum von zehn Minuten abgelaufen war, erfolgte das Klopfen mit der äußersten Regelmäßigkeit. Ob H. P. B. wachte oder schlief — es machte keinen Unterschied.

Als ich um eine Erklärung bezüglich dieses Klopfens bat, wurde mir gesagt, es sei die Wirkung dessen, was man einen „psychischen Telegraphen" nennt, welcher sie in Verbindung mit ihren Lehrern setzte, und die Tschelas bewachten ihren Körper auf diese Weise, während ihr Astral diesen verließ.

Hier will ich noch eines anderen Ereignisses erwähnen, welches mir bewies, daß in ihrer Nähe Agenten thätig waren, deren Natur durch allgemein angenommene, materielle Theorien unerklärlich wäre.

Wie ich schon bemerkte, war H. P. B. gewöhnt, ihre russischen Zeitungen nachts zu lesen, nachdem sie sich zurückgezogen hatte, und es war selten, daß sie ihre Lampe vor Mitternacht auslöschte. Ein Schirm war zwischen meinem

Bette und dieser Lampe angebracht, aber trotzdem störten deren, an der Zimmerdecke und den Wänden sich wiederspiegelnden, mächtigen Strahlen oft meine Ruhe. —

Eines Nachts brannte diese Lampe noch, nachdem die Uhr bereits Eins geschlagen hatte. Ich konnte nicht schlafen, und, da ich durch H. P. B.s regelmäßiges Atmen wußte, daß sie schlief, stand ich auf, ging leise zur Lampe hin und löschte sie aus. — Es herrschte jedoch immer noch ein leichtes Licht im Schlafzimmer, welches von einem im Arbeitszimmer brennenden Nachtlichte herrührte, da die Thüre zwischen den beiden Zimmern offen gelassen wurde. Ich hatte die Lampe ausgelöscht und ging zurück.

Plötzlich flammte sie wieder auf und erleuchtete das Zimmer. Ich dachte — welch sonderbare Lampe! wahrscheinlich geht die Schraube nicht. Ich legte meine Hand wieder darauf und gab Acht, bis jede Spur einer Flamme erloschen war, und selbst dann hielt ich die Schraube noch eine Minute lang. Hierauf ließ ich sie los und beobachtete sie, als zu meiner Überraschung die Flamme wieder erschien und die Lampe so hell, wie zuvor, brannte.

Dies erstaunte mich, und ich beschloß, wenn nötig, die ganze Nacht bei der Lampe stehen zu bleiben und sie immer wieder auszulöschen, bis ich den Grund dieser Absonderlichkeit entdeckte.

Zum dritten Male drehte ich die Schraube hinunter, bis die Lampe ganz ausgelöscht war, und ließ sie dann los, eifrig beobachtend, was stattfinden würde.

Und zum dritten Male brannte die Lampe und dieses Mal sah ich eine braune Hand, welche langsam und leise den Knopf der Schraube drehte. Vertraut, wie ich mit der Art von Astralkräften und ihren Handlungen auf psychischer Ebene war, gelangte ich zu dem Schlusse, daß es die Hand eines Tschela war, und da ich vermutete, daß irgend ein Grund vorhanden, weshalb die Lampe angezündet bleiben sollte, kehrte ich zu meinem Lager zurück.

Aber ein Geist des Widerspruches und der Neugierde blieb diese Nacht in mir rege. Ich wollte mehr wissen und rief daher: „Madame Blawatzky!“ dann lauter: „Madame Blawatzky!!“ und wieder: „Madame Blawatzky!!!“ Plötzlich hörte ich einen Schrei — „Oh, mein Herz! mein Herz! Gräfin, Sie haben mich fast getötet!“ und dann wieder: „Mein Herz! mein Herz!“

Ich flog an H. P. B.s Bett. „Ich war beim Meister,“ murmelte sie, „warum riefen Sie mich zurück?“ Ich war furchtbar erschrocken, denn ihr Herz zitterte unter meiner Hand, so wild klopfte es. —

Die Gräfin wirft dann selbst die, auch an mich so oft gestellte Frage auf: „Warum, wird man fragen, fuhr sie fort zu leiden, wo sie Kräfte zu ihrer Verfügung hatte, welche ihr Leiden erleichtern konnten? Warum, wenn sie jeden Tag stundenlang an einer so wichtigen Aufgabe arbeitete — einer Aufgabe, welche einen ungestörten Geist und einen gesunden Körper benötigte — warum streckte sie nie einen Finger aus, um die Bedingungen zu erleichtern und Schwäche und Schmerz zu verbannen, welche jede gewöhnliche Person vollständig darniedergestreckt hätten?“ Die Frage ist eine natürliche und ermangelte nicht, auch mir sich aufzudrängen, namentlich, da mir auch die Heilkräfte bekannt waren, die sie besaß, um die Schmerzen anderer zu erleichtern.

Wenn diese Frage an sie gestellt wurde, war ihre Antwort unverändert dieselbe:

„Als Schüler im Okkultismus,“ sagte sie, „muß man ein feierliches Gelübde ablegen, daß man *nie* irgend welche Kräfte, welche erlangt oder verliehen wurden, zum Wohle seines *eigenen* Selbsts gebrauchen will. Das thun, hieße, den Fuß auf den steilen und trügerischen Abhang setzen, welcher in dem Abgrunde der „schwarzen“ Zauberei endet. — Ich habe dieses Gelübde abgelegt und werde niemals einen Schwur

brechen, für dessen Heiligkeit die Profanen kein Verständnis besitzen. Ich würde lieber alle Qualen leiden, als meinem Gelübde untreu sein.

Was nun günstigere Bedingnisse zur Ausführung meiner Aufgabe betrifft: — so kommt es uns nicht zu, die Mittel durch den Zweck zu heiligen; auch sind wir es nicht, denen erlaubt ist, Böses zu thun, damit Gutes daraus hervorgeht."

„Und," fuhr sie fort, „nicht nur körperlichen Schmerz und Schwäche und die Verheerungen von Krankheit muß ich mit Geduld erleiden, sondern auch moralische Qual, Lächerlichkeit und Schmähungen aller Art."

Alles dieses war keine Übertreibung. Es war und blieb wahr bis zu ihrem Tode, sowohl in allem sie selbst Angehenden, als auch in der Geschichte der Theosophischen Gesellschaft.

Sie, die in der vordersten Reihe der Theosophischen Gesellschaft stand, trafen die giftigen Pfeile des Tadels und der Entstellung, wie einen lebenden, empfindenden Schild, hinter welchem die wirklich Schuldigen, die Schwachen und Irrenden, verborgen und geschützt waren.

Sie war, so zu sagen, ein opferbringendes Opfer, welches ein langes Martyrium hinnahm, und auf ihrer Qual und der Schmach, welche sie so unverdient und tapfer ertrug, wurde das Gedeihen der Theosophischen Gesellschaft aufgebaut. Sehr wenige Mitglieder der Theosophischen Gesellschaft sind in der Lage, dieses zu erkennen.

Nur diejenigen, welche mit ihr Tag für Tag gelebt, welche ihre stündlichen Leiden und die Qualen, welche sie durch Verleumdungen und Beleidigungen erlitt und ertrug, gesehen und die zugleich das Wachsen und Gedeihen der Gesellschaft beobachtet haben, welches eben dieser Gesellschaft aus der Atmosphäre erwuchs, die ihre hervorragende Persönlichkeit um sich herum zu schaffen verstand — nur diejenigen können die Größe der Schuld, welche sie ihr abzutragen haben, ermessen,

während so viele von uns diese Schuldigkeit nicht einmal ahnen."

Dies genüge als Auszug aus dem interessanten Buche der Gräfin Wachtmeister, dieser treuen und unermüdlichen Arbeiterin auf dem Felde der Theosophie.

Wenn ich nun noch der Damen Cooper-Oakley und Cooper-Mead Erwähnung thue, zweier aufopfernden Schwestern, die beide die letzten Lebenstage von Frau Blawatzky erleichterten und bis heute Kräfte, Intelligenz und Vermögen ganz in den Dienst der Theosophie stellen, so habe ich die mir bekannten und lieben Mitglieder des Londoner Hauptquartiers genannt.

Die Art der Theosophischen Arbeit.

Zu ihnen gesellen sich heute — über den ganzen Erdboden verbreitet — Tausende von mehr oder minder bedeutenden Menschen, die nach langem Suchen, nach Irr- und Wanderpfaden in allen erdenklichen Philosophieen und Religionen sich voll und ganz der beglückenden Lehre der Theosophie und dem selbständigen Studium derselben und des Okkultismus hingegeben haben; Männer und Frauen, die unermüdlich thätig sind, die Lehren der Theosophie zu verbreiten und sie durch eigene Anschauungen und Erlebnisse zu erweitern und zu vervollkommnen.

Das ist das Herrlichste der Theosophie, daß sie keine feststehenden Dogmen anerkennt und nicht den Glauben an solche blindlings verlangt. Dadurch unterscheidet sie sich von den „geoffenbarten Religionen", daß es Jedem nicht nur gestattet, sondern geboten ist, zu forschen und sich zum Tschela (Schüler) unter der Leitung eines Guru (Lehrers, Führers), vielleicht eines unsichtbaren, ihm nur im Traume oder in der Intuition bewußt werdenden Guru, auszubilden. Als solcher wird er, der Schüler, also Jeder, der ernstlich forscht und sich mit

ganzer Seele der Sache hingiebt, solche persönliche Erfahrungen machen, wie es *seiner* Entwicklungsstufe angemessen und seiner Individualität möglich ist.

Da nun jede dieser Individualitäten der Schüler und Eingeweihten von den anderen grundverschieden ist, so werden auch die Erfahrungen und die „Wiedergabe" dieser Erfahrungen sehr verschieden sein. Der eine wird erleben, was dem anderen verschlossen ist — man wird vergleichen, beraten, und daraus werden sich immer weitere Horizonte, größere Fernen eröffnen und dem entzückten Blicke deutlich werden.

Und keine dogmatisierten Religionsschranken engen diese Forschungen ein: Christ oder Jude, Muhamedaner oder Konfuzianer, Buddhist oder Brahmane: jeder, jeder kann daran teilnehmen, denn „der Kern" aller dieser Religionen ist derselbe: die Theosophie, die Gottesweisheit.

Diese Gottesweisheit besteht vor allem darin, das Göttliche (Atma, das siebente Grundteil) in sich zu erkennen und, mit dem Bestreben, unsere irdische Natur (die vier niederen Grundteile, bis zur Tier- oder Begierdenseele) mehr und mehr zu überwinden — das sechste Grundteil, Budhi, die Heiligkeit, Geistigkeit zu entwickeln und so dem Ideal- oder Gottmenschen näher zu kommen.

In dem Vorwort zu ihrer „Geheimlehre" sagt H. P. B. auf dieses Werk Bezug nehmend: „Wie fragmentarisch und unvollständig auch die Lehre in diesen Bänden gegeben sein mag, es muß mit nicht zu bestreitender Bestimmtheit gesagt werden, daß sie nicht der Hindu-, nicht der Zoroastrischen, der Chaldäischen, noch der Egyptischen Religion, nicht dem Buddhismus, dem Islam, dem Judentum oder dem Christentum exklusiv angehört.

Die Geheimlehre ist die Essenz dieser aller. Und wie sie alle aus ihr in ihrem Ursprung entstanden sind, so werden alle zu ihr, als in ihr Urelement, zurückkehren, aus welchem jedes

Mysterium und jedes Dogma gekeimt und gewachsen ist, sich entwickelt und sich materialisiert hat."

Durch die Möglichkeit, das gegebene Feld mit vielerlei Samen aus allerlei Hand zu befruchten, ist eines der Hauptinteressen der Theosophischen Arbeit gegeben: Niemand soll glauben, Jeder soll forschen. Thut er dies mit dem richtigen Ernst, mit ganzer Hingabe, so wird er in erster Linie als persönliche Errungenschaft das Glück, den Frieden der Seele finden, weil er wissen und schauen wird, was in allen anderen Religionen ein bloßes aufgezwungenes Glauben bleibt.

Er wird zweitens, bei einiger Schulung, die Gabe in sich entdecken, dieses Wissen zum Wohle seiner Umgebung, vielleicht auch größerer Kreise, benützen und weitergeben zu können. Jeder gewiß nur in einer bestimmten Richtung, je nach Begabung und geistigem Vermögen; ein kleines Samenkorn aber wird jeder nach diesem Ideal hin Arbeitende in das segenbringende Feld einsenken können und sich an der daraus reifenden Frucht erfreuen.

Daher kann die Entwicklung der „Theosophischen Bewegung" nie an eine einzelne Person geknüpft sein, niemals mit dieser fallen oder untergehen.

All dieses wußte H. P. Blawatzky genau und deshalb konnte sie ruhig aus dieser Körperlichkeit scheiden. Ja, noch mehr: sie ging gerne, auch weil sie wußte, daß für den englischen und europäischen Standpunkt sie vielleicht nicht immer, und namentlich nicht auf lange, die geeignete Persönlichkeit war, das Werk zu fördern.

Sie war gesandt, um Aufsehen zu erregen, das Interesse an der großen Sache zu erwecken und, so zu sagen, die Brandfackel zu werfen in die in Materialismus, Bigotterie oder

Gleichgültigkeit versunkenen Länder des Westens — aber damit war ihre Aufgabe erfüllt.

Ich wiederhole, was ich zu Anfang meines Büchelchens sagte: daß ich nicht beabsichtigt habe, für Wissenschaftler oder weiter vorgeschrittene Theosophen zu schreiben.

Für diese giebt es eine Menge von anderen Werken, aus denen sie das ihnen interessant Erscheinende schöpfen können.

Meine Arbeit beansprucht nichts anderes, als ein A-B-C-Buch der Theosophie zu sein, und dieses Elementarwissen in möglichst einfacher Form jedem einigermaßen Gebildeten zugänglich zu machen.

Daß ich dabei den Gang verfolgt habe, den ich selber genommen: durch die Phänomene des Spiritismus und das Bekanntwerden mit bedeutenden, weiter als ich fortgeschrittenen Menschen, deren Leben und Wirken mir den hohen Wert der Theosophischen Lehre zum Bewußtsein brachten, wird man begreiflich finden.

Ich bin Theosophin geworden durch eigenes Lernen und Beobachten, durch stetiges, im Anfang sehr langsam fortschreitendes Studium, das mich mehr und mehr von der Wahrheit und beglückenden Kraft unserer Philosophie überzeugte, bis ich die lebendige Hilfe Dessen empfand, den ich mit Ehrfurcht und Liebe meinen Meister nenne. Darüber hier mehr zu sagen, ist mir für jetzt nicht gegeben.

Ich wiederhole noch einmal: Theosophie — Gottesweisheit — oder das Wissen von Gott heißt in knappen Worten erklärt: das Sichbewußtwerden des Göttlichen in uns. Sobald wir dies durch eigenes inneres Lebendigwerden dieser Wahrheit erfahren haben, werden wir auch in uns jene übersinnlichen Kräfte entdecken, deren der dritte Paragraph unserer Gesellschaft Erwähnung thut: jeder Einzelne gewiß in verschiedenem Grade und auf verschiedenem Gebiete.

Daß alle jene Heiligen, von denen die christliche Legende erzählt, ebenso wie die alten, mittelalterlichen Mystiker „Theosophen“ und zwar „Erleuchtete“ im höchsten Sinne waren, erscheint nach dem Gesagten wohl selbstverständlich. Daher das Überwinden des Körpers bis zur Unempfindlichkeit gegen Folter und Schmerz jeder Art, daher die Todesfreudigkeit der Märtyrer.

In die eigentlichen Lehren diejenigen einzuführen, die sich nach allem Erzählten genug dafür interessieren — und diese Einführung in möglichst einfacher, von Fremdwörtern und schweren philosophischen Auseinandersetzungen freier Weise zu versuchen, soll nun meine Aufgabe sein.

Die sieben Grundteile oder Prinzipien des Menschen mit ihren Ebenen oder Zuständen.

Ich habe bereits in kurzer Form die Einteilung des Menschen in sieben Grundteile oder Prinzipien gegeben; will aber, weil so viel, ja das meiste nun zu Erklärende darauf beruht, diese Grundlehre hier wiederholen, zugleich noch einmal sagen, daß für das Ausleben eines jeden dieser sieben Prinzipien eine „Ebene“, d. h. ein, diesen Prinzipien eigener Zustand gedacht ist.

Ich betone das Wort Zustand, weil der Ausdruck „Ebene“ gar zu leicht als Ort verstanden wird, während es über die physische Ebene, unsere Erde, hinaus keinen „Raum“ oder „Ort“ im gewöhnlichen Sinne giebt.

Für den hochgebildeten Christen sind der „Himmel“, „die Hölle“ und das „Fegefeuer“ sicherlich auch keine oben und unten liegenden Orte — sondern Zustände, wie der Theosoph seine „Ebenen“ gedacht haben will; nur, daß diese Zustände

in den christlichen Lehren von einem belohnenden oder strafenden persönlichen Gott abhängen, — in der Theosophie von dem Karma, d. h. vom selbst geschaffenen Geschick, Wirken, Thun der sich auslebenden Grundteile des Menschen.

Wir haben für die drei niederen Grundteile die Erde oder physische Ebene; also für

I. Körper (Rupa).

II. Persönliche Lebenskraft (Prana).

III. Astralleib (Linga Sharira).

Diese drei gehören dem physischen Zustand an. Aber das dritte Grundteil, der Astralleib, gehört ebenfalls, ja, im selben Maße, der Astralebene an [dem Kama Loka der Inder]. Er, der Astralleib ist auch der noch immer materielle Träger des vierten Grundteiles, der Tier- oder Begierdenseele [des Kama-Rupa], welches sich ebenfalls auf der Astralebene, oder besser, im Astralzustand, ausleben muß.

Wenn ich sage, der Astralleib sei materiell, so handelt es sich um jene unendlich feine ätherische Materie, die, als Astralmaterie bekannt, unseren irdischen Sinnen nicht mehr wahrnehmbar ist.

Die Astralebene wäre beim Beginne des Studiums, zur Erleichterung, ähnlich wie das christliche Fegefeuer zu denken. Zu dieser Ebene gehört auch das

IV. Grundteil: Kama, die Tier- oder Begierdenseele.

V. Das fünfte höhere Grundteil, die Menschenseele (Manas), das Sichbewußtwerden der Gottheit in uns lebt sich im Seligkeitszustand, in der devachanischen Ebene (Devachan), aus, welche dem christlichen Himmel vergleichbar wäre.

VI. Das sechste Grundteil, die Geistigkeit, Heiligkeit (Budhi) gehört der Mentalebene, dem Geistzustande, an: ein Zustand, der nur den höchst Entwickelten, den Meistern, dem Genie und den höheren Geistern zugänglich ist und zum Bewußtsein kommt.

VII. Das siebente Grundteil, der Gott, oder das Göttliche im

Menschen (Atman), kehrt in das Nirvana, von dem es ausging, in die große Allseele, Brahman — Gott — zurück.

Bei diesen Zuständen oder Ebenen ist noch zu bemerken, daß sich zwar nicht die niedrigeren Grundteile, je nach Belieben, auf eine höhere Ebene begeben können, als die ihnen nach ihrer Entwicklung zukommende, wohl aber das bereits zu einem höheren Zustand gelangte „Ego" sich auf jede ihm erwünschte niedrigere Ebene zurückversetzen kann. „Ego" nennen wir das eigentliche Sein des Menschen, seine alles überlebende Identität, sein höheres Selbst. Hier sei das bereits früher gegebene Bild wiederholt:

Die sieben Grundteile des Menschen mit ihren Ebenen oder Zuständen.

I.

Rupa — Körper, der rein materiell ist und mit dem Tode zerfällt.

II.

Prana — die Lebenskraft, welche sich das Einzelwesen aus der allgemeinen, dem ganzen Weltall innewohnenden Lebenskraft zu eigen macht, und welches nach dem Tode des Körpers und dem Zerfalle des Astralleibes an das allgemeine Lebensprinzip, Jiva, zurückfällt.

Erde, physische oder materielle Ebene.

III.

Linga Sharira — der Astralleib oder Ätherleib, die ätherische Nachbildung, oder besser, Grundform des Körpers, welche als Doppelgänger wirken kann und bei spiritistischen Sitzungen unter gewissen Bedingungen sich zeigen kann.

Der Astralleib ist nicht ewig; seine Dauer

Gleichfalls der Erde od. d. physisch. Ebene, dem irdischen Zustand, aber auch ebenso dem Astralzustand, d. Kama Loka, angehörend.

auf der Astralebene von gleich zu nennenden Bedingungen abhängig.

IV.

Dem Astralzustand, dem Kama Loka oder der Astralebene zugehörig.

Kama Rupa — die Tier- oder Begierdenseele, bewohnt den überlebenden Astralleib noch längere Zeit nach dem Tode des Körpers und bleibt der Erde und dem, was sie uns bietet, zugeneigt. Sie ist der Träger unserer Leidenschaften, Begierden und Wünsche nach Irdischem.

V.

Dem Glückszustand der Seligkeitsebene, dem Devachan, angehörig.

Manas — menschliche Seele nach dem Göttlichen aufstrebend; Sitz der Vernunft, des Geistes, Talentes, Genies.

VI.

Der geistige Zustand; die Mental- oder Geistigkeitsebene, Budhizustand.

Budhi — Heiligkeit, Geistigkeit im höchsten Sinne. Das Bewußtwerden dieses sechsten Grundteils ist dem gewöhnlichen Menschen während seines irdischen Lebens fast niemals möglich. Es gehört dies einer höheren Entwicklung an.

VII.

Dem Gottzustand, der göttlichen Ebene, dem Nirvana, zugehörend.

Atma — das Göttliche im Menschen mit seinem Zurückgehen in die ewige Gottseele, den Logos, ins Nirvana.

Eine andere, in neuerer Zeit von Annie Besant gegebene Einteilung der Grundteile mit ihren sieben materiellen Körpern mag hier folgen, doch fürchte ich, daß diese den Anfänger nur verwirrt.

I. Der physische Körper:
   Ia. der dichte Körper;
   Ib. der ätherische Körper.

II. Der Astralkörper.

III. Der Mentalkörper:
  III a. der Denkkörper (niederes Manas);
  III b. der Kausalkörper (höheres Manas).
IV. Der spirituelle Körper.
V. Zeitweiliger Körper.
VI. Die menschliche Aura.
VII. Der Mensch.

Wer weit genug vorgeschritten ist, um sich dafür zu interessieren, lese Annie Besants „Der Mensch und seine Körper" nach.

Da die vier niedrigen Grundteile Jedem zu eigen sind — wie auch dem höher entwickelten Tiere — so kommt es für das Individuum, das „Ego", hauptsächlich darauf an, das vierte Grundteil, „Kama", dadurch zu veredeln, daß wir das fünfte, „Manas", die menschliche Seele, welche den Gottesfunken in sich trägt, ausbilden, soweit wir es irgend vermögen. Die Kraft dazu ziehen wir, meistens unbewußt, aus dem sechsten Prinzip: Budhi — der Geistigkeit.

Über die Dauer der einzelnen Grundteile befragt, möchte ich antworten: Was das menschliche Leben auf dieser Erde anbetrifft, so hängt dessen Dauer vom „Karma", dem zumeist selbst verursachten Schicksale, ab. Ich komme auf Karma, das große Kausalgesetz, noch ausführlicher zurück.

Das zweite Grundteil, Prana, geht nach dem irdischen Tode in das allgemeine Lebensprinzip, (Jiva), des Weltalls zurück.

A. P. Sinnett sagt darüber: „Es ist das zweite Grundteil im Menschen — Prana, die Lebenskraft — der Stoff, welcher als Kraft auftritt, seine Verwandtschaft mit dem grob Stofflichen ist so groß, daß es nicht von einem einzelnen Teil oder von einem Ganzen geschieden werden kann, ausgenommen mittelst sofortiger Übertragung auf einen anderen Teil oder ein anderes Ganzes. Wenn infolge des Entweichens der höheren Grundteile, welche das Leben verliehen, der menschliche Körper abstirbt, wohnt das zweite Grundteil doch noch den Körperteilen inne und heftet sich an Organismen, welche eben

durch die Zersetzung jener hervorgerufen werden. Vergräbt man den Körper in die Erde, so wird sein Prana in die darüber aufsprossenden Pflanzen oder in die niederen Tierformen übertreten, welche aus seinen Bestandteilen sich entwickelten. Verbrennt man den Körper, so wird nichtsdestoweniger das unzerstörbare Prana (jetzt zu Jiva geworden) sofort von der allgemeinen Lebenskraft des Planetenkörpers selbst wieder angezogen, der es entnommen war, und tritt in irgend welche neue Verbindungen, je nach den Bedingungen seiner Wahlverwandtschaft."

Kama Loka oder die Astralebene.

Das dritte, der Astralleib, wird auf der Astralebene so lange verweilen, als es das vierte Grundteil, „Kama", die Tierseele, wünscht, nötig macht, verdient.

Erst wenn diese Tierseele ihre Begierden nach Irdischem, ihre Leidenschaften und Laster ausgelebt hat, kann sie Kama Loka, die Astralebene, verlassen und der Astralleib verfällt dann ebenso (denn er ist ätherische Materie), wie einst der grob materielle Leib. „Kama", die Tierseele, wird in „Manas", der menschlichen Seele, aufgehen, und diese erreicht „Devachan", die selige oder Glücksebene (den Himmel der Christen). Der Zustand der Astralebene und seine Dauer ist absolut individuell.

Wer aus dem irdischen Leben noch voll von allen Begierden und Leidenschaften dieser Welt ging, sich noch gar nicht von dem, was ihm das Leben bietet, losgelöst hat, der wird „erdgebunden" bleiben, bis er die Sehnsucht nach dem Irdischen überwunden hat und einsieht, daß sein „Ego" zu Höherem bestimmt ist.

Der Vergleich zwischen Kama Loka, der Astralebene, und

dem christlichen Fegefeuer wird Jedem einleuchten, der die Beschreibung liest, die „Eingeweihte" von diesem Zustande geben.

Wenn ein Mensch stirbt — den schweren Schritt des Sterbens durchgemacht hat, d. h. des sich Trennens von dem, was ihm auf Erden lieb war, so ist er zuerst ungefähr in demselben Zustand, wie ein neugeborenes Kind. Kein Tod, und sei er noch so schwer und schmerzlich, ist so schrecklich für das „Ego" wie die Geburt, wobei der zu gebärende Mensch meist mehr leidet, geistig sowie körperlich, als Worte sagen können.

Das Kind vergißt, einmal geboren, sein Leid schnell und nimmt das Erinnern daran nicht mit ins spätere Leben. Es begreift zuerst seinen neuen Zustand nicht: es muß mit den ihm gegebenen Sinnen, Gliedern — kurz mit den Werkzeugen des Körpers arbeiten lernen — ein ihm ebenso neuer, unbehaglicher Zustand (wenn auch unbewußt, da mit dem Eintritt in den Körper das höhere Bewußtsein und Verständnis schwindet), wie es für den eben *aus* dem Leben geschiedenen Menschen sein Astralzustand ist: ohne die Hilfe der gewohnten, grob materiellen Sinne, der körperlichen Werkzeuge, muß er sich in ein ihm ungewohntes Dasein finden.

Zuerst ist er in einer Art von Benommenheit; bald aber wird er aus diesem verständnislosen Schlaf erwachen. War er ein Mensch, der sich bereits im Leben mit den Zuständen nach dem Tode vertraut gemacht hat, oder gar ein „Eingeweihter", für den der Tod nur eine natürliche Veränderung bedeutet, so wird er sich schnell in dem Neuen, Ungewohnten wieder zurechtfinden. Ich sage *wieder*, weil ihm zwar dies *jetzt* neu, aber von früheren Inkarnationen und früherem Sterben bekannt und erinnerlich ist. Annie Besant beschreibt in ihrem Buche „Uralte Weisheit" ein solches Sterben sehr schön, indem sie sagt (Seit 84): „Wenn der Tod an den physischen Körper herantritt, so zieht sich der Ätherkörper unter Mitnahme des Prana und in Begleitung der noch übrigen Prinzipien —

d. h. des ganzen Menschen mit Ausnahme des dichten Körpers — von dem „Tabernakel des Fleisches", wie man den äußeren Körper sehr bezeichnend genannt hat, zurück.

Die ganze zurückgebliebene Lebensenergie zieht sich nun nach innen und wird „von Prana zusammengerafft"; ihr Fortgang kündigt sich durch das Stumpfwerden an, das die physischen Sinnesorgane überfällt. Sie sind noch immer da, unbeschädigt, physisch intakt, bereit zu funktionieren, wie sie es immer gethan; aber der „innere Beherrscher" ist im Begriff zu gehen, er, der durch sie sah, hörte, fühlte, roch und schmeckte, denn an sich sind diese Organe bloße Ansammlungen von Materie, die zwar leben, aber des Wahrnehmungsvermögens ermangeln. — Langsam entfernt sich der Herr des Körpers, eingehüllt in den ätherischen Körper und ganz absorbiert von der Betrachtung des Panoramas seines vergangenen Lebens, welches sich bis ins kleinste Detail in der Todesstunde vor ihm aufrollt. In diesem Lebensbild sind alle Ereignisse seines Lebens, klein und groß enthalten; er sieht die Erfolge oder Mißerfolge seines Ehrgeizes, seine Bestrebungen, seine Triumphe, seine Mißgriffe, sein Lieben und sein Hassen; die vorherrschende Neigung seines ganzen Wesens kommt klar zu Tage, der leitende Gedanke seines Lebens tritt hervor, um sich der Seele tief einzuprägen, und damit ist die Region entschieden, in der er den größten Teil seines Daseins nach dem Tode zu verbringen haben wird.

Ein feierlicher Moment, in dem der Mensch seinem Leben von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht und von den Lippen seiner Vergangenheit die Zukunft hört, die ihm diese vorherkünden. Einen kurzen Augenblick lang sieht er sich selbst, wie er ist, durchschaut den Zweck seines Lebens und erkennt, daß das Gesetz stark, gerecht und gut ist. Dann reißt das magnetische Band zwischen dem dichten und dem ätherischen Körper; die Genossen, welche für die Zeit des Lebens verbunden

waren, werden getrennt, und der Mensch versinkt in friedvolle Bewußtlosigkeit. —

Ruhe und Andacht sollten das Verhalten aller erfüllen, die um einen sterbenden Körper versammelt sind, auf daß wenigstens während dieses Rückblickes, den der scheidende Mensch auf die Vergangenheit wirft, eine feierliche Stille herrscht. Heftiges Weinen, lautes Wehklagen kann die konzentrierte Aufmerksamkeit der Seele nur stören und verletzen, und mit dem Jammer über den persönlichen Verlust die Stille zu unterbrechen, welche ihm Beistand und Linderung schafft, ist gleichzeitig selbstsüchtig und zudringlich. — Die Religion hat in weiser Absicht Gebete für den Sterbenden vorgeschrieben, denn diese bedingen Ruhe; sie fachen den selbstlosen Wunsch an, ihm zu helfen, und Gedanken, die von Liebe erfüllt sind, können nur schirmen und schützen." — Soweit Annie Besant — eine der höchsten unter den Eingeweihten, die aus eigener Anschauung die Astralwelt mit allem dazu Gehörigem kennt. Sie beschreibt übereinstimmend mit all denen sowohl, die sich zum Schauen ins Astrale entwickelt haben, wie mit den Aussagen der „Geister," welche in spiritistischen Sitzungen — ausnahmsweise — zusammenhängende, verständliche Beschreibungen von jenen Zuständen nach dem Tode gegeben haben, Kama Loka als den Ort des Schreckens.

Der soeben Verstorbene erleidet gleich bei seinem Eintritt in die Astralebene die furchtbarsten Qualen dadurch, daß er, der nicht mit all diesen Dingen vertraut ist und noch ganz am Irdischen hängt, seinen physischen Tod nicht begreift, noch mitten im Leben zu stehen vermeint, und es nicht fassen kann, wie diejenigen, welche zu ihm gehörten, ihn nicht mehr zu sehen, zu hören und zu verstehen scheinen.

Er will sich seinen Verwandten oder Freunden kundgeben, er glaubt sich noch im Besitz seiner körperlichen Werkzeuge, und das Unvermögen, dies zu können, ist ihm ein unerträgliches

Leiden. Etwas wird wohl jeder, selbst der Hochentwickelte, unter diesem Schmerz der nicht zu überbrückenden Trennung leiden, wenn er sich Denen, die noch gestern auf jeden seiner Seufzer, jeden seiner Blicke liebend und dankend antworteten, nicht mehr verständlich machen kann. Aber der „Entwickelte" wird sich bald in die anderen Verhältnisse finden, wenn auch eine gewisse Wehmut behalten, wie der Weitverreiste auf Erden bei dem Gedanken an seine fernen Lieben.

Nur die Gewißheit, daß auch sie bald nachfolgen werden, vor allem aber die Einsicht in das ewige große Gesetz des Notwendigen, das Verständnis für Karma, wird ihm über dieses Weh hinweghelfen, so, daß dieses ihn nicht hemmen kann auf seinem Wege hinauf, ins Göttliche. Sein Verweilen in Kama Loka, der Astralebene, dem „Fegefeuer," wird daher von sehr kurzer, vielleicht (wenn nicht, trotz der „Entwicklung," eine frühere schwere Schuld abzubüßen ist) nur stundenlanger Dauer sein.

Ebenso das ganz jung verstorbene Kind, welches noch kein „Karma" gewirkt, d. h. sich noch kein Schicksal, weder durch Schuld noch Verdienst, geschaffen hat, wird durch Kama Loka nur hinschweben und sehr schnell in „Devachan," die selige Ebene, eingehen, oder bald zur Wiederverkörperung gelangen.

Weiter noch wirkt in Kama Loka das Entsetzen durch das Zusammenströmen all jener Verstorbenen, die teils als Verbrecher, teils als Selbstmörder dahingingen. Der eben dort Eintretende, los seines irdischen Körpers, sieht jetzt all diese Wesen in ihrem wahren Sein, ohne die verhüllende Erdengestalt; er sieht und kennt sie in ihrer ganzen Scheußlichkeit. All ihre Leidenschaften und Gelüste erkennt er, wie er von allen dort in seiner wahren Art erkannt wird. Das Schreckensvolle am Kama Loka wird aber noch durch vieles andere er-

höht. — Wie schon ein Mal angedeutet, besitzt auch das Tier die vier niedrigen Grundteile: Körper (Rupa), Lebensprinzip (Prana), Astralleib (Linga Sharira) und Tier- oder Begierdenseele (Kama). Es geht also ebenfalls nach dem physischen Tode in den Astralzustand.

Noch einmal, um das Verwundern darüber abzuschwächen, daß Tiere ins „Fegefeuer" kommen sollen — möchte ich wiederholen, daß: „die astrale Welt über uns, unter uns, uns von allen Seiten umgebend ist; sie durchdringt uns, wir leben und bewegen uns in ihr, aber sie ist unberührbar, unsichtbar, unwahrnehmbar" u. s. w. (Annie Besant „Uralte Weisheit", S. 57.) Sie ist kein Ort, sondern der nach dem Tode eintretende Zustand.

Das Tier — jedes Tier — wird eine längere oder kürzere Zeit hier sichtbar sein in seinem Astralkörper — mit seinen Begierden und Leidenschaften. Es ist demnach leicht verständlich, welch entsetzliche Gebilde der dies Sehende an sich vorüberziehen lassen muß. Fratzen und Scheusale jeglicher Art — ganz abgesehen von all jenen Formen, die hier in die Erscheinung treten, gebildet von den Elemental- und Elementargeistern, von den schlechten und kraftvoll verbrecherischen Gedanken der Menschen — denn all dies hat und giebt Astralformen.

Ich will mich nicht auf lange und ausführliche Beschreibungen darüber einlassen. Wer sich speziell dafür interessiert, lese nach: Annie Besant: Uralte Weisheit. A. P. Sinnett: Esoterische Lehre oder Geheimbuddhismus und ein kleines Heftchen von Leadbeater: „Die Astralebene."

Zu bedenken ist auch, welch' fürchterliche Astralformen jene armen Tiere geben müssen, die in dem Haß gegen den Verfolger, im Entsetzen des Geschlachtetwerdens, der Jagdbeute, der Vivisektion dahinschieden!

Das höher entwickelte Tier, das Haustier, namentlich der

Hund, die Katze, das Pferd — kurz alle jene Tiere, welche durch den langen Verkehr mit dem höher und kraftvoll begabten Menschen auf einer geistig ausgebildeteren Stufe stehen, werden ihre Astralzeit in Kama Loka nicht mit dem Zurückgehen in die allgemeine Astralessenz (wie die Mineralien, Pflanzen, und niederen Tiere) abschließen, sondern ihr „Kama", ihre Tierseele, wird bereits einen Funken vom „Manas", der Menschen- oder Vernunftsseele, in sich aufgenommen haben, die sie in den „Devachan" (Seligkeitsebene) Zustand zu versetzen vermag, wo sie, je nach Notwendigkeit und Bedürfnis, nach dem in ihrem Falle wirkenden Karma (Kausalgesetz) einer neuen Wiederverkörperung entgegen harren, sei es (je nach ihrer Individualität) in einen neuen, bereits höher entwickelten Tierleib, sei es in einen tiefer stehenden, der Bildung wohl noch nicht zugänglichen Menschenkörper. —

Außer diesen Menschen- und Thier-Astralformen bevölkert die Astralebene aber noch eine Schar niederer, geistiger Wesen — wenn wir mit „Geistern" all Jene bezeichnen, die ohne physischen Körper das Weltall beleben.

So wenigstens lehren mit allen alten Religionen auch einige „Meister," denen wir unsere Kenntnis verdanken; und wem es gegeben ist, einen Blick ins Astrale zu thun, der weiß, wie viele solche Wesenheiten um uns herum leben, ebenso reell und im gewissem Sinne materiell wie ein Mensch und Tier auf der irdischen Ebene.

Anders freilich lautet die direkte Belehrung H. P. Blawatzkys in der Geheimlehre über die Geisterwelt. Sie sagt (S. 295. B. I.) indem sie von all jenen Geistern, guten und bösen, höheren und niederen spricht: „jedes von diesen Wesen war entweder ein Mensch, oder bereitet sich vor, einer zu werden, wenn nicht im gegenwärtigen, so in einem vergangenen oder zukünftigen Manvantara (Schöpfungstag). Sie sind vervollkommnete, wenn nicht anfangende Menschen." Weiter

ausgeführt wird dann dieser Gedanke in den folgenden Seiten der Geheimlehre.

Doch darüber mehr zu sagen, verbietet mir der Raum dieses kleinen Werkes. Ich behalte mir das für später vor.

Entwickelte — und es ist noch keine höhere Entwicklung, die nichts anderes bietet, als das Schauen ins Astrale — deren physische Körper noch auf Erden leben, bilden auch einen Teil der Astralbevölkerung. Sie können sich, teils ohne bestimmten Willen, im Schlaf auf die Astralebene begeben und thun dies dann meist, um zu lernen, um ihr Wissen dort im Verkehr mit den „Eingeweihten" und „Meistern" zu erweitern; — teils, und dies ist eine bereits höher stehende Entwicklung, bewußt, ihren Körper verlassend, um ihren, nach Entwicklung und Wissen strebenden Mitmenschen zu helfen. — Dies sind jene „unsichtbaren Helfer," von denen Leadbeaters kleine Broschüre berichtet.

Die erste Kategorie, die sich unbewußt, im Schlaf, ins Astrale Begebenden, werden bei ihrem Erwachen Dinge wissen, die ihnen vorher fremd waren. Die dort empfangenen Eindrücke verpflanzen sich auf die physische Ebene, das materielle Gehirn erinnert sich an das, was der Astralleib und Kama, das vierte Grundteil, geschaut, und der Mensch wird im wachen Zustande Dinge geistiger Natur begreifen, die ihm bis dahin unfaßbar waren. Auch Wahrträume haben hierin ihren Grund; und zwar weil alles, was ist, war oder sein wird im Astralen sein Ebenbild hat, wo Raum und Zeit nicht mehr nach irdischem Maße existieren: es ist also dem nun Körperlosen sichtbar. Beim Erwachen empfindet er das Geschaute als Traum. Geschieht nun bald darauf das von ihm „Geträumte", so sprechen er und seine Umgebung erstaunt von seiner „Gabe", wahr zu träumen, oder im Traume durch das „Geschick" Prophezeihungen zu erhalten.

Im zweiten Falle, wenn der Mensch bereits auf einer

etwas höheren Entwicklungsstufe steht, so daß er nach eigenem Wunsch und Willen den physischen Körper verläßt, um sich auf die Astralebene zu begeben, vermag er auch seine Erfahrungen, grade wie die hier auf der irdischen Ebene gemachten, in der Erinnerung zu bewahren. Es bilden sich dann, um wieder mit A. Besant zu reden, „Bindeglieder zwischen dem Physischen und dem Astralen, dem Astralen und Mentalen (Geistigen), so daß das Bewußtsein von einem Zustand zum anderen ohne Unterbrechung übergeht und die Erinnerung keine solche Störung erleidet, wie sie beim gewöhnlichen Menschen beim Übergang von einer Ebene auf eine andere immer als eine Periode der Bewußtlosigkeit auftritt.

Dann kann der Mensch von seinen astralen Sinnen auch einen freien Gebrauch machen. Dinge, die bis dahin für ihn Glaubenssachen waren, werden dann Gegenstände des Wissens, und er ist selbst in der Lage, viele der theosophischen Lehren, bezüglich der unsichtbaren Welt, auf ihre Wahrheit hin prüfen zu können." —

So beherbergt die Astralbene oder Kama Loka Wesen jederlei Art: von den Hochentwickelten, bereits auf anderen Ebenen Weilenden, die nur aus irgend einem Grunde, meistens hilfsbereit, hier mit den Anderen, Tieferstehenden sich abgeben, bis zu den fratzenhaften, niedrigsten Elementalwesen. Alle auf verschiedenen Stufen der Entwicklung, alle verschieden lange oder kurze Zeit hier gefesselt.

Aber niemals ist ein Ort „ewiger Qual" darunter zu denken. Jeder wird nur das hier leiden, was er sich selbst gewirkt hat. „Karma", das ewige Kausalgesetz, heißt in seinem eigentlichen Sinne: Wirken.

A. Besant sagt: „Diese Region schließt Zustände des Leidens vorübergehender und läuternder Natur in sich, in denen Ursachen auswirken, die derselbe Mensch in Gang gesetzt hat, der diese Zustände nun auskosten muß. Diese Zu-

stände sind ebenso natürlich und unvermeidlich, wie irgendwelche Wirkungen, die in dieser Welt durch Übelthun verursacht werden, denn wir leben in einer gesetzmäßigen Welt, in der jede Saat die ihr entsprechende Frucht tragen muß.

Der Tod ändert nichts in der moralischen und geistigen Natur des Menschen; die durch den Übergang von einer Welt zur anderen verursachte Zustandsänderung besteht nur im Wegfall seines physischen Körpers und läßt im übrigen den Menschen völlig unberührt."

Hier, auf der Astralebene, in Kama Loka, befinden sich auch in schnellem Übergang jene Identitäten, die ihrer Wiederverkörperung entgegensehen oder ihrer ersten Verkörperung überhaupt; Identitäten, die teils aus der „Seligen-, der Devachanebene," herniedersteigen, wie die meisten der Wiederzuverkörpernden, oder solche, die den ganzen Niedersteig von der Gottseele ab, zum ersten Male durchmachen. Doch hiervon später bei der Lehre der Wiederverkörperung, der Reïnkarnation.

Von Kama Loka, dem Zustand des Astralen, stammen nach theosophischer Theorie all jene Erscheinungen und Manifestationen, die in spiritistischen Sitzungen sich kundgeben.

Nicht höhere Geister, nicht Menschengeister, die bereits im „seligen Zustande sich befinden," sind es. Nur in Ausnahmsfällen, durch große Liebe, oder auch durch die Notwendigkeit einer direkten Hilfe, wird sich ein bereits weiter fortgeschrittener, der Erde nicht mehr zugethaner Geist hier manifestieren. Die Erdgebundenen, die noch auf rein menschlich irdischer Stufe stehen, sind es, die sich hier zeigen, äußern und Kunde geben. Deßhalb die selten über das Niveau des Allergewöhnlichsten hinausgehenden Schriften, Reden der Geisterfitzungen u. s. w. —, wenn dieselben nicht überhaupt, wie ja in den weitaus häufigsten Fällen, aus dem Unbewußten des Mediums selbst oder der Anwesenden stammen, die dann nur dem

Medium, ebenfalls unbewußt, von diesem die Möglichkeit des Gedankenlesens geben.

Wenn sich bei Materialisationssitzungen der Astralleib des Verstorbenen zeigt, so fragt sich erstens: Ob es der Astralleib allein ist, dem durch eine besondere Eigenschaft der Beisitzenden, die wir mediumistisch nennen, die Möglichkeit gegeben wird, sich uns sichtbar zu machen?

Zweitens: ob es der Astralleib des Mediums ist, der durch die Verwandlungsfähigkeit der Astralmaterie (von der ich noch sprechen will) die Form des ersehnten Verstorbenen anzunehmen vermag? Oder drittens: ob der Astralleib des Verstorbenen, uns für gewöhnlich unsichtbar, aus der, bei Medien gelockerten, physischen Materie so viel an sich zieht, daß es ihm möglich wird, sich unseren Augen zu zeigen? Für letztere Annahme würden die im ersten Teil von mir berichteten Erfahrungen von Madame d'Espérance sprechen, sowie die so oft konstatierten Gewichtsabnahmen der Medien während der Sitzungen. Für die zweite Annahme sprechen dagegen die sogenannten „Entlarvungen" von Medien, bei welchen sich, als man den „Geist" festhielt, die Gestalten als der aus tiefer, todesähnlicher Trance erwachende, meist in Schweiß gebadete oder eiskalte Körper des Mediums erwiesen. Für die erste Möglichkeit spricht die Art, wie sich oft die Materialisationen der „Geister" entwickelten: eine kleine, zarte Rauchwolke, die sich allmälig verdichtet bis zur sichtbaren oder selbst bis zur greifbaren Gestaltung der verstorbenen Persönlichkeit

Die Astralform des Menschen besteht erwiesenermaßen aus einer solchen wolkigen Materie. Wer nur ein einziges Mal eine solche gesehen, kann sie nie vergessen, noch mit irgend etwas sonst Erblicktem verwechseln. Wer ins „Astrale" schauen oder sich bewußt dorthin begeben kann, sieht die Dinge alle in „dieser wolkigen Materie" verschwommen und schnell — ja oft mit Blitzesschnelle die Form ändernd, nach dem Gedanken, der

diese Form beseelt: so z. B. dieselbe Form leuchtend und hell, in schönen Farben erstrahlend bei hehren, göttlichen Gedanken, oder kurz darauf grau, trüb, in verzerrten Umrissen, wenn Haß oder niedrige Gedanken das Ego beeinflußen. Deßhalb aber, weil die Formen und Farben so schnell wechseln, und auch, weil im Astralen jede Wesenheit sich „wahrhaft" zeigen muß, ist nicht nur Schreckens- und Entsetzenvolles dort zu schauen: edle Menschen, hochstehend Entwickelte, eingeweihte und „unsichtbare Helfer," alle die, welche aus einem der angeführten Gründe sich auf kürzere oder längere Dauer hier zeigen, bilden die Licht- und Glanzerscheinungen der Astralebene.

Sie sind ebenso herrlich und erfreulich anzusehen, wie jene Anderen schaudervoll. An ihrem Anblick erhebt sich und ihnen eifert nach der zu läuterndem Fortschritt hier Weilende. Und deßhalb schon ist die christliche Vorstellung des Astralzustandes, das Fegefeuer, eine übertriebene, schreckhafte, da bei dieser jedes Schöne und Erhebende ausgeschlossen ist. Sobald der Läuterungsprozeß in dieser Ebene beendet, wird das dritte Grundteil des Menschen unnötig; der Astralleib zerfällt, und Kama, das vierte Prinzip, die Tierseele, geht auf in: Manas, dem fünften Grundteil der Menschenseele.

Devachan oder die Glückseligkeitsebene.

Ein höherer, ein glückseliger Zustand, von keiner Reue, keinen irdischen Leiden mehr getrübt, tritt jetzt ein, und der befreite Mensch erreicht den Devachan-Zustand, die Glückseligkeitsebene (dem christlichen Himmel vergleichbar), die Früchte seines beendeten Erdendaseins zu genießen. Der Verstorbene findet hier all jenes vollkommene Glück, das er sich im Erden-

leben ersehnt, geträumt, erhofft hat. Jeder individuell verschieden — wie ja für Jeden der Begriff „Glück" ein verschiedener ist.

Aber dieser Zustand, der nun schon ein so verfeinerter, hoch vergeistigter ist, wie ihn sich der gewöhnliche, am grob Sinnlichen hängende Mensch kaum vorstellen kann, ist nicht mit irdischem Verstande zu messen.

Viele haben Jahrhunderte nötig gehabt (im Astralen zugebracht), um sich von ihren vier erdgebundenen Grundteilen loszulösen und Manas, der Menschenseele, zu ihrem Rechte zu verhelfen. In dieser langen Zeit — auf allen Stufen der Astralebene fortschreitend, haben sie sich aus dem Dunkel der ersten Zeit ihres Kama Loka-(Astralebene)-Aufenthaltes hinaufgearbeitet bis zu jener Stufe, wo der vergeistigte Mensch seine höchste Glückseligkeit zu genießen vermag.

Daß auf diesem Fortschritts- oder Entwicklungsgang manches von dem, was ihm auf Erden als „Glück" erschien, seinen Reiz, seine Anziehung eingebüßt hat, läßt sich begreifen. Sein Glück in Devachan wird daher vielleicht ganz anderer Art sein, als er es im Irdischen erwünschen würde. Ist es aber — ausnahmsweise — dasselbe geblieben, so wird ihm sein Ideal sicher zu teil. Auf die Beantwortung jener Frage, die beinahe immer gestellt wird, sobald es sich um den Glückseligkeitszustand handelt: „werde ich meine Lieben, die ich hier verloren oder zurückgelassen, wieder sehen?" lautet die Antwort: Ja! ja!

Wenn dieses Wiedersehen ein Glück noch ist, die einstmals gehegte Liebe noch dauert, dann wird dieses Sichwiederfinden im höchsten Sinne von unendlichem Glück stattfinden. Nur viel vollkommener, viel intensiver als es jemals auf Erden möglich war.

Leadbeater sagt darüber: „Der Umgang mit unseren Lieben auf Erden und was wir hienieden von ihnen wissen, wie große Bedeutung beides für uns auch haben mag, sind

doch in Wirklichkeit außerordentlich unvollständig, denn selbst in den sehr seltenen Fällen, wo wir es fühlen, jemanden ganz und gar, von Grund aus, dem Körper wie der Seele nach zu kennen, kann dies doch nur jener Teil von ihm sein, welcher sich während der Inkarnation (Verkörperung) auf diesen niederen Ebenen kundgiebt; dahinter aber, im wirklichen Ego, liegt viel mehr verborgen, das für uns unzugänglich ist." —

Das Ego aber ist es, was in Devachan lebt, sieht, fühlt und wirkt. Hier also werden wir unsere Lieben ganz in allen ihren höchsten Eigenschaften verstehen und genießen. Die niedrigen haben sie ja, ebenso wie wir selbst, im Astralen abgebüßt, abgestreift und sich von ihnen befreit.

Hier im Devachan stehen wir mit unserem höheren Selbst dem höheren Selbst unserer Geliebten hüllenlos gegenüber. Hier aber auch leben wir unsere Talente, unsere genialen Eigenschaften, unsere höchsten Ziele wirklich aus. Hier offenbart sich dem Denker das Ziel seiner Studien in ganzer Wahrheit; denn auch die Wahrheits-ebene könnte man sie nennen, wie man sie die Glückseligkeitsebene nennt, und wie andere sie den Zustand der Illusionen nennen.

Das klingt paradox und ist doch wahr! Denn hier erleben oder erfassen wir alles und machen es uns — im höchsten Sinne zu eigen, was wir auf Erden, in unserem diesmaligen irdischen Dasein, erstrebt und ersehnt haben.

Der Musiker hört jenen göttlichen Klang der höchsten Harmonie, die eigentliche Seele der Musik: Töne und Klänge, wie er sie mit irdischen Ohren nicht hätte fassen können. Der Dichter findet den höchsten Ausdruck, die letzte Möglichkeit des auf Erden Erhofften. Der Gelehrte sieht das Wahre seiner Probleme; hier ist mit einem Worte alles erreicht, wofür ein jeder gelebt und gestrebt hat.

Devachan ist nicht, wie bereits gesagt, einer der allerhöchsten Zustände des Ego: es ist aber die letzte, noch zu der

jeweiligen Verkörperung auf Erden gehörige Region, jene Ebene, auf welcher das Ego die guten Früchte seiner Erdensaat erntet.

Wenn die Frage gestellt wird, woher wir dies alles wissen, so verweise ich wieder auf den theosophischen Hauptgrundsatz: nichts zu glauben — auf irgend eine Autorität hin, sondern sich selbst zu überzeugen, wie es jeder Fortgeschrittene, jeder, nach den höchsten Prinzipien lebende Mensch kann. Leadbeater sagt darüber (und alle, die nur ein wenig vorgeschritten sind, können dies bestätigen): „Es ist Erdenbewohnern möglich, Blicke in Devachan zu thun, obgleich solches Schauen selten ist und ein einseitiges bleibt, indem die von dem Hellsehenden beobachtete Devachanseele sich dieser Beobachtung durchaus nicht bewußt ist. Der Geist des Hellsehenden erhebt sich bei solch seltenem Schauen in den Devachanzustand und wird dadurch den lebhaften Täuschungen desselben zugänglich, d. h., er befindet sich dann unter dem Eindruck, daß die Geister, mit denen er durch Zuneigung devachanisch verbunden, zur Erde und zu ihm herabgestiegen seien, während der entgegengesetzte Vorgang stattgefunden hat: — der Geist des Hellsehenden hat sich zu denen in Devachan erhoben."

Dies heißt, daß nicht der Verstorbene den Wunsch hatte, von Devachan aus zur Erde zurückzukehren: er ist ja mit dieser und ihren Freuden und Leiden fertig — sondern das höhere manische Prinzip des noch im Körper Befindlichen, erlangt die Fähigkeit, sich in den Devachanzustand zu versetzen (auf kurze Zeit) und durch Schulung der Einweihung vermag der Mensch den so empfangenen Eindruck in das körperliche, irdische Dasein mitzunehmen. Wo das Verlangen (im irdischen Menschen) vorherrscht, nach dem Tode im Devachan mehr, d. h., einen sogenannt wirklichen Verkehr im irdischen Sinne mit seinen Lieben aufrecht zu erhalten, da beruht dies, wie einer unserer großen Lehrer sagt: auf einem völligen Mißverstehen des „Glückes auf der Seligkeitsebene"

Der Lehrer sagt: „Einwendungen dieser Art (d. h. das Verlangen, daß in Devachan eine Art irdischen oder Familienverkehrs mit unseren Lieben stattfindet), fordern einfach etwas Unangemessenes, einen Verkehr der Wesen im Devachan, welcher nur auf das gegenseitige Verhältnis im körperlichen Leben anwendbar ist. — Von zwei empfindenden Seelen, beide vom Körper befreit, wird eine jede ihre devachanischen Empfindungen durcharbeiten und die andere zur Teilhaberin ihrer inneren Glückseligkeit machen.

Dies wird für sie so wirklich, so natürlich sein, wie nur eine irdische Wirklichkeit es ist. Nichtsdestoweniger sind die beiden Persönlichkeiten von einander getrennt. Jenen Verkehr, den zwei Menschen auf Erden als einzig wirklich begreifen würden, muß für die Seele im Devachan nicht nur der Wirklichkeit entbehren, sondern könnte in keinem Sinne, selbst nicht als Wahn für sie vorhanden sein; denn ein irdischer Körper oder selbst ein Astralleib würde ihren geistigen Sinnen so wenig wahrnehmbar sein, wie diese geistige Seele den irdischen Sinnen ihrer Lieben auf Erden es ist.

Was für eine andere Gemeinschaft, als diese rein geistig schöne, könnte je zwischen zwei Wesen bestehen, welche selbst nicht so materiell, wie die ätherischen Schattenkörper der Astralebene sind? Dies nicht zu verstehen, zeigt ein Unvermögen, die Bedingungen des Seins außerhalb unseres körperlichen Lebens zu begreifen". —

Ich möchte hier noch eine Erklärung beifügen, welche vielleicht das Verständnis vereinfacht. Der Leser hat sich wohl bis jetzt schon mit den sieben Prinzipien des Menschen, jenen Grundteilen, vertraut gemacht, die für uns Theosophen den ganzen Menschen bilden: im Devachan lebt sich das fünfte dieser Grundteile, Manas, die Menschenseele, aus: ihre Be-

schaffenheit ist so zart, daß nichts irdisch Stoffliches dies mehr versinnbildlichen kann. Aber wir besitzen dieses fünfte Grundteil, und ihm ist es möglich, die Seele seiner Lieben zu empfinden, sei es im Leben oder nach dem Tode. Aber hier, im fünften Grundteile, im Manas, fängt auch das Aufhören des „Individuums" an. In Devachan vollzieht sich die Entscheidung, ob das Ego sich wieder zur Verkörperung eignet, oder ob die Kette der Reïnkarnationen vollendet ist und das sechste Grundteil, Budhi, die Geistigkeit zur höheren Ebene und Atma, die Göttlichkeit, nach dem Nirvana, dem Aufgehen in die große Gottseele, drängt.

In beiden Fällen, ob sich die Seele zur Wiederverkörperung oder zum Nirvana eignet, wird nach einer längeren oder kürzeren Zeit (die Dauer ist ja meist nach irdischem Zeitbegriffe eine sehr lange) dieses Hangen an dem, was das letzte Mal zur Individualität gehörte, enden, sich auflösen: der Wunsch nach den sogenannten „Lieben" wird sich ausgelebt haben, wie das Glück mit ihnen zusammen zu sein — die neue Aufgabe wird empfunden, neue Gesichtspunkte werden sich eröffnen, und das Interesse an dem „Ausgelebten" verschwindet. — Hat das sechste Grundteil, Budhi, bereits so weit die Oberhand, daß es die Wiederverkörperung auf dieser Erde unnötig macht — so wird dieses höchst vergeistigte Prinzip, von dessen Besitz der gewöhnliche Mensch kaum je das Bewußtsein hat, entweder zur Budhi- oder Heiligkeitsebene, dem Gott nächsten Zustand, übergehen, oder zu Daseinsstufen verwandt werden, die sich der Beschreibung in irdischen Worten entziehen, weil in anderer Formbildung, auf anderen Gestirnen, vielleicht in anderen Welten vor sich gehend.

Nirvana.

Es läßt sich von dem letzten Stadium der Menschenseele, dem Nirvana, keine andere Beschreibung geben, als das „in die Gottheit Zurückgehen," was sich mehr mit der Intuition, denn mit dem nüchternen Verstande fassen läßt.

Helena P. Blawatzky sagt über Nirwana:

„Nirvana ist der Zustand des individuell Unsterblichen, des Geistes (nicht der Seele), des Ego. Letztere, die Seele, eine endliche Emanation, gebildet aus menschlichen Empfindungen, aus Leidenschaften und dem Begehren nach einer körperlichen Form des Daseins, muß sich notwendigerweise auflösen, ehe der unsterbliche Geist (Budhi und Atma), das Ego, gänzlich befreit ist und folglich gesichert gegen jede erneute Daseinsform (Reïnkarnation). Und wie könnte der Mensch diesen Zustand erreichen, so lange Upadama, der Wunsch zu leben und wieder zu leben, nicht völlig aus dem Ego verschwunden ist?

Dieser Upadama oder intensive Wunsch erzeugt den Willen, der wiederum die Kraft entwickelt, und diese bildet die Materie, das heißt, ein Objekt, das Form hat. So bildet das desinkarnierte (entkörperte) Ego, einzig dadurch, daß es in sich den Wunsch hegt, nicht zu sterben, unbewußt die Bedingungen seiner fortlaufenden Generationen (Zeugungen, Geburten) unter verschiedenen Formen" (Entschleierte Isis).

Wiederum verweise ich Diejenigen, die mehr und Eingehenderes darüber wissen wollen, als ich hier in diesem A. B. C.-Büchlein der Theosophie geben kann, auf die Schriften von H. P. Blawatzky, Besant, Sinnett, Leadbeater u. a. Noch einmal aber möchte ich wiederholen, daß alle diese Ebenen keine Orte sind, sondern Zustände, daß jenes sich in eine andere Ebene Erheben, von dem in allen theosophischen Schriften gesprochen wird, keine räumliche Erhebung ist, sondern in dem Sinne zu

verstehen, wie wir auch von Erhebung im Gebet oder im Schaffen des Genies sprechen.

Annie Besant sagt: „Es ist dieses „Aufsteigen" natürlich kein Ortswechsel, sondern es beginnen die Vibrationen der feineren Materie auf ihn (den Menschen) einzuwirken, nachdem er die Fähigkeit erlangt hat, sie zu erwidern, und er ist nun selbst im stande, Kräfte auszusenden, die diese außerordentlich feinen Partikelchen in Schwingungen setzen.

Jede Sphäre (oder Ebene) umgiebt uns von allen Seiten, die astrale, die devachnische, die budhische, die nirvanische und Welten, die noch höher sind, das Leben der höchsten Gottheit: wir brauchen uns nicht abzuplagen, um sie zu suchen, denn sie sind hier; allein unsere schwerfällige Unempfänglichkeit versperrt uns diese Sphären thatsächlich mehr, als Millionen von Meilen bloßen Raumes."

Wem es gar zu schwer fällt, sich diese Ebenen nicht als Orte, sondern als Zustände oder Regionen vorzustellen (Region wird ja so oft im Sprachgebrauch für einen geistigen Zustand angewandt; wir sagen: „der und der lebt in höheren Regionen", wenn wir andeuten wollen, er beschäftige sich mit rein geistigen Dingen), der versuche, sich zu versinnbildlichen, wie der Mensch selbst auf der physischen Ebene, im irdischen Leben, so verschiedene Zustände durchläuft — und doch ein und derselbe Mensch, dasselbe Ego, bleibt: der Säugling, der noch völlig unbeholfen; das gehende, dann spielende Kind — später der lernende, selbstbewußt werdende Knabe; der ins Leben stürmende, alles erhoffende Jüngling; der ernste, sorgende, erfahrungsreiche Mann; endlich der die Früchte all dieser Stadien einsammelnde und sich auslebende Greis: immer dasselbe Ego und doch, wie so verschieden! Nehmen wir noch die beiden Zustände: den Embryo vor der Geburt und die Leiche nach dem Tode hinzu, so haben wir wieder sieben Stadien; die uns immer wieder begegnende Zahl sieben.

Ich würde — weil ich weiß, welche Schwierigkeiten diese Bezeichnung „Ebene" den meisten Lernenden macht, gern dafür stets nur „Zustände," „Regionen" oder „Stadien" setzen, aber der Ausdruck „Ebenen" findet sich jetzt in allen theosophischen Büchern; ist daher gut, wenn der Schüler sich ihn gleich in seiner richtigen Bedeutung zu eigen macht.

Natürlich stimmt dieser Vergleich der Zustände oder Ebenen der sieben Grundteile mit den Lebensstadien des Menschen auf der Erde nicht ganz und viel läßt sich dagegen einwenden; aber für den gänzlich Ungeschulten in philosophischem Denken giebt es ein kleines, leicht faßbares Bild.

Was auf der Mentalebene vor sich geht.

Zwischen der devachanischen und budhischen Ebene liegt noch der Zustand der Mentalebene, die höchste devachanische Sphäre: hier thront das Genie, der „Master," der Heilige. Ihnen ist es möglich den budhischen, vielleicht auch den nirvanischen Zustand zu verstehen. — Von der Mentalebene aus vollbringen die „Meister" ihren lehrenden und wohlthätigen Einfluß auf die Menschheit.

Der Höchstentwickelte, der hier weilt, wird, wenn noch einmal zur Wiederverkörperung schreitend, jene hohen, glänzenden Menschen geben, die als Führer der ganzen Menschheit, als weltbezwingende Genies, als große Religionsstifter, Gesetzgeber u. s. w., in die Erscheinung treten.

Was diese großen Geister bei jemaliger Wiederverkörperung bewegt, gerade in der und keiner anderen Form aufzutreten, und ebenfalls dazu, gerade in die von ihnen gewählten Familienverhältnisse u. s. w. hinein geboren zu werden, das hängt wieder in erster Linie von dem großen Notwendigkeitsgesetz, vom Karma, ab.

Hier, ja bereits auf der Devachanebene, überschaut der Mensch seine bereits gelebten Leben, liest in seinem Geschick — in seinem Karma und in dem der Welt, wie in einem offenen Bilderbuche. Je höher seine Entwicklung, je tiefer und weiter wird er Umschau in dem Weltengetriebe zu halten vermögen, je vollständiger wird sein Verständnis, sein Allwissen sein — und „Wissen ist Macht" — seine Macht, dieses Karma zu benützen zum jemaligen nötigen Wohle der Menschheit. Dies wird die Bedingungen seiner Wiederverkörperung bestimmen. Geister, wie Goethe, Shakespeare, ja vielleicht selbst Moltke und Bismarck, die wir die „Ersten" unter den Menschen nennen, sind in gewißem Sinne „Meister," — große Seelen. Ob sie sich als „Master" in dem Sinne des von H. P. B. so angewandten Wortes wieder auf Erden verkörpern hängt in erster Linie von ihrem eigenen Karma ab (dem durch ihre vergangenen Thaten geschaffenen Geschick), in zweiter aber von dem Karma der jeweilig lebenden Menschheit, Nation, in welche sie nach höherer Notwendigkeit zu treten haben. Ihr Wunsch und Wille bestimmt erst in letzter Linie.

Diese Nation mag einmal einen großen Gesetzgeber oder Religionsstifter — einmal ein Genie der Dichtung oder Musik, der Kunst oder Wissenschaft — einmal einen großen Menschenfreund — ja vielleicht sogar einmal einen großen Schlachtenführer nötig haben. Letzterer wird sich zwar durch sein mörderisches Handwerk kein gutes Karma für die Zukunft schaffen — aber sein hochentwickelter Geist mag dieses persönliche Opfer für notwendig in dem Gange der Menschheitsentwicklung halten und so mag er dieser Einsicht folgen.

Auch Luzifer war der Engel höchsten Einer!

Geistige Kraft.

Ich muß, um diese — ich glaube, von mir zum ersten Male ausgesprochene — Idee zu rechtfertigen, etwas sagen, was — ich hoffe es — keinen Schaden anstiften soll und in dem Sinne verstanden werden wolle, wie es gemeint ist.

Nämlich: daß nicht „Gut- und Böseſein" im gewöhnlichen, landläufigen Sinne unsere höchste Entwicklung bestimmt.

Freilich sollen wir gut sein; d. h. wir sollen vor allen Dingen unseren Nächsten lieben, nicht nur wie uns selbst, nein! — *mehr* als uns selbst. Wir sollen: lieben — lieben — lieben! Liebe ist die große Kraft, die alles schafft, alles belebt im Universum.

Aber gut und böse sind so verschiebbare Begriffe, wie die der Sitte oder der Moral. Was hier gut, sittlich und moralisch ist, gilt vielleicht einige tausend Meilen weiter, selbst auf dieser kleinen Erde, für das Gegenteil. Was für den einen Menschen erlaubt und sogar gut ist, mag für den anderen eine schwere Versündigung sein oder dafür *gelten*. Man denke nur an unsere verschiedenen Begriffe von Ehre und dem Erlaubten, z. B. in Militär- und Civilkreisen, beim katholischen Klerus und bei anderen Religionssekten oder gar bei dem gewöhnlichen Menschen, von den oft total abweichenden Moral- und Sittengesetzen in verschiedenen Ländern gar nicht zu sprechen.

Gut und böse sind daher *an sich* keine *feststehenden* Begriffe.

Liebe ist das erste Gebot. *Wahrheit* ist die für *jeden* Menschen höchste Pflicht; *Pflichterfüllung* das Allerhöchste, was sich auf dieser Erde erreichen läßt. Zu diesen drei Dingen gehört aber in erster Reihe *Kraft*. Kraft ist — nicht die höchste Tugend, — denn Tugend ist, wie gesagt, in wechselnder Begriff, aber sie ist die höchste Eigenschaft des Ego.

Fast alles Übel entsteht aus Schwäche. Aus Schwäche lügt der Mensch, und jede Lüge ist Feigheit. Aus schwacher Gleichgültigkeit läßt der Mensch in seiner Pflichterfüllung nach — fügt er sich dem „Herkömmlichen", das für ihn, für seine Eigenart, vielleicht das „Unzukömmlichste" ist.

Lüge, Heuchelei — alles Schwäche!

Wenn in der Offenbarung Johannis (Kap. 3, V. 15. 16.) geschrieben ist: „Ich weiß Deine Werke, daß Du weder kalt, noch warm bist. Ach, daß Du kalt oder warm wärest! Weil Du aber lau bist und weder warm noch kalt, werde ich Dich ausspeien aus meinem Munde," so heißt dies dasselbe: Kraft haben!

Es gehört eine furchtbare, fast übermenschliche Kraft zur Höherentwicklung! Immer wieder wird man zurückgeworfen werden, immer wieder sich unfähig fühlen, den Kampf mit sich selbst, mit den Vorurteilen und Thorheiten der Welt aufzunehmen.

Die geistige Kraft allein kann helfen. Da ist es ausgesprochen, das Wort: geistige Kraft! Sie ist das höchste Gut des Ego, das erstrebenswerteste, dasjenige, welches in der letzten Entwicklung den Ausschlag giebt.

Geistige Kraft! Was aber ist geistige Kraft? Eliphas Levi, einer der größten „Eingeweihten" des neunzehnten Jahrhunderts, sagt: „um unsterblich im Guten zu sein, man in Gott, um unsterblich im Bösen zu sein, man in Satan aufgehen müsse."

Da aber Gott und Satan im letzten Grunde eins sind, denn es giebt nur Eine große göttliche Ursache — so ist der in Satan aufgehende Mensch nur auf einem falschen, noch weit von „Gott" abliegenden Wege begriffen; einem Wege, der endlich, mit der nötigen Kraftentwicklung, dennoch zu dem all-einen Gottursprung, der großen Gottseele, führt.

Allein der Weg ist ein weiter — durch ungezählte Wiederverkörperungen, bis diese Kraft das Einsehen dessen gefunden

hat, was not thut, um nicht mehr im bösen zu wirken, sondern durch Liebe zur endlichen Göttlichkeit zu gelangen. Geistigkeit nennen wir diese Kraft, wie auch das sechste Grundteil des Menschen — Budhi — Geistigkeit ist. Geistigkeit ist aber Wissen im höchsten Sinne.

Nicht Wissenschaft, nicht mühsam mit irdischen Hilfsmitteln Erlerntes und Zusammengetragenes — was morgen wieder von anderem, neuerem verdrängt und verwischt wird — wobei der „wissenschaftliche" Mensch sehr eng, sehr einseitig und kurzsichtig bleiben kann, sondern Wissen, im göttlichen, budhischen Sinne: vielleicht mit Intuition, Genie, zu bezeichnen. Wenn nun diese geistige Kraft auf Irrwege gerät — sich und anderen ein böses Karma schafft, so mag sie noch lange im Sinn des „satanischen" wirken — aber endlich wird der auch diesem Ego innewohnenden Atma sich seiner selbst entsinnen und zu der großen Urquelle alles Seins, der Göttlichkeit, zurückkehren.

Nur der ganz Schwache, der, welcher seine Geistigkeit nicht einmal in all seinen ihm gebotenen Wiederverkörperungen und den darauf folgenden Astral- und Devachanzuständen auszubilden versucht, welcher, so zu sagen, in seiner Schwäche versinkt und die „geistige Kraft" nie übt, niemals sich selbst zum Bewußtsein zu bringen versucht, nur Der wird in der Entwicklung zurückbleiben, seiner Menschenseele, seines Manas, verlustig gehen.

Doch dies sind schwerer zu fassende Probleme, die ich hier nicht erklären möchte, weil sie eingehenderes, längeres Studium verlangen, als ich es hier in meinem ABC-Büchelchen geben kann. Man lese, wenn man weit genug vorgeschritten ist, Sinnetts und Blawatzkys Geheimlehren; dort wird man die Erklärung dieser Andeutungen finden. Sie hängt mit den theosophischen, kosmischen Lehren und Theorieen zusammen, die von den Entwicklungen und Gezeiten der Welten handeln, von

denen zu sprechen mich über den Rahmen dieses kurzen Grundrisses hinausführen würde.

Gut und Böse nach den Upanischaden.

Eine den Upanischaden entnommene Stelle sei hier noch eingefügt, um das Obengesagte über „Gut und Böse" faßbarer zu machen und den Irrtum zu verhüten, „daß man demnach handeln könne, wie man wolle". Ein Irrtum, der sonst am Ende gar eine Ähnlichkeit des so oft mißverstandenen Nietzsche'schen „Übermenschen" mit der „Geistigen Kraft" heraufbeschwören könnte. — Zu diesen herrlichen Worten der „Upanischad" gehört eine kleine Abschweifung als Einleitung, nämlich die alt-indische Erklärung des Gebetes, das hier „Brahman — Gott-selbst" genannt wird. Die Stelle lautet:

„Der Stoff, aus dem die Welt besteht, und zugleich der Grund, auf dem ihr Träger selbst wieder ruht, ist Brahman — das Gebet. Wer begreift, daß das Gebet im Grunde nichts anderes ist, als eine vorübergehende Abstreifung der Individualität, eine Rückkehr des im Beter verkörperten, individuellen Willens zu Gott, als zu seinem eigenen, raumlosen, zeitlosen, individualitätslosen Selbst, dem wird die Thesis des indischen Weisen: „Das Gebet ist der Urgrund aller Dinge" nicht zu paradox erscheinen.

„Ihm fehlt zur vollen Erkenntnis nur noch eines, nämlich: zu begreifen, daß das Wesen des Gebetes, daß das, was er an ihm so über alles andere schätzt, eben jene Rückkehr von der „Verirrung ins individuelle Sein" zu unserem wahren metaphysischen göttlichen Selbst ist, mit anderen Worten, daß Brahman — Atman ist."

Und nun, nach dieser Erklärung des wahrhaften, echten

Gebetes, des sich in Gott Erhebens, folgt jene wunderbare Stelle über „Gut und Böse", auf die ich Bezug nehmen wollte:

„Er, der als Großheit einwohnt dem Brahmanen,
Wird nicht vermehrt durch Werke, noch vermindert.
Das Selbst ist sein Pfadfinder. Wer ihn findet,
Wird durch das Werk nicht mehr befleckt, das böse."

(Deussen fügt diesem prächtigen Verse bei):

Einfacher: weil Gott nicht durch gute oder böse Werke verändert werden kann. Wenn nun Atman (das siebente Princip) Brahman (Gott) ist, so kann dieses, als Gott in uns, nicht durch unsere Thaten tangiert werden; aber unsere niederen Principien können durch gute Thaten und Gedanken, durch gutes Karma, Wirken, schneller überwunden werden und zu der Erkenntnis Atmans in uns führen." Diese so schöne Stelle der Upanischaden wird das über „Gut und Böse" Gesagte noch verständlicher machen.

Spiritistische Phänomene im Lichte der Theosophie.

Ehe wir die Betrachtung der „Ebenen" verlassen, möchte ich die notwendig hierzu gehörige theosophische Erklärung der spiritistischen Phänomene geben.

Wie die westliche Philosophie annimmt, vertreten durch Dr. Frh. von Du Prel, Aksakow u. a., benennt auch die Theosophie „animistisch" alle jene Erscheinungen, die der eigenen Menschenseele entspringen. Hierzu gehört in erster Reihe alles mit dem Fern- und Hellsehen Zusammenhängende, mit dem vierten und fünften Grundteil Wahrnehmbare.

Dieses vierte und fünfte Grundteil haben bei Clairvoyanten (Sehern) die Fähigkeit, sich bewußt auf die Astralebene zu versetzen und dort die Dinge zu sehen, zu lesen. Bewußt —

sage ich, wenn auch der „medial“ angelegte physische Mensch sich dessen nicht klar ist. Er glaubt, mit Geistern in Verbindung zu stehen, die ihm die Bilder zeigen und die Kenntnis der Zukunft vermitteln. Nur die beiden höheren Grundteile Manas und Budhi sind sich dieses auf der „Astralebene-Schauens“ bewußt.

Die Gabe des Hellsehens besteht darin, das so Geschaute ins Tagesbewußtsein des ersten Grundteils, (Rupa) des Körpers, zu vermitteln. — Im Traum und unbewußt, aber ohne die Möglichkeit es in das Physische mitzunehmen, besitzt wohl Jeder diese Fähigkeit, der nicht auf der tiefsten Stufe des Materialismus steht.

Ebenso erklären sich Psychometrie, Wahrträume und Ahnungen; sie sind immer ein Schauen ins Astrale oder ein Lesen im Akhascha (worüber in Leadbeaters „Träume“ mehr zu erfahren, als ich hier geben kann). — Selbst wenn diese Träume und Ahnungen, statt der vollständigen Bilder, nur die Symbole geben, (wie es bei der weitaus größeren Zahl der Hellseher und Träumenden der Fall ist): — bleibt die Astralmaterie oder Äther dennoch das Buch, aus dem sie lesen, ohne das sie im stande sind, es anders als symbolisch in das Tagesbewußtsein mitzunehmen.

Doppelgängerei ist ein Loslösen (ob bewußt oder unbewußt) des dritten Grundteiles, des Astralleibes, mit der dem Körper entnommenen Fähigkeit, sich so weit materiell zu verdichten, um den körperlichen Sinnen der Mitmenschen wahrnehmbar zu werden. Daher dieses Phänomen meistens nur bei Krankheits- und Todesfällen eintritt, wo der materielle Körper widerstandsloser und das Band zwischen erstem und drittem Grundteil gelockerter ist.

Hierher gehört auch die so oft aufgeworfene Frage: wieso kann eine Person hellsehend oder ein Medium sein, die vielleicht sonst in gar keiner Weise, weder geistig, noch als Charakter

hervorragend ist? — die, meistens aus den niedrigen Volksklassen hervorgehend, ohne Bildung und oftmals, zum Schaden aller Beteiligten, ohne Moral, jene wunderbare, fast göttlich erscheinende Gabe besitzt?

Die in den theosophischen Lehren vom Kausalgesetz (Karma) und der Wiederverkörperung (Reïnkarnation) begründete Antwort lautet: Derartige Medien und Hellseher haben in vergangenen Existenzen (Inkarnationen, Leben) vielleicht in längst vergangenen, d. h. nicht in ihrer letzten, sondern in noch früheren Inkarnationen, bereits einen hohen Grad der Entwicklung ihr eigen genannt. Sie waren vielleicht Eingeweihte (Initiierte) und hatten Macht über manche Naturkräfte erlangt. Aber durch Handlungen und Eigenschaften, welche sich unseren jetzigen Beurteilungen entziehen; durch schlechte und ruchlose Anwendung ihrer Kraft (schwarze Magie) haben sie sich ein ungünstiges Karma geschaffen, ein Karma, welches sie bei der diesmaligen Wiederverkörperung in eine so ungünstige Lage versetzt, daß ihr äußeres Schicksal, sowie ihre geistige Entwicklung, niederer Art verbleiben. — Ihre einmal erworbene Begabung oder hohe Entwicklung kann aber nie mehr (wie jede erworbene höhere Eigenschaft) ganz verloren gehen. Sie kann verdunkelt werden durch ihre bei dieser Inkarnation vergröberten Sinne, durch ihre (aus oben genannter Ursache notwendig gewordenen) Unbildung und durch die herabziehende Einwirkung ihrer diesmaligen niederen Umgebung — aber die göttliche Gabe, d. h. der Funke des einst entwickelten fünften oder gar sechsten Grundteiles, muß und wird bleiben. Schaffen sie sich dieses Mal ein gutes Karma, d. h. leben sie nach edlen Grundsätzen, und benützen sie ihre Gabe, ihre Kraft zum Wohle anderer — als weiße Magie, schaffen sie gutes und erwecken das Göttliche in sich mehr und mehr, so werden sie in ihrer nächsten Reïnkarnation wahrscheinlich wieder zu großen, hochstehenden Menschen geboren werden

und dann ihre Kraft erst zur vollen Wirkung entfalten können.

Daß mediumistische und alle in dieses Gebiet einschlagende Begabung in ganzen Familien erblich sein kann, ist bekannt. So in Schottland und Westfalen das zweite Gesicht. Eine Thatsache, die keineswegs dem soeben Gesagten, theosophisch Gelehrten widerstreitet, wie aus dem bei der Wiederverkörperung zu Besprechenden hervorgehen wird.

Die bei spiritistischen Sitzungen (Séancen) erscheinenden „Geister" sind dies — d. h. sind Geister im theosophischen Sinne fast niemals. Wohl stammen sie aus der Astralebene, können also jenes dritte Grundteil des Menschen, den Astralleib, sichtbar (durch Benutzung der Materie des Mediums und der übrigen Beisitzenden) machen, sind aber keineswegs der nach dem Tode höher entwickelte Mensch, der Geist des Verstorbenen, sondern nur sein erdgebundenes Teil — das oft gar nicht zu Erwünschende des Dahingeschiedenen, sein Begierdenleib, wie ihn die Theosophie auch nennt, — der nicht um ein Atom mehr weiß, sagen kann und höher steht, als es der nun Tote im Leben konnte.

Deshalb ist die theosophische Lehre gegen dieses Citieren der Verstorbenen: man hält sie in ihrer fortschreitenden Entwicklung auf, giebt ihnen Gelegenheit, sich noch mehr der Erde zuzuwenden, und richtet meist nur Schaden damit an.

Nur in sehr seltenen Fällen wird sich ein höherer „Geist," ein bereits im Devachan (seligen Zustand) befindlicher, hier melden; es sei denn aus Gründen, die sein Zurückkehren zur Erde aus irgend einer Ursache nötig machen. Meist sind es recht wenig wünschenswerte Charaktere, die sich hier breit machen. Daher der oft so vulgäre Inhalt der schriftlichen oder mündlichen Mitteilungen und das fast nie über das Niveau des Allergewöhnlichsten gehende Verhalten der Geister.

Unendlich oft dürfte es auch vorkommen, daß derartige

niedrige Astralwesen sich aus allerlei Gründen, um sich für Höheres, als sie sind, auszugeben, um Schabernack zu treiben u. s. w., in die „Geister" einkleiden, die von den Séanceſitzern gewünscht werden, oder für die man sie hält. — Dies weiß Jeder, der sich viel mit derlei Dingen beschäftigt hat.

Eine andere oft gestellte Frage ist die: weshalb haben wir in Europa neben sehr guten und außerordentlich begabten Hellsehern so wenig starke Medien auf anderen Gebieten, z. B. dem der Materialisation? Es mag dies einesteils damit zusammenhängen, daß in Amerika ein „besserer Boden" dafür ist. Die dortigen Medien und Hellseher behaupten wenigstens, daß der neuere Boden dazu beiträgt, d. h. ein Boden, der nicht getränkt ist durch die Opfer so vieler Greuelthaten, Schlachten und Revolutionen, daher mit Blut, wie der alte europäische. Auch deshalb, weil auf dem amerikanischen Boden, bis vor wenig Jahrhunderten, Menschenrassen gelebt haben, die den okkulten Kräften, der Natur näher und unbefangener gegenüber standen, als unsere civilisierten europäischen Rassen.

(Die Kontrolgeister der amerikanischen Medien sind meistens indianischen oder sonstigen wilden Stämmen angehörig.)

Ein weiterer Grund mag in der durch Jahrhunderte in Europa betriebenen Ausrottung der medial veranlagten Personen, in Hexenprozessen und Verbrennungen, liegen. Dadurch wurde jede mediale Vererbung zerstört, und der später um sich greifende starre Materialismus, der jeden sich für derlei Dinge Interessierenden entweder als verrückt oder wenigstens als sehr lächerlich brandmarkte, ließ die Pflege einer derartigen Veranlagung durchaus nicht wünschenswert erscheinen.

Genau läßt sich jedoch eine solche Frage nicht anders, als wiederum theosophisch beantworten. Nämlich: daß okkulte Begabung nicht in einem kurzen Leben erreicht wird. Sie ist

in einer lange Kette von Inkarnationen ausgebildet und in guten oder schlechten Absichten gehandhabt worden, daher die Stärke und Art ihrer diesmaligen Äußerung.

Alles bisher Gesagte hat, denke ich, das Verständniß gereift für jene hochentwickelten Wesenheiten, welche wir Mahatmas — Meister — nennen: die letzte auf dieser Erde erreichbare und für den Menschen faßbare Möglichkeit.

Durch zahllose Wiederverkörperungen, in deren letzten sie jedesmal das Höchste geleistet und erlernt haben, voraus ihrer Zeit, ihre Rasse weit überflügelnd, mit stärkster „geistiger Kraft" ausgerüstet, sind sie auf jener Höhe angelangt, wo der Mensch sich seines sechsten Grundteils, Budhi, bewußt wird: der gottähnlichen Geistigkeit. Daher ihr Wissen, ihre Macht, ihr Allkönnen.

Die Lehre von den Grundteilen des Menschen kann hiermit abschließen.

In logischer Folge kommen wir zu der

vorläufigen Erwähnung der Lehre von der Reïnkarnation (Wiederverkörperung),

welche für die meisten Menschen westlicher Rassen die am schwersten begreifliche ist, vielleicht weil mit ihrer persönlichen Eitelkeit oder Eingebildetheit am stärksten in Konflikt geratend.

Einer der ersten Einwände dagegen lautet gewöhnlich: weshalb erinnert man sich nicht seiner vergangenen Existenzen?

Darauf bezüglich sagt Gotthold Ephraim Lessing in „Erziehung des Menschengeschlechtes" S. 93—100: „Eben die Bahn, auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, muß jeder Mensch (der früher, der später) erst durchlaufen haben. — In einem und demselben Leben durch-

laufen haben? Das wohl nun nicht! — Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein? Ist diese Hypothese darum lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel: Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen, als ich neue Kenntnisse, neue Fertigkeiten zu erlangen, geschickt bin.

„Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen etwa nicht lohnt? Darum nicht? — Oder weil ich es vergesse, daß ich schon dagewesen? Wohl mir, daß ich das vergesse! Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und, was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen?

„Oder, weil so viel Zeit für mich verloren gehen würde? — Verloren? — Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"

So spricht Lessing als echter Theosophe. Ihn wird gewiß niemand einen phantastischen Schwärmer nennen! Einfacheren Geistern vielleicht verständlicher, möchte ich darauf aufmerksam machen, wie sehr man schon in diesem jetzigen Dasein die Erinnerung an Erlebtes verliert. Wer entsinnt sich z. B. seiner allerersten Kinderjahre? Sind diese deshalb weniger „wirklich erlebt?" Wie vieles uns einst — namentlich in früher Jugend — höchst wichtig und tief ergreifend Erscheinendes entschwindet so völlig aus unserem Gedächtnis, als hätte es nie für uns existiert und wird uns manchmal erst mühevoll durch Andere zurückgerufen, wo es uns dann anmutet, „wie aus einer anderen Welt", oder „als seien wir dies nie gewesen".

Wir sind eben „Andere" geworden, selbst in der kurzen, uns hier, dieses Mal auf Erden gegönnten Spanne Zeit. — Ebenso ergeht es uns öfters mit Menschen, die wir einst geliebt,

ja, ohne die wir nicht leben zu können glaubten. Wie fallen sie von uns ab; wie verwundert sind wir, daß wir diese Wesen jemals so innig lieb haben konnten, wenn wir ihnen nach Jahren wieder begegnen, wo Zeit und Verhältnisse „Andere" aus ihnen und uns gemacht haben. Die wenigsten Menschen gestehen sich diese Veränderung im eigenen Selbst zu — für sie ist es immer nur der Andere, der sich geändert hat. Diese so fest auf ihr Selbst Bauenden, d. h. so hoch von ihrer Persönlichkeit Denkenden sind es auch, denen die Wiederverkörperungslehre unsympathisch ist.

Daß Herr oder Frau X. Y. Z. *nicht* durch ungezählte Existenzen, oder wenigstens durch Äonen, Herr und Frau X. Y. Z. mit all ihren „berechtigten Eigenthümlichkeiten" bleiben soll — das kränkt die süße Eitelkeit und Eigenliebe. Sie wollen *sie selbst* bleiben oder ganz untergehen.

Vielleicht aber liegt eine Art von Bescheidenheit darin? Vielleicht trauen sie sich eine Weiterentwicklung im theosophischen Sinne nicht zu? Oder glauben sie sich *so* hoch entwickelt, daß sie Höheres sich gar nicht vorstellen können? In beiden Fällen wären die Armen herzlichst zu bedauern. Goethe, der große theosophisch Denkende, sagt, und dies *ganz* im esoterisch-buddhaistischen Sinne (Gespräche mit Eckermann):

„Die Überzeugung unserer Fortdauer entspringt mir aus dem Begriffe der Thätigkeit; denn, wenn ich bis an mein Ende rastlos wirke, so ist die Natur verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht ferner auszuhalten vermag." — Und an Zelter schreibt er ein andermal (19. März 1827): „Wirken wir fort, bis wir, vor oder nacheinander, vom Weltgeist berufen, in den Äther zurückkehren! Möge dann der ewig Lebendige uns neue Thätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, nicht versagen! Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Rechten und Guten, was wir hier schon gewollt und

geleistet, väterlich hinzu, so werden wir gewiß nur desto rascher in die Kämme des Weltgetriebes eingreifen. —

Die entelechische Monade muß sich nur in rastloser Thätigkeit erhalten; wird ihr dieselbe zur anderen Natur, so kann es ihr in Ewigkeit nicht an Beschäftigung fehlen." (Entelechie nennt Aristoteles die Seele, indem er darunter dasjenige Princip verstand, wodurch der Körper, der an sich nur die „Fähigkeit" zu leben und zu empfinden besitze, wirklich lebe und empfinde, so lange es mit ihm verbunden sei.)

Hierin drückt Goethe nicht nur seine Überzeugung einer Fortdauer nach dem Tode, sondern auch von der Berufung zu „neuen Thätigkeiten" aus. Aber er weiß auch, daß dazu jene „geistige Kraft" gehört, von der ich früher sprach; seine „rastlose Thätigkeit" ist „geistige Kraft."

Hochbedeutungsvoll für das uns im Augenblick Beschäftigtende ist der Satz: „Fügt er sodann Erinnerung und Nachgefühl des Guten und Rechten, was wir hier schon gewollt und geleistet, väterlich hinzu" — denn hierin liegt die Bestätigung der theosophischen „Devachan" und späteren „Nirvana"-Lehre.

In diesen vergeistigten Zuständen erscheint, wie wir sehen, die Erinnerung an alles Vergangene — alles Durchlebte. Nicht nur an alles Durchlebte des letzten zurückgelegten Lebens, — sondern der endlosen Kette von Daseinsstadien, die wir durchgemacht, bis wir, auf den höheren Stufen angelangt, uns abermals zur „Berufung" zu neuen „Thätigkeiten" eignen.

Kant, der Mann der „reinen Vernunft", äußert sich in demselben Sinne (Kritik der reinen Vernunft): „Dieser unendliche Progressus ist nur unter Voraussetzung einer ins Unendliche fortdauernden Existenz desselben vernünftigen Wesens möglich. Also ist das höchste Gut, praktisch, nur unter der Voraussetzung der Unsterblichkeit der Seele möglich; mithin diese, als unzertrennlich mit dem moralischen Gesetz verbunden, ein Postulat der reinen, praktischen Vernunft." „Dasselbe

vernünftige Wesen" nimmt Kant an, in einer „unendlich fortdauernden Existenz".

Man erinnere sich nun genau dessen, was bei der Lehre der „sieben Grundteile des Menschen" gesagt wurde: Der Körper vergeht mit dem Entweichen von Prana — der Lebenskraft — ebenso wie in späterer Folge der Astralleib vergeht. Diese nur bilden den jezeitigen Herrn oder die Frau X. Y. Z., deren „erdgebundene Grundteile" sich höchstens auf den niedrigeren Stufen des Devachanzustandes danach sehnen, ihre diesmalige irdische Persönlichkeit festzuhalten. Ihre Individualität, ihr eigenstes Sein, ihr „Ego", geht ihnen — bei einigermaßen geübter, geistiger Kraft — nicht und niemals verloren; dieser ist ein „ewiges Leben" gewiß mit ungeahnt segensreichen „neuen Thätigkeiten" im Goetheschen Sinne.

Ein anderer, entgegengesetzter, die hohe Lehre der karmischen Wiederverkörperung aber ebenso bedauerlich mißverstehender Einwand ist oft: daß mit der Reïnkarnationslehre der Mensch eine Extrastellung in der Natur für sich beanspruche, daß diese Lehre der menschlichen Eigenliebe schmeichle. Eine solche Auffassung widerspricht jedoch absolut dem theosophischen kosmischen (Welt) Entwicklungsbegriff.

Der Spezialfall der menschlichen Wiederverkörperung, wie es Annie Besant nennt, ist nur ein Ring in der großen Kette der Evolutionen des einen sich entwickelnden Lebens. Dieses geht in der Evolution fortschreitend von Form zu Form, bis, nach demselben Prinzip, die Wiederverkörperung vom unvollkommenen bis zum höchsten Menschen (dem Buddha) möglich geworden ist. Sehr anschaulich stellt dies L. Hearn in seinem Werke „Evolution and Ethics" dar p. 61, indem er sagt: „Mit der Annahme der Evolutionslehre verschwanden alle Verstellungsformen; überall traten neue Ideen an Stelle der

unbrauchbar gewordenen Dogmen, und wir genießen nun das Schauspiel einer allgemeinen geistigen Bewegung in einer der orientalischen Philosophie merkwürdig parallelen Richtung. — Daß sich die höchsten und kompliziertesten Organismen aus den niedersten und einfachsten entwickelt haben, daß eine und dieselbe Basis der ganzen Welt zu Grunde liegt — daß zwischen dem Animalischen (Tierischen) und dem Vegetabilischen keine Trennungslinie gezogen werden kann,*) — daß der Unterschied zwischen Leben und Nichtleben nur ein solcher des Grades, nicht der Art, ist, — daß die Materie ebenso unbegreiflich für uns ist, wie der Intellekt, weil beide nur verschiedene Offenbarungen einer und derselben unbekannten Wirklichkeit sind — dies sind Sätze, die schon zu Gemeinplätzen der neuen Philosophie geworden sind. — — —

Heute ist die Idee der Präexistenz (vorheriges Dasein) für den Psychologen aus dem Gebiet der Theorie in das der Thatsachen übergegangen, da sie für die buddhistische Erklärung des universellen Mysteriums einen ebenso einleuchtenden Beweis liefert, wie für jede andere. „Nur sehr vorschnelle Denker," schrieb Professor Huxley, „werden sie als unbrauchbar, absurd, verwerfen."

Die Präexistenz ist das, was die Theologen unserer westlichen Religionen nicht zugeben — wenigstens nicht in ihren exoterischen Lehren. —

Das Ego oder die Monade hat alle Erfahrungen zu sammeln, alle, die überhaupt in der unermeßlichen Kette der Weltentwicklung sich bieten. Ich kann in diesem kurzen Grundriß

---

*) Man erinnere sich der Protozöen, jener Urtiere, von denen es heißt: die niedrigsten unter ihnen sind so einfach gebaut, daß sie aus Mangel an charakteristischen Merkmalen sich mit Sicherheit weder dem Tier- noch dem Pflanzenreich zuteilen lassen und bald von den Zoologen, bald von den Botanikern in Anspruch genommen werden. Aus ihnen sind dann nach darwinischer Anschauung alle höheren Wesen im Laufe der Zeit hervorgegangen.

der theosophischen Lehren nicht die ausführliche, schwer zu fassende Geschichte der Entwicklung des Kosmos und der Welten- und Planetenketten erörtern. Ich verweise hierüber wieder auf die oft genannten Werke von A. Besant, Sinnett und vor allem H. P. Blawatzky.

Ich möchte nur ins Gedächtnis zurückrufen, daß unsere Erde mit ihren Lebensformen ein gar winziger Teil des großen Alls ist, und daß wir hier nur in einem Durchgangsreich stehen: wir sind früher auf anderen, niedriger entwickelten Weltkörpern in Thätigkeit gewesen und werden später auf höher entwickelten unsere Erfahrung zu nützen haben.

Abgesehen jedoch von diesen bereits hochstehenden Entwicklungen, die ich mit diesen Worten berühre, hat das Ego durch Millionen von Jahren alle seine Erfahrungen zu sammeln, die sich in den anderen Naturreichen erringen lassen. Hier sei alles in dies Gebiet Gehörige nur kurz angedeutet; in einer nicht ganz philosophischen Ausdrucksweise — um mich leichter verständlich zu machen. Von der großen Allseele, dem Logos (Gott), löst sich ein Teilchen — durch die Notwendigkeit der ewig kreisenden Schaffungskraft — als die Monade, das „Ego". Ohne Form, ohne persönliches Leben (Prana). Nur Jiva, das große Lebensprinzip des Weltalls, belebt es, versetzt es in Schwingungen. Es ist begabt, auf jede Art von Schwingungen zu reagieren. — Die Theosophie trifft hier mit der Darwinschen Evolutionslehre eng zusammen: die Monade (jenes losgelöste, göttliche Partikelchen) tritt in die Entwicklungsreihe ein. Durch alle Naturreiche hat sie zu gehen: Im Mineralreiche, der materiellsten, gebundensten Lebensform, muß sie fortschreiten durch ungezählte Jahrtausende bis zur höchsten Stufe desselben, zur Kryställbildung, und dem endlichen Übergang in das Pflanzenreich.

Hier ist es, wo die Monade schon, man möchte sagen,

mehr Sinne erhält; ihr Leben ist ein regeres; sie reagiert auf feinere, schnellere Schwingungen, Licht und Luft haben größeren Einfluß, — die Fortschritte sind erkennbarer, und bis zum Tierreich scheint die Entwicklung nicht mehr so staunenswert.

Und wieder tritt das Ego — die Monade — in neue Erfahrungen ein. Dem Tier, das erst noch als Koralle und in ähnlichen Formen ortgebunden lebt, wird bald in fortschreitender Entwicklung selbstständige Bewegung, Ortswechsel möglich. Die Erfahrungen häufen sich, die Seele breitet ihre Schwingen aus, und das höchststehende Tier ist oft besser geistig entwickelt, als der auf unterster Stufe stehende Mensch.

Welch einen fast unermeßlichen Spielraum gewährenden Fortschritt die Menschentwicklung gestattet, haben wir bei der Lehre der sieben Grundteile gesehen. Von dem tiefststehenden, sich kaum über den Idioten Erhebenden oder dem kulturunfähigsten Wilden schreitet das „Ego" fort bis zum Genius, zum Religionsstifter — zum Heiligen. — Und hat es alles Erreichbare auf dieser Erde durchlebt, geht es weiter und immer weiter — sei es auf anderen Weltgestirnen, sei es in dem großen, göttlichen Reiche der Geister: in der sich unserem jetzigen Verständnis entziehenden Entwicklung.

Hierauf bezüglich sagte Goethe (er, der als Genius diese Wahrheit schaute in der Kraft seiner Geistigkeit, seiner Intuition) einige Tage vor seinem Tode (Gespräche mit Eckermann, III, Schluß): „Gott hat sich nach den bekannten imaginierten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam, wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus, jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spaß gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er

nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen."

Es muß festgehalten werden, was sich von uns wiederverkörpert. Wäre es immer die gleiche Persönlichkeit, so wäre ein Fortschritt nicht möglich. Die Monade würde ewig dieselbe bleiben. Aber stets, wenn die Form sich genügend entwickelt hat, wird die Monade die Fähigkeit erlangen, auf feinere, schnellere Schwingungen zu reagieren; als Mineral kommt sie so weit, die Schwingungen zu empfinden, die ihr ortgebundenes, fest materielles Dasein zur Pflanzenexistenz berechtigen; als Pflanze erweitert sie diese Fähigkeit bis zum sich selbst bewegenden Tier. Alles dieses noch vermöge ihrer vier unteren Grundteile. Bei der Menschwerdung — bereits bei dem höchststehenden Tier — kommt die Ahnung des fünften Grundteils, des Manas, der Menschenseele, der Vernunft, hinzu; Fähigkeiten, die sich durch Reaktion auf immer feinere Schwingungen, bis zur höchsten Vollendung, — zur Geistigkeit, entfalten.

Goethe sagt in diesem Sinne, wie oben citiert: „Die Natur ist verpflichtet, mir eine andere Form des Daseins anzuweisen, wenn die jetzige meinen Geist nicht länger auszuhalten vermag."

Dauer der Zeit zwischen zwei Wiederverkörperungen.

Wir sind nun in der fortschreitenden Entwicklung bei dem Menschen unserer Rasse angelangt. Seine Wiederverkörperung interessiert uns zumeist.

Wir haben in der Besprechung der Kama Loka- und Devachanebene gesehen, wie sich das entkörperte Ego des ver-

storbenen Menschen nach seinem jemaligen Austritt aus dem irdischen Leben verhält. Bis zu den höheren Stufen des Devachanzustandes hat es sein diesmaliges irdisches Bewußtsein mit allem dazu Gehörigen ausgelebt und erwartet von der Mentalebene aus seine Wiederverkörperung.

Die Zeit, welche zwischen einer Wiedergeburt zur anderen verstreicht, ist, wie wir ebenfalls gesehen haben, eine individuell sehr verschiedene. Der Mensch, welcher viel „Karma", Wirken oder Schicksal, angesammelt hat, wird längere Zeit brauchen, dieses auszuleben, als z. B. das im Kindesalter gestorbene Wesen, welches bei der diesmaligen Inkarnation nichts thun konnte, sein „Karma" zu verbessern oder zu verschlechtern, weil noch nicht für sein Handeln verantwortlich.

Ein solches „karmaloses" Wesen kann sich in sehr kurzer Zeit wieder zur Geburt bereiten — die hier mitwirkenden Faktoren sind später bei der Besprechung von Karma zu berühren.

Über diese Zwischenpausen bei dem Normalmenschen sagt ein großer Geheimlehrer: „Durchschnittlich würden ungefähr 8000 Jahre zwischen zwei Verkörperungen liegen; kaum werden sie kürzer als 1500 Jahre (nach anderen 1200 Jahre) währen. Ausnahmen bilden jene Eingeweihten, „Mahatmas", welche sich bereits vollständig über das Bereich des allgemeinen Gesetzes erhoben haben."

„Achttausend Jahre!" Im menschlichen Sinne eine Ewigkeit. Sie dürfte dem ausschweifendsten Bedürfnis genügen, seine „Persönlichkeit" festzuhalten, sich als der bestimmte, jetzt lebende X. Y. Z. zu empfinden! Den meisten nicht gar zu sehr in ihr eigenes dieswei liges Ich Verliebten dürften die 1500 oder 1200 Jahre des bereits weiter Entwickelten lang genug erscheinen, die Wirkungen ihrer letzten Inkarnation auszuleben und das „Wiedersehen" mit ihren „Lieben" zu genießen. Ihnen wird nicht davor bangen, im Goetheschen

Sinne in andere Formen, „neue Thätigkeiten, denen analog, in welchen wir uns schon erprobt, einzutreten".

Wir sehen demnach, daß die drei höheren Grundteile allein: Manas, die Menschenseele, Vernunft; Budhi, die Geistigkeit, und Atma, die Gottähnlichkeit, überleben. Sie bilden das Ego und treten wieder und wieder in die Inkarnation: die Form wechselt, das die Erfahrungen sammelnde und verwertende „Ego" bleibt.

Schnellere Wiederverkörperung von Kindern.

Kinder, deren letztvergangenes Leben sehr frühe geendet hat und die sich, wie oben erwähnt, daher nach kürzerer Devachanpause wiederverkörpern können, behalten öfter die Erinnerung an ihr jüngstvergangenes Leben und dessen Formen, wahrscheinlich weil die Bilder ähnlich sind denen ihrer jetzigen Lebensstellung, beide dem Kindeszustand angepaßt und nicht verdrängt durch spätere, von diesen ganz verschiedene.

Annie Besant sagt darüber: „Im Westen sind solche Fälle seltener, als im Osten, da im Westen die ersten Worte eines solchen Kindes auf Unglauben stoßen, und diesem dadurch sehr rasch der Glaube an seine eigene Erinnerung genommen wird. Im Osten, wo der Glaube an Wiederverkörperung beinahe allgemein ist, finden die Erinnerungen solcher Kinder ein aufmerksames Ohr und werden, wo sich eine Gelegenheit dazu bietet, auf ihren Wahrscheinlichkeitsgehalt hin geprüft."

Und weiter: „Eine beträchtliche Anzahl Menschen, die ihren physischen Organismus auf den nötigen Grad von Sensivität (Empfänglichkeit) gebracht haben, ist im Besitz der Erinnerung an ihre vergangenen Leben, und für diese ist natürlich die Wiederverkörperung keine Theorie mehr, sondern

ein Gegenstand eigener Erlebnisse. Sie haben erfahren, wie viel das Leben an Reichtum gewinnt, wenn ihm die Erinnerung an vergangene Leben zuströmt, wenn sich die Freunde dieses kurzen Daseins als Freunde längst entschwundener Tage herausstellen, und wenn gemeinsame alte Erinnerungen die Bande der vergänglichen Gegenwart stärken. (A. Besant spricht hier von Eingeweihten oder doch bereits Hochentwickelten.) Das Leben gewinnt an Sicherheit und Würde, wenn es unter der Perspektive einer weit zurückgreifenden Vergangenheit betrachtet wird, und wenn die Lieben von einst in denen wieder erscheinen, die wir heute lieben."

Und wie Lessing (siehe oben) sagt: „Wohl mir, daß ich das (die vorigen Leben) vergesse! Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auf jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen?" so sagt die Theosophie: wenn der Mensch seine Entwicklung bis zu der Stufe gebracht hat, daß der „Denker" — Manas — Budhi, das sechste Grundteil ihm zum Bewußtsein kommt, jenes Grundteil, das allein von Leben zu Leben fortdauert — dann wird auch jene Erinnerung — auf Wunsch in ihm lebendig.

Nach A. Besant liegt „die Schwierigkeit der Erinnerung nicht an der Vergeßlichkeit, denn das niedrige Vehikel, der Körper, ist ja niemals durch die früheren Leben seines Eigentümers hindurchgegangen; sie liegt vielmehr darin, daß der jetzige Körper in seiner gegenwärtigen Umgebung ganz aufgeht und gegen die zart vibrierenden Schwingungen, in denen allein die Seele sprechen kann, ganz unempfindlich bleibt.

Die, welche sich der Vergangenheit erinnern möchten, dürfen ihre Interessen nicht ganz auf die Gegenwart konzentrieren und müssen ihren Körper so lange reinigen und verfeinern, bis er im stande ist, von den (subtileren) feineren

Sphären aus Eindrücke zu empfangen. Es gehört also ein hoher Grad der Entwicklung dazu, sich zu entsinnen.

Wie aber und nach welchen Gesetzen geht die Wiederverkörperung vor? Weshalb wird dieser Mensch in armselige, jener in glückliche Verhältnisse hineingeboren? Weshalb ist dieser der Idiot, jener der Hochbegabte? Wie endlich bestimmt sich die Verwandtschaft, Familie, Nation?

Um diesem Verständnis näher zu treten, müssen wir uns erinnern, daß wir gesehen, wie nach dem Tode, nachdem Kama Loka und Devachan überwunden sind, im Zustand der höheren Mentalebene, die Erinnerung an alle vergangenen Existenzen lebendig wird und wir in dieselben, wie in ein offenes Buch, Einsicht erlangen. So, daß wir in diesem Zustand die Erfahrungen jener früheren Leben verwerten können und sie benützen bei „der Berufung zu neuen Thätigkeiten", indem wir sie für unsere nachfolgenden Verkörperungen zu Fähigkeiten, Talenten und Gaben aller Art ausbilden und so zu sagen verdichten.

Wenn wir fest im Auge behalten, daß wir in jenem Stadium unseres Zwischenlebens von einer Inkarnation zur anderen ganz klar in unserer „Evolution" lesen, so wird uns das Verständnis für das nun folgende leichter sein.

Die Lehren der „Wiederverkörperung und des Karma" sind so innig verknüpft, daß sie fast nicht von einander zu trennen sind. Da man aber doch nicht beide zugleich behandeln kann, so muß, um „Reïnkarnation" begreiflicher zu machen, hier zuerst einiges über „Karma" gesagt werden.

Karma

heißt in der wörtlichen Übersetzung „Wirken", Thun. Jedes Thun, jedes Wirken ist Karma, d. h. schafft Schicksal. Wir können nichts thun — ja nichts denken, ohne damit unser zukünftiges Schicksal, unser einstiges Karma zu beeinflussen. Der Apostel Paulus sagt: „Was ein Mensch säet, das wird er ernten;" und ein altes Sprichwort predigt dieselbe Weisheit: „Jeder Mensch ist seines Glückes Schmied." —

Nicht ein rachsüchtiger oder, wie es noch öfter den Anschein hat, ein gänzlich ohne Gerechtigkeit und ohne Plan handelnder Gott bestimmt unser Lebensschicksal: nur allein **wir** selbst! Daher ist Karma auch kein Fatum, keine Vorherbestimmung, sondern ein unbeugsames Gesetz, welches durch die ganze Natur geht, weil im letzten Sinne alles Eines ist: Braman — Gott! in seiner sich im unendlich Kleinsten und im unendlich Größten manifestierenden Emanation.

Wir alle waren bereits einmal alles (jetzt unter uns Stehende) und werden noch einmal alles (jetzt noch über uns Befindliche) werden. — Aber wie und in wie langer Zeit dies geschieht, das hängt von unserem Thun in jeder Sekunde unseres Seins ab; denn mit allem schaffen wir Karma — künftiges Schicksal; weil jeder Ursache eine Wirkung folgt, weil nichts in der Welt sinnlos, ursachslos ist.

Karma kennt keine Rache, aber auch kein Mitleid, denn es beruht auf einem völlig unparteiisch wirkenden Gesetz: „was Du säest, wirst Du ernten". Thust Du vieles Menschen Gutes — wird sich dies an Dir selbst lohnen und umgekehrt.

Wer die Augen offen hält und sein Erinnern ein wenig zu Hilfe nimmt, wird schon in diesem einen gegenwärtigen Leben gar oft die Früchte seiner Saaten, d. h. seines Thuns erkennen. Die meisten Menschen sind nur zu gleichgültig, zu

vergeßlich und zu nachsichtig gegen ihr vergangenes Handeln, um die Gerechtigkeit ihrer „Schicksale" verstehen zu können oder zu wollen. Blicke aber einmal Jeder mit prüfendem Auge in sein Leben; er wird es erkennen, das: „jede Schuld rächt sich auf Erden" — wie jedes Edle und Wahrhafte sich lohnt! —

Unser Handeln schafft aber auch, je nach seiner Wirkung auf unsere Mitmenschen, verschiedenes Karma für uns. D. h. es giebt einen Unterschied zwischen dem Handeln, welches unseren künftigen Charakter beeinflußt, und dem, welches unsere künftigen äußeren Verhältnisse bestimmt. Je mehr Glück wir den Menschen spenden können, gleichviel aus welch inneren Beweggründen, je günstiger wird das Karma unserer äußeren Umstände beeinflußt werden, während auch das geringste Gute, das wir aus edlem Antrieb thun, unseren wahren Glückszustand, der ja doch nur in unserem Charakter liegt, fördern wird.

Wir alle wissen, daß ein hochstehender, edler Mensch unter weniger glänzenden äußeren Verhältnissen glücklicher sein kann, als z. B. ein unzufriedener, geiziger, neidischer Charakter inmitten großer Reichtümer. Das „Schärflein der armen Witwe" wird dieser daher zu mehr Glück im wahren Sinne des Wortes, sowohl in Devachan, als in künftiger Reïnkarnation, verhelfen, als das große Geschenk des Millionärs, der Tausende vor Hunger oder Kälte bewahrt, wenn er dies nur aus ehrgeizigen oder ruhmsüchtigen Gründen thut. Ihm wird die geopferte Million freilich wieder, ja, in gesteigertem Maße glänzende Vermögensverhältnisse schaffen, aber ohne daß er in seiner „wahren Persönlichkeit", in seinem „Ego", irgend welchen Gewinn erzielt.

Für den im theosophischen Sinne selbst nur etwas Fortgeschrittenen kann daher kein Zweifel bestehen, auf welcher Seite der wahre Vorteil liegt. — Annie Besant sagt darüber:

„Wenn ein Mensch auf der physischen Ebene für andere Glück sät, so wird er für sein Glück auf der physischen Ebene

besonders günstige Verhältnisse ernten, ein Resultat, an dem sich nichts ändert, welches auch sein Beweggrund bei diesem Säen von Glück gewesen sein mag. So könnte einer Weizen säen in der Absicht, damit zu spekulieren, um seinen Nachbar zu ruinieren; allein sein böser Beweggrund würde darum doch nicht bewirken, daß die Weizenkörner als Löwenzahn aufgehen.

Das Motiv ist eine mentale oder eine astrale Kraft, je nachdem es dem Willen oder dem Verlangen entspringt, und wirkt demnach auf den moralischen und mentalen Charakter oder auf die Begierden-Natur zurück. —

Das Verursachen von physischem Glück durch eine Handlung ist eine physische Kraft und wirkt auf der physischen Ebene.

Durch seine Handlungen beeinflußt der Mensch seine Nebenmenschen auf der physischen Ebene; er verbreitet Glück oder Trübsal um sich her und vermehrt oder verringert dadurch die Totalsumme der menschlichen Wohlfahrt. Diese Vermehrung oder Verminderung des Glücks kann nun sehr verschiedene Motive haben, entweder gute oder schlechte, oder solche, die weder das eine noch das andere sind. Es kann ein Mensch aus reinem Wohlwollen, aus Bedürfnis, seine Mitmenschen glücklich zu machen, einen Akt begehen, der vielen Menschen Freude bereitet.

Nehmen wir z. B. an, es stelle einer aus diesem Beweggrund den Bewohnern einer Stadt einen Park zur freien Verfügung; ein anderer mag einen ähnlichen Akt begehen, aber aus reiner Prahlerei, aus Verlangen, die Aufmerksamkeit derer auf sich zu lenken, die ihm eine gesellschaftliche Auszeichnung verschaffen können — oder sagen wir, er mag so etwas thun, um sich dadurch einen Titel zu verschaffen; ein Dritter mag einen Park stiften aus gemischten Beweggründen, die teils selbstloser, teils selbstsüchtiger Natur sind.

Diese verschiedenen Motive werden jede in ihrer Weise die

Charaktere dieser drei Menschen in ihren zukünftigen Verkörperungen beeinflussen, im ersten Fall günstig, im zweiten ungünstig, und im dritten ziemlich merklos.

Die viele Menschen beglückende Wirkung solcher Spendung aber hängt nicht von dem Beweggrund des Spenders ab. Die Leute erfreuen sich des Parkes, gleichgültig, welcher Antrieb auch dieser Stiftung zu Grunde liegen mag, und diese der That des Stifters zu verdankende Freude liefert ihm ein karmisches Anrecht an die Natur, stellt eine Schuld dar, die ihm diese gewissenhaft zurückbezahlen wird. Es wird ihm eine physisch behagliche oder luxuriöse Umgebung zu teil werden, da er weiten Kreisen physische Genüsse bereitet hat, und sein Opfer an physischen Glücksgütern wird ihm die ihm gebührende Belohnung eintragen, die karmische Frucht seiner Handlung. Dies ist sein gutes Recht. Der Nutzen aber, den er aus seiner Stellung zieht, das Glück, das er seinem Vermögen, seiner Umgebung verdankt, wird hauptsächlich von seinem Charakter abhängen, und hier erwächst ihm wieder genau sein Lohn, denn „jede Saat trägt die ihr entsprechende Frucht". Wahrhaftig, die Wege von Karma sind gerecht. Dem Schlechten versagt es das Resultat nicht, das die gerechte Folge einer Segen spendenden Handlung ist, erspart ihm aber auch nicht die Verschlimmerung des Charakters als gerechte Ernte seines schlimmen Beweggrundes, so daß er mitten in seinem Reichtum unglücklich und unzufrieden bleibt.

Auch der Gute entgeht den physischen Leiden nicht, wenn er durch Handlungen, die zwar einem guten Beweggrund entspringen, aber verkehrt sind, physisches Elend verschuldet; das verursachte Elend wird ihm Elend in seiner physischen Umgebung bringen, allein der seinen Charakter verbessernde, gute Beweggrund dazu wird für ihn zu einer Quelle dauernden Glückes in ihm selbst werden, und er wird mitten in seiner Trübsal geduldig sein und zufrieden. Vieles Rätselhafte wird

uns klar, wenn wir diese Grundsätze auf die Thatsachen anwenden, die wir um uns her erblicken."

Nach den Lehren der großen Meister und Eingeweihten geht aus dem soeben Gehörten hervor, daß es nun *wohl* von großer Bedeutung für die „Persönlichkeit" des einzelnen Ego ist, ob der Mensch gut oder böse handelt, da er ja die Folgen seines Thuns unmittelbar auf sich nimmt. Der theosophisch Geschulte weiß daher, was er thut, wenn er, seiner besseren Einsicht entgegen, schlecht anstatt gut handelt. Meist also wird er *gut* wählen, sei es auch wieder nur aus nicht ganz edlen Motiven. Ich sage: meist, aber nicht immer. Denn nicht Jeder ist auf der Höhe angelangt, gut handeln zu *können*, selbst wenn er den Fehler einsieht und weiß, welche Folgen er für ihn haben wird.

Wir müssen uns hier wieder erinnern, wie vieler Inkarnationen wir benöthigen, um zur „Vollendung", zur „Kraft", zu gelangen. Wenn also ein Mensch der Sünde unterliegt, der Versuchung nicht widerstehen kann, so mag es sein, daß er gerade *diese* Erfahrung noch nicht gemacht hat, *dieser* Versuchung noch nicht gewachsen ist.

Deshalb auch sollen die, welche in der speziellen Richtung weiter vorgeschritten sind, solch einen Sünder nicht verdammen, sondern bemitleiden — ihm zu helfen suchen und sicher sein, daß diese Hilfe seine „höhere" Natur erreicht und darin wirkt, so, daß mit der Zeit der Kampf gegen die Versuchung beginnen und endlich das höhere „Ego" über die niedrigere Persönlichkeit siegen wird. Wir alle haben diese Kämpfe wieder und immer wieder durchzumachen: je öfter wir siegen, je schneller gehen unsere Schritte nach aufwärts; je besseres Karma schaffen wir.

Recht ist nur, was die Entwicklung der Seele fördert,

nach Annie Besant: „was die Stärkung der höheren Natur des Menschen und die Erziehung und Unterwerfung der niederen Natur anstrebt; Unrecht ist das, was die Evolution verlangsamt, was die Seele auf den niederen Entwicklungsstufen zurückhält."

Gedankenformen.

Zum Karmen-Schaffen gehört aber außer unserem Thun noch unser Denken! „Gedanken sind Formen." Es ist durchaus nicht gleichgültig, wie umd was wir denken; denn ein Gedanke, der wirklich scharf und präzise gedacht, mit Energie festgehalten wird, ist ein Ding, so materiell thätig wie irgend eine Handlung. Jeder nur irgend ein wenig Geschulte hat es hundertmal an sich selbst erfahren, wie ein scharf gedachtes Bild leicht auf einen anderen übertragbar ist; dem Gedankenleser z. B. stellen sich diese Formen als Bilder dar, die er vermöge seiner Gabe abliest.

Französische Gelehrte, z. B. A. Rochat, haben bereits Versuche gemacht, die gelungen sind, scharf gedachte Bilder zu photographieren. Die Experimente sind eminent interessant und werden den westlichen Völkern zeigen, daß die alte östliche Weisheit mit ihren Behauptungen wieder einmal recht hat.

So wird z. B. ein starker Gedanke der Liebe sowohl auf denjenigen, der ihn aussendet, segensreich zurückwirken, wie er, durch die von ihm gebildete Gedankenform im allgemeinen Gutes, Segensreiches stiftet. Umgekehrt wird ein Gedanke des Hasses grimmige, Böses erzeugende Formen im Astralen bilden, die auf andere, dafür empfängliche Menschen zum Schlimmsten anreizend wirken können, und durch das Böse, was diese nun thun, wird wiederum das künftige Karma des ursprünglichen Gedankenaussenders beeinflußt werden.

Jeder Gedanke ist demnach eine Kraft, welche Schwingungen in Bewegung setzt, über deren Wirkungen wir keine Macht mehr haben, und welche Wirkungen zuletzt auf uns selbst zurück gehen.

Es heißt in den Upanischaden: „Der Mensch ist ein Geschöpf des Denkens; das, worüber er in diesem Leben nachdenkt, wird er im nächsten Leben selbst."

Diese Gedankenformen sind es nun auch, welche uns oft unsere Gefährten in einer zukünftigen Wiederverkörperung erwirken. Die indische Lehre, wie A. Besant citiert, sagt darüber: „Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß während ein Mensch sein eigenes individuelles Karma schafft, er sich dadurch gleichzeitig auch mit anderen verbindet; auf diese Weise ein Glied wird verschiedener Gruppen oder Verbände, einer Familie, einer Nation, einer Rasse — und als solches Glied an dem Kollektiv-Karma aller dieser Gruppen teilnimmt." — Es sind daher nicht nur Handlungen, nicht nur unsere Thaten, sondern ebenso unsere Gedanken die Schöpfer unserer Beziehungen in einer späteren Inkarnation.

Es heißt in der uralten Weisheit: „Auf diese Weise werden die Bande geknüpft, welche die Menschen in späteren Leben zu guten oder bösen Zwecken mit einander verbinden, welche uns mit Verwandten, Freunden und Feinden umgeben, welche Helfer und Gegner in unseren Lebensweg bringen, Menschen, die uns schädigen oder Gutes erweisen, Menschen die uns lieben, ohne daß wir in diesem Leben etwas gethan hätten, sie für uns einzunehmen, und solche, die uns hassen, ohne daß wir in diesem Leben etwas gethan hätten, diesen Haß zu rechtfertigen — und wenn wir diese Ergebnisse gründlich durchdenken, so wird uns ein großes Prinzip klar — nämlich das, daß unsere Gedanken, während sie in ihrer Wirkung auf uns selbst

unseren künftigen Charakter hervorbringen, durch ihre Wirkung auf andere, die Genossen unserer Zukunft bestimmen."

Hieraus auch erklären sich jene sonst oft so unfaßbaren Sympathien und Antipathien bei ersten Begegnungen zweier Menschen.

Außer Gedanken und Handlungen sind es aber auch unsere Begierden, welche die Zukunft beeinflußen. Je mehr wir Begierden und Leidenschaften nachgeben, je mehr werden sie den Ort und die Umgebung schaffen helfen, in welche wir einst hineingeboren werden. Es heißt: „Der Mensch wird seinem Begehren entsprechend zur Welt kommen." Wer also seinen Begierden gestattet, sich auf niedrige, gemeine Dinge zu richten, der wird sich eine Umgebung damit schaffen, wo solche Dinge ebenfalls gepflegt werden. Wer sein Aspirationen, seine Wünsche und sein Begehren auf das Höchste richtet, schafft sich damit eine entsprechende Umgebung. Je öfter wir daher unsere „Begierden" besiegen, je vorsorglicher handeln wir für unsere Zukunft: — denn die Menschen, die uns dann umgeben werden, hegen die gleichen Wünsche und Bestrebungen: „Gleich und gleich gesellt sich gern."

Liebe.

Begehren und Kampf gegen Leidenschaften sind aber durchaus nicht absolut zu verwerfen; der Kalte, nichts Wünschende, weil nichts Empfindende, ist schlimmer daran, als der seinen starken Leidenschaften in den Anfangsjahren seines jeweiligen Lebens Nachgebende. Er wird durch das ihm aus seinen Leidenschaften und Kämpfen erwachsende Leid Erfahrung sammeln und endlich siegreich überwinden. Darauf bezüglich sagt Christus: „es ist mehr Freude im Himmel über einen

bekehrten Sünder, denn über zehn Gerechte", und an anderer Stelle: „es wird ihr viel vergeben werden, denn sie hat viel geliebt".

Sünde, durch Liebe erzeugt, sei diese Liebe auch welcher Art sie wolle, wird von allen großen Religionslehrern als die verzeihlichste der menschlichen Irrungen hingestellt, da immer wieder betont wird: nur Kaltherzigkeit, Lauheit ertötet die Seele. Liebe ist die erste göttliche Kraft: — aus ihr allein entspringt alles Große. Schreitet der Mensch auf der Erkenntnis der Liebe so weit vorwärts, daß er liebt ohne jeden Anspruch auf Gegenleistung, daß er in Wahrheit den Nächsten liebt, wie sich selbst, „Atman-Braman" im Menschen erkennt, liebt mit jener klaren, erhabenen, krystallreinen Liebe, die alles versteht, alles verzeiht, alles mitempfindet — der hat den größten Schritt vom Menschlichen zum Göttlichen — zum Buddha gethan. Der auch wird sein „Begehren" überwunden haben.

Wieder möchte ich Annie Besant erwähnen, wenn sie sagt: „Das Begehren ist demnach das bindende Element im Karma; sobald die Seele aufgehört hat, irgend etwas zu begehren, was ihr die Erde oder der Himmel bieten kann, zerreißt auch das Band, das sie auf das Rad der Wiederverkörperung flicht, das sich durch die drei Welten dreht. Handeln an und für sich besitzt nicht die Macht, die Seele festzuhalten, denn mit der Vollendung der Handlung gleitet diese in die Vergangenheit. Das immer wieder erneuerte Verlangen nach der Frucht aber facht die Seele beständig zu neuer Thätigkeit an und schmiedet fortwährend neue Ketten." Und weiter:

„Der Fromme, welcher, dem Gebot aller großen Religionslehrer gehorchend, Böses mit Gutem vergilt, tilgt unbewußt ein in der Gegenwart erzeugtes Karma, das sonst in der Zukunft zum Ausbruch käme. Niemand kann ein Band des Hasses mit ihm flechten, wenn er es ablehnt, zu diesem Geflechte Strähnen des Hasses zu liefern und jede Kraft des Hasses beständig durch eine solche der Liebe aufzuheben sucht.

Sobald eine Seele nach allen Seiten hin nur Liebe und Mitleiden ausstrahlt, findet ein Gedanke des Hasses keinen Halt, um sich an sie anzuhängen: „Der Fürst dieser Welt komme und finde nichts in mir." Alle großen Lehrer kannten dieses Gesetz und gründeten ihre Vorschriften darauf."

Mit dem Aufhören jeglichen Begehrens würde aber auch der „Wille zum Leben" aufhören, und der so alles Irdische Überwindende würde zum Buddha. Für ihn wäre die Kette der Wiederverkörperungen auf dieser Erde vollendet.

Wir wollen uns, um nicht alles bereits Gesagte noch einmal zu rekapitulieren, in Kürze nur erinnern, wie sich die „Evolution" eines Ego vollzieht: von dem Augenblick an, wo die Loslösung oder besser, um keine irrige, also materielle, Vorstellung zu erwecken, die Ausstrahlung des Logos zur Monade stattfindet.

Das Heruntersteigen dieses Gottfunkens durch alle höheren Reiche bis zur Erde, hier das Verkörpern in die uranfängliche Zelle bis zum Hinaufsteigen durch alle Naturreiche dieser Erde zum Menschen und dessen Fortentwicklung zur letzten Möglichkeit des Menschen: zum Buddha; dem Meister — Mahatma — Christus. —

Erinnern wolle man sich ferner, daß diese „Neuschaffung", wenn man es so nennen kann, immerfort stattfindet, daß in jeder Sekunde diese Entstehungen ihren Fortgang nehmen und so lange andauern, wie ein „Weltentag" anhält, d. h. viele, viele Millionen von Jahren — bis auch diese ganze Welt, der wir zugehören, ihre Evolution für dies eine Mal beendet hat und in die „Weltennacht" zurücksinkt, auf ihren neuen Morgen harrend. „Manvantara" ist der indische Name solch eines Weltentages.

Wenn wir uns dies stets gegenwärtig halten, so verstehen

wir das sonst so unfaßbare Rätsel der ungeheuren Verschiedenheit der Menschen, ihrer Begabung, Bildungsfähigkeit, Leidenschaften und daher ihres Karma, ihrer Lebensstellungen und Schicksale.

Der theosophische Gottesbegriff.

Da es in der Entwicklung keine Sprünge giebt, sondern jedes Ego langsam den steilen Weg aufwärts zu erklimmen hat, so ist auch jeder an den Platz gestellt, der ihm vermöge seines vergangenen Seins zukommt. Murren gegen sein Schicksal, Auflehnen gegen die gegebenen Verhältnisse, neidische Mißgunst gegen Bessergestellte werden dem theosophisch Gebildeten nicht einfallen. Weiß er doch, daß all dies sein eigenstes Werk, das Resultat seines Wirkens in That und Gedanken ist.

Diese große Gerechtigkeitslehre kennt nur die Theosophie. Theosophie ist kein Gottesleugnen, wie oft fälschlich behauptet wird. Aber für den Theosophen ist „Gott" ein zu hoher, erhabener Begriff, als daß er Ihn so herabwürdigen könnte, Ihn mit allen Kleinlichkeiten des täglichen Lebens zu behelligen.

Sich zu Ihm zu erheben, ist das Höchste, dessen der Mensch fähig ist. Aber Ihn zu sich herabziehen — Ihn zu einem strafenden oder belohnenden „Herrn Lehrer" zu machen, der mit der Rute in der Hand oder mit der Tüte voll Zuckerzeug dem Thun seiner Menschlein aufpaßt — solches weist die Theosophie von sich. Wir alle haben genug Gott in uns, um selbstschaffend, selbsthandelnd — aber dafür auch selbstverantwortlich — zu sein.

Wie hoch die Theosophie den Gottgedanken stellt, ist am herrlichsten mit den Worten der Upanischad auszudrücken:

„Als das Wahrhaftige, die Realität, soll man das Brah-

man verehren. Ja, fürwahr aus Wille ist der Mensch gemacht, und welchen Willens er aus dieser Welt scheidet, nach diesem Willen wird er, in jene Welt hinübergehend, gestaltet. Ja, den Atman (das siebente Prinzip, Göttlichkeit) soll man verehren; Geist ist sein Stoff, Leben sein Leib, Licht seine Gestalt, das Unendliche sein Selbst. Nach Wunsch sich gestaltend und schnell, wie der Gedanke, wahrhaften Vorsatzes wahrhaften Beschlusses, alle Weiten erfüllend, alle Welten durchdringend, schweigend, unbekümmert.

Er ist des Lebens Seele, er ist meine Seele. Zu ihm von hier, zu dieser Seele, werde ich hinscheidend eingehen. Wem dieses wird, fürwahr, der zweifelt nicht."

Es ist daher richtig, zu sagen: „In der Theosophie heben wir den Menschen zu Gott empor; wir sagen, Atman ist Brahman. In der exoterischen (äußerlichen) christlichen Religion ziehen wir Gott herab, indem wir ihn zu einem menschenähnlichen, mit allen Menschenschwächen behafteten Wesen machen das gelobt und gepriesen sein will und danach, ob ihm dies genügend geschieht, handelt, straft oder belohnt."

Und an anderer Stelle dieser höchsten der indischen Lehrbücher heißt es: „Manas (das fünfte Prinzip, die Menschenseele) ist eine Ausstrahlung des Atman (des siebenten Prinzipes), das wiederum eine Ausstrahlung des Brahman — Gottes ist." — Zu der Lehre von der Wiedergeburt sagt einer der ältesten, größten der indischen Meister, Yajinnavalkya: „Je nachdem einer handelt, je nachdem er wandelt, wird er geboren; wer Gutes that, wird als Guter geboren; wer Böses that, wird als Böser geboren; heilig wird er durch heiliges Werk, böse durch böses. Je nachdem er das Werk thut, danach ergeht es ihm."

Soviel über „Karma". Aus dem Gesagten geht hervor, wie eng die Karmalehre mit der

Reïnkarnation, der Wiederverkörperung,

zusammenhängt. So, daß aus dem bisher Gegebenen schon die Hauptpunkte dieses wichtigsten theosophischen Grundprinzipes klar geworden sind, und wir uns nun der Reïnkarnation wieder zuwenden können.

Wir haben gesehen, weshalb die jedem Denkenden auffallenden, enormen Unterschiede der Begabungen entstehen, daß diese Unterschiede eben solche der Evolution jedes einzelnen Ego sind, sozusagen die Altersverschiedenheiten der Monaden.

Die „uralte Weisheit" sagt darüber: „Wir können in historischen Aufzeichnungen so weit zurückgehen, als wir mögen, und wir werden stets eine den höchsten Zielen zustrebende Intelligenz und krasse Ignoranz (Gleichgültigkeit gegen alles Ideale) dicht neben einander finden; die uns noch weiter zurückführenden okkulten Aufzeichnungen brächten uns Ähnliches von den früheren Jahrtausenden der Menschheitsgeschichte. Dies darf uns nicht zu dem traurigen Gedanken verleiten, als ob etwa die einen im Kampf ums Dasein ungebührlich begünstigt, die anderen ungebührlich belastet worden wären.

Auch die hochfliegende Seele hatte ihre Kindheit und Jugend, obschon vielleicht in früheren Welten, in denen andere Seelen ebenso hoch über ihr standen, als heute andere unter ihr stehen; die heute niedrigste Seele wird den Punkt erklimmen, auf dem heute die höchste steht, und noch ungeborene Seelen werden dann ihre gegenwärtige Stelle in der Evolution einnehmen."

Wir wollen, um die Sache einfacher verständlich zu machen, einen Menschen unserer heutigen Rasse annehmen, der nach seinem letzten irdischen Sterben bis zur höheren Devachanebene aufgestiegen ist, und dessen unteres Manas (das ihn noch mit der Erde verbindende Prinzip) sein Ego zur Wiederverkörperung

drängt. — Wir haben gesehen, wie die Handlungen und Gedanken, Leidenschaften und Begierden des einen Lebens (oder besser, das Resultat von vielen tausend vergangenen Leben) den neu zu formenden Charakter, die äußeren Umstände des wieder zu verkörpernden Menschen, seine Umgebung, Familie, Nation und alle seine Beziehungen bestimmen.

Eine sich zur Wiederverkörperung eignende Seele wird vermöge ihrer Vergangenheit und ihrer in dieser Vergangenheit erworbenen Eigenschaften sich zu einer Nation gedrängt sehen, die ihr den zur Bethätigung dieser Eigenschaften geeigneten Wirkungskreis bieten kann, zu einer Familie, die ihr den für ihre Eigenart passenden Körper schaffen kann.

Es wird daher meist vorkommen, wenn Familienglieder eng bis zum Sterben verbunden blieben und nicht sehr verschiedene Wege der Entwicklung in einer Existenz durchlaufen haben, daß sich diese selben Menschen in einem nächsten Leben wieder zu einer Familie zusammenfinden. Tritt eines ihrer Mitglieder weit heraus aus dem Rahmen, der die Familie in der Form äußerer Umstände oder geistiger Entwicklung umspannt, so wird dieses Ego, sowie bereits im vergangenen, irdischen Dasein, auch im neuen, seine eigenen, anderen Wege wandeln, andere Gefährten, eine andere Umgebung und andere Familie zu seiner Fortentwicklung benötigen und demnach erhalten.

Mann oder Weib?

Einen Unterschied wird es machen, ob das in Frage stehende Ego bei seiner erfolgenden Wiederverkörperung als männlicher oder weiblicher Mensch in die Erscheinung tritt. Denn nach den Geheimlehren der großen Meister wechselt diese Daseinsform ungefähr nach je drei bis sieben Leben. Da jede

Seele alle vorhandenen Erfahrungen auf jeder Welt durchzumachen hat, so braucht es wohl kaum einer Erwähnung, daß eben jeder Mensch so und so oft als Mann und so und so oft als Weib seinen Erdenlauf durchgehen muß.

Daher erklären sich jene uns begegnenden Wesen, die, äußerlich Männer, mit halb oder oft ganz weiblichen Charakteren, Anlagen und Vorlieben begabt sind, und, umgekehrt, Frauen, die absolut männlichen Geistes, Charakters und Geschmackes sind. Diese Individualitäten sind nach mehreren, als Mann oder Frau durchlebten Existenzen zum ersten Male wieder anderen Geschlechtes und finden sich noch nicht zurecht im Neuen, Ungewohnten, bringen noch die ihnen unbewußt anhaftenden Erinnerungen der früheren Eigenschaften und Anlagen mit. Wer kennt sie nicht, solche Menschen, die sich meist sympathischer erweisen, wenn in der männlichen Form mit weiblicher Seele, denn als sogenannte Mannweiber? Oft sogar prägt sich dieser Dualismus auch in der äußeren Erscheinung aus und wirkt dann ein wenig lächerlich oder gar, wenn sehr stark hervortretend, abstoßend; vornehmlich auf jene Naturen, welche in ihren jeweiligen Geschlechtseigenschaften bereits erstarkt und, sozusagen, stolz darauf sind.

Es wäre interessant, diese dualistischen Wesen von ihrer vorgeburtlichen Devachanexistenz an beobachten und verfolgen zu können. In dem jüngst vergangenen Leben haben sie jedenfalls durch Wünsche und Thaten sich ein dem des anderen Geschlechtes ähnlicheres Karma geschaffen.

Nehmen wir zu einem Beispiel unsere Zuflucht, das freilich hier, wo es sich um ein so zartes und schwer zugängliches Feld handelt (nur der bereits zum Höchsten Entwickelte und Eingeweihte könnte die ganze Wahrheit darüber erschauen) nur hypothetisch bleiben kann: eine Seele, die in ihrer letzten Lebensaufgabe weibliche Form hatte; eine Seele, die bereits viel an Intelligenz, Talenten und edlen Eigenschaften auf ihrer Er-

fahrungsbahn gesammelt hatte, — also eine hochstehende Frau gewesen ist.

Ihr Devachanzustand wird — wie Sinnett in seinem esoterischen Buddhismus nach den Lehren eines großen Eingeweihten es giebt: „ihr alle getäuschten Hoffnungen, Bestrebungen und Träume verwirklichen". Wenn der Zeitpunkt der Reïnkarnation herankommt, d. h. wenn die Notwendigkeit des sowohl persönlichen, wie allgemeinen Karmas es erheischt, daß auch *diese* Seele wieder in das Weltgetriebe eingreift, so wird ihr Wünschen und die in ihrem verflossenen Dasein verübten Thaten nach der Mannwerdung hindrängen, und sie wird suchen, in eine ihren Bedürfnissen angepaßte Familie, Umgebung u. s. w. hineingeboren zu werden.

Als ein Knabe also wird sie zur Welt kommen. (Ist nicht dieser Ausdruck in der deutschen Sprache „zur Welt kommen", ein recht zu unserer Darstellung charakteristisch passender? „*Zur* Welt", oder „auf die Welt" kommt die Seele. Sozusagen, auf Besuch — nicht in ihr eigentliches Heim; nur um sie bald wieder zu verlassen.) — Dieser Knabe wird zart, mit mädchenhaft weichen Zügen, bleiben und in seinen Anlagen noch allerlei weibliche Fähigkeiten zeigen. Solche Wesen werden vielleicht anfangs anschmiegender und zärtlicher sein, als Buben es sonst sind — und, so lange sie als *Kinder* in einer Familie leben, sich auch glücklich fühlen — ihren Dualismus noch kaum empfinden.

Die Talente und Beschäftigungen der früheren Existenzen zeigen sich in einer ausgesprochenen Begabung für Poesie, Musik oder Malerei. Selten wird ein solcher Jüngling für einen *rein* männlichen Beruf Lust und Vorliebe beweisen.

Trauriger, — und je höher die Persönlichkeit bereits steht, desto bedrückender wird diese Eigenart empfunden — stellt sich meist die sexuelle Veranlagung und daher erotische Neigung solcher dualistischer Wesen. Es ist hier nicht der Ort, auf diese

Dinge im einzelnen einzugehen; aber vieles von dem, was die Wissenschaft mit dem Namen: „konträre Sexualempfindung" bezeichnet, was thörichterweise das Gesetz bestraft, erklärt sich dem eingeweihten Theosophen auf diese natürliche Weise. Einem solchen, noch nicht in seine „Männlichkeit" eingewöhnten Wesen wird das Weib keine Reize bieten, das eigene Geschlecht wird ihm noch verführerischer, anziehender erscheinen, während gerade wieder solche Männer zum reinen Freundschaftsbunde sich mehr zu Frauen hingezogen fühlen.

In *späteren* Jahren verlieren sich oft diese Merkmale, — die Zeit der Gewöhnung gleicht den Dualismus aus, und *alte* Menschen bieten uns nur mehr selten diesen Typus in ausgesprochener Form.

Dieselben Vorzüge und Fehler — wenn man bei so natürlichen Vorgängen sich derartiger Ausdrücke bedienen kann, — zeigen sich, wo der Fall umgekehrt liegt: wenn ein durch lange Jahrtausende Mann gewesenes Ego zur Frauenexistenz karmisch gedrängt wird. Wieder wird der Sprung in der Natur nicht plötzlich gemacht.

Dieses Ego wird in seiner letzten Manneseristenz wohl schon öfter die Vorzüge eines reichen Frauenlebens gewünscht, beneidet haben. Vielleicht auch hatte ihn sein Karma bewogen, sich in mehr weiblichen Leistungen zu erproben.

Setzen wir z. B. den Fall eines Mannes, dessen Gattin bei der Geburt eines Kindes starb, und der aus großer Liebe sich ganz der Pflege und Erziehung dieses Kindes widmet, der alles Milde, alles Mitleid, welches eine solche Aufgabe erfordert, in sich aufleben läßt und nach so erfülltem Zweck aus dem Leben scheidet. Daß dieses Ego in seiner nächsten Inkarnation als tüchtige, wenn auch vielleicht ein wenig männliche und strenge Frau „zur Welt" kommt, ist leicht zu denken.

Oder ein anderer Fall: ein Mann, dessen Geschmack und

Begabung in einer sonst rauhen und wilden Zeit (man denke, daß zwischen den Reïnkarnationen lange Reihen von Jahren liegen) sich der Poesie oder einer sonstigen zarten, künstlerischen Beschäftigung zuneigte, im übrigen aber ein stark sinnliches, den Freuden der Erotik nicht abholdes Leben geführt hat, dessen Devachan ihn hinausführte aus seiner rohen, brutalen Umgebung in feinere Zustände und mildere Sitten, — der wird nun seine Geburt in unserer Zeit, als Frau, in unserer Civilisation erleben.

Jedoch nicht wahrhaft weiblich wird dies Wesen wirken. Ein „wildes Mädel" sagen die erstaunten Eltern und Basen, und „wild" wird, trotz aller hohen Begabung, die man ihm sonst auch nachrühmen mag, dieses Weib noch lange im diesmaligen Leben bleiben, bis auch hier die Leiden der Welt und das Sichgewöhnen in der Welten Brauch und in seine jetzt auszulebende Weiblichkeit es zu einem mehr „normalen" umbilden werden.

Gar viele andere Beispiele ließen sich anführen, diese eigentümliche Seite unserer Frage zu erklären. Lassen wir es genügen. Jeder Denkende vermag sich selbst davon genug zusammen zu stellen, wenn er mit offenen Augen um sich schaut.

Noch einer Erwägung ist hier zu begegnen; der oft aufgeworfenen Frage: weshalb zeigen sich große Genies oder gar Meister und Adepten im Sinne von Religionsstiftern und Gesetzgebern fast niemals in der weiblichen Form?

Darauf ergiebt sich die Antwort leicht: wir haben gesehen, daß der jeweilige, zur Wiederverkörperung gewählte Körper nur das Instrument ist, welches das Ego benützt, um sich auf die, ihm geeignetst erscheinende Weise zu manifestieren.

Die seit Jahrhunderten gepflogene Unterdrückung der Frau, namentlich bezüglich jeder geistigen Arbeit, ihre gewaltsame Beschränkung auf die engeren Gebiete der meist manuellen Beschäftigungen in Haus und Geschäft haben ein Gehirn aus-

gebildet, welches dem des männlichen Geschlechtes in vielen Dingen und im allgemeinen nachsteht; d. h. die höchstbegabte Frau wird auf vielen Gebieten dem höchstbegabten Manne, doch nur diesem nicht gleichkommen. Ein solches Gehirn wird demnach nicht brauchbar sein für die Zwecke, um derentwillen das Genie zur Wiederverkörperung schreitet. Ausnahmen zeigen sich dennoch, selbst unter so erschwerenden Umständen immer von Zeit zu Zeit.

Und nicht allein das Gehirn, sondern der ganze weibliche Organismus ist so gefügt, daß, wer einmal den karmischen Lauf seiner Inkarnationen vollendet hat, und nur noch um hoher, die Menschheit fördernder Ziele willen „zur Welt kommt", sicher nicht gern einen derartig zarten, anderen Zwecken gewidmeten Körper, wie es der weibliche ist, zur Manifestation aussuchen wird.

Im Laufe der Inkarnationen, als karma-sammelndes und karma-auslebendes Wesen, kann das Ego vielleicht noch mehr in der weiblichen als in der männlichen Form lernen und sich durch Leid in der Lebensverneinung üben.

Als Sieger jedoch in der Kette der irdischen Lebensläufe, als Eingeweihter und Adept, als Gottmensch, der aus Mitleid und Liebe zur Menschheit herabsteigt, ihr thatkräftig beizustehen, ein „Helfer" in geistiger Not, wird das Ego sicher kein so schwaches ungeeignetes Instrument erwählen, wird zur „Weibwerdung" nicht wieder schreiten.

Wunderkinder.

Auch die Erklärung des sogenannten Wunderkindes findet hier ihren Platz: Wenn große Fertigkeiten oder Talente in einem Leben gesammelt wurden und aus irgend einem für uns

nicht zu durchschauenden Grunde die Individualität diese nicht alle in einem Dasein auszuleben vermochte, so werden sich diese bei dem neugeborenen Individuum schon oft im frühesten Kindesalter wieder zeigen: Das Ego erinnert sich und benützt.

So hat Mozart schon im zartesten Kindesalter Bedeutendes, sowohl als Virtuose, wie als Komponist geleistet — in einer Familie von zwar gutgebildeten, aber durchaus nicht hervorragenden Musikern. Mit körperlicher Vererbung allein wird man ein derartiges Genie nicht erklären können.

Annie Besant sagt hierüber: Uralte Weisheit, S. 234: „Wir haben in Betracht zu ziehen, daß das Genie als solches weder Eltern, noch Kinder zu haben pflegt, daß es plötzlich, einsam auftaucht und nicht als der Höhepunkt einer allmählich aufsteigenden Familie; für sich selbst meistenteils steril, oder, wenn ihm ein Kind geboren wird, so ist es ein Kind des Körpers, nicht des Geistes."

Man denke an Goethe, Schiller, Lessing, Kant, Schopenhauer, Byron, kurz an alle unsere großen Geistesheroen; nur in der bildenden Kunst ist hiervon öfter eine Abweichung zu bemerken; Musik und Malerei scheinen zu ihrer Ausübung eines besonderen Nervensystems zu bedürfen, und dies wird durch Vererbung geschaffen, daher Wesen, welche sich als derartige Künstler auf Erden inkarnieren wollen, oftmals eine durch lange Züchtung hierfür geeignete Familie suchen werden.

Die Familien Bach, Kaulbach und manche andere wären Beispiele hiefür, doch auch sie bilden die Ausnahme.

Das Genie, wie das Wunderkind, treten meistens in dafür ganz unvorbereiteten Familien auf, die dann staunend diese, sie und ihresgleichen weit überragende Größe bewundern — oder verdammen.

Die „uralte Weisheit" erzählt einige interessante Fälle derartiger „sich erinnernder" Wunderkinder. Sie sagt: „Nehmen wir als Beispiel dasjenige Kind, das später Dr. Young wurde,

der Entdecker der Schwingungstheorie des Lichtes; als zweijähriges Kind konnte er schon fließend lesen; ehe er vier Jahre alt war, hatte er schon zwei Mal die Bibel durchgelesen; mit sieben Jahren begann er Arithmetik.

Ein paar Jahre später finden wir ihn Lateinisch, Griechisch, Hebräisch, Mathematik, Buchführung, Französisch, Italienisch und die Konstruktion des Teleskopes bewältigen und sich an der orientalischen Litteratur ergötzen. Mit vierzehn Jahren unterrichtete er die anderen Knaben."

Sir William Rowen Hamilton zeigte noch größere Frühreife. Er fing schon an hebräisch zu lernen, als er drei Jahre alt war, und mit sieben Jahren that über ihn ein Professor der Dubliner Universität den Ausspruch, er besitze von dieser Sprache mehr Kenntnisse, als viele Kandidaten der Universität. Mit dreizehn Jahren beherrschte er dreizehn Sprachen, darunter, außer den klassischen und modernen europäischen, das Persische, Arabische, Sanskrit, Hindustanische, ja sogar das Malaische.

Als er achtzehn Jahre alt war, äußerte sich Dr. Brinkley (kgl. Professor der Astronomie in Irland) über ihn: „Dieser junge Mann wird, nein, ist bereits jetzt schon, der erste Mathematiker unserer Zeit." Auf der Hochschule war seine Laufbahn eine noch nie dagewesene. Unter allen war er immer der erste in allen Fächern und bei jedem Examen. Hierzu fügt A. Besant die Bemerkung: „Der nachdenkende Leser vergleiche nun solche Knaben (wie sie ja immer zu allen Zeiten vorkommen) mit einem halben Idioten oder selbst mit einem Durchschnittskinde, er bedenke, wie sie, mit solchen Vorzügen ausgestattet, in die Welt treten und zu führenden Geistern werden, und frage sich dann selbst, ob solche Seelen keine Vergangenheit hinter sich haben müssen."

Und später: „Die auffallende Unähnlichkeit, die sich bei Menschen von ungefähr gleicher intellektueller Kraft in Bezug

auf die Aneigung besonderer Arten von Kenntnissen findet, deutet ebenfalls auf Reïnkarnation hin." —

Bestimmung der äußeren Umstände.

Wir haben bereits bei der Karmalehre gesehen, welche Faktoren mitsprechen, wenn es sich um die äußeren Umstände dessen handelt, der zur Wiedergeburt gelangt. Der, welcher vielen Menschen Gutes erwiesen, wird dies durch ein Karma von günstigeren äußeren Umständen belohnt sehen, selbst wenn er die Wohlthaten aus selbstsüchtigen Zwecken erwiesen hat.

Daher finden wir so oft Reiche, von denen wir sagen: „wie ungerecht, daß dieser kaltherzige, egoistische oder gar schlechte Mensch ein solches Wohlleben genießt, — während andere, gute Leute tief in der Not stecken."

Aber diese guten Leute waren vielleicht nicht so gut in ihrem einstigen Dasein, oder das Gute, was sie ihren Mitmenschen erweisen konnten, war ein nur geringes — so daß zwar dieses Mal ihre Moral, d. h. ihr inneres Glück, gefördert ist, sie vielleicht auch mit ihrem geringeren Besitz ganz zufrieden sind — aber sie erst in viel späteren Existenzen auch zum äußeren Glanz gelangen.

Ebenso verhält es sich mit dem Gegenteil: es kann einer in der besten Absicht, Gutes zu thun, entsetzliches Elend für eine größere oder kleinere Menge von Menschen schaffen. Dieses Elend, aus guten Motiven entsprungen, wird aber ebenfalls sein künftiges Karma beeinflußen: er wird innerlich, das heißt in seinem moralischen Sein, nicht dafür zu leiden haben, aber seine äußeren Umstände werden sich dadurch ungünstiger gestalten.

Nehmen wir wiederum ein hypothetisches Beispiel — dem

allerdings das Aussprechen eines anderen Gesetzes der Geheimlehre über Karma vorausgehen muß: Niemand, der nicht große Verbrechen auf sich ladet und dadurch sein Karma verändert, geht selbst in seinen äußeren Lebensverhältnissen zurück. Also, wer allmählich seinen Entwicklungsgang in höchste (jetzt nur vom weltlichen Standpunkte aus so gesprochen) Stellungen genommen hat, wird, außer er verändert, wie gesagt, durch schreckliche Handlungen seinen karmischen Lauf, wieder in solche oder noch höhere, äußere Umgebung hineingeboren werden; denn seine Thätigkeiten, Gewohnheiten, Verantwortungen u. s. w. weisen ihn dahin.

Nehmen wir also das Beispiel eines Herrschers, der in seiner Regierung zwar gut und mild gewaltet, aber durch irgend welche Einflüsterungen oder durch unrichtiges Beurteilen der Bedürfnisse seines Volkes einen Krieg heraufbeschworen hat, der grenzenloses Elend über Tausende von Menschen herbeigeführt.

Dieser Herrscher, der vielleicht schon während der Dauer seines damaligen Lebens unter der ihm richtig scheinenden, grausamen Maßnahme innerlich litt, wird in seiner neuen Inkarnation wohl wieder in gleich hoher, verantwortlicher Stellung geboren werden, aber er wird diese Verkörperung nicht in Glück zu Ende leben: vielleicht wird er im Jammer und Elend eines Krieges seine Krone einbüßen, oder er wird sein Volk im Aufruhr gegen sich und seinen Thron erstehen sehen, — kurz, er wird für das einst gesäete Elend Tausender auch sein Leben in Schmach und tiefem Leid enden müssen. Hat er nun aber in dieser neuen Inkarnation, ehe ihn sein Karma erreichte, nur Gutes für abermals Tausende zu schaffen vermacht, so wird sich mit diesem einen Mal sein böses Karma wahrscheinlich erschöpft haben, und äußerer, wie innerer Friede erwartet ihn bei einer nächsten Geburt. Dasselbe gilt natürlich für kleinere Verhältnisse.

Wir haben auch gesehen, wie sich die Wahl der Familie

und sonstiger menschlicher Umgebung bestimmt. Danach kann man als Prinzip aufstellen: Die Kinder gleichen den Eltern nicht, weil sie ihre Kinder sind, d. h. nicht, weil sie ähnliche Eigenschaften von ihnen ererbt haben, sondern weil sie den Eltern ähnlich sind, werden sie ihre Kinder — gehören sie in diese und keine andere Familie hinein.

Physische Vererbung, welche körperliche Funktionen und äußere Ähnlichkeiten hervorrufen, sollen durch diesen Lehrsatz keineswegs geleugnet werden. Sie bestehen — so lange wir Irdischen uns des Körpers, der Seele und des Geistes, der drei Haupt- und der sieben Unterprinzipien bedienen müssen — ebenso zu Recht, wie die seelischen und geistigen.

Gestaltung der geistigen Begabung.

Wir kommen nun zu einer anderen der so häufig aufgeworfenen Fragen: wie verhält es sich um die Geburt von Idioten, d. h. von Menschen, die ohne jede geistige Fähigkeit auf die Welt kommen? — welche Vergangenheit können sie haben? welche Erfahrungen können sie in ihrem diesmaligen Dasein sammeln?

Darauf werden sich zwei Antworten geben lassen: Erstens wäre es möglich, daß solch ein Wesen sich zum ersten Male in der menschlichen Form bethätigt und daher geistig kaum über dem Tier stehen kann. Doch wird dies der Ausnahmefall sein, da für den großen Wechsel der Erscheinung von Tier zu Mensch wohl meist andere, als unsere, im intellektuellen Sinne weit vorgeschrittenen Rassen und Kulturen gewählt werden.

Wahrscheinlicher wird sich die zweite Antwort stellen: daß das Karma der jeweiligen Eltern eines solchen mißgestalteten

Kindes dieses zu ihnen rief: die Strafe für irgend ein schweres, nur gerade so zu sühnendes Verbrechen. Vielleicht Kindesmord, Quälerei armer, der Verteidigung unfähiger Kinder — kurz, eines Verbrechens, welches das schwere Schicksal auf sie herabzwingt, ein solches Kind in ihrer Nähe, als eigenen Sprößling, pflegen und lieben zu müssen.

Aber auch hier zeigt sich die Möglichkeit, das heraufbeschworene Karma mit diesem einen Male zu verbessern. Denn gerade solche idiotischen, dem Fremden entsetzlich erscheinenden Kinder besitzen die Liebe der armen Eltern gewöhnlich in erhöhtem Maße; diese opfern sich für derartige Geschöpfe selbstlos auf und schaffen durch solch edle Liebe, die gänzlich auf Belohnung und Dankbarkeit verzichtet, ein künftiges günstiges Karma.

Eltern, die in ihren Kindern sich selbst lieben, deren Eitelkeit durch der Kinder Fähigkeiten befriedigt wird, die in späteren Jahren noch Dank aller Art dafür beanspruchen, daß sie die Pflichten der Eltern an ihnen erfüllt haben — können sich nicht messen mit solch armen, geschlagenen Familien, die ein halbes Tier, — um so schrecklicher, weil in äußerer Gestalt menschlich, — ihr Kind nennen müssen.

Da zeigt sich die allgewaltige Macht der Liebe, der es manchesmal nach Jahren sogar gelingt, einen Funken von Licht in dem umdüsterten Hirn eines solchen Wesens zu entzünden, zwischen Eltern und Kind ein Verständnis zu ermöglichen, dessen einzige Quelle die Liebe ist.

Das persönliche Karma eines solchen Idioten wird ihn ebenfalls wohl in diese Daseinsform zwingen, denn, wenn er auch, nach gewöhnlichem Ermessen, kein Bewußtsein seines traurigen Zustandes hat, so dürfen wir nie vergessen, daß nur sein Körper idiotisch ist, d. h. daß sein physisches Gehirn nicht im stande ist, die geistigen und seelischen Regungen des Ego wiederzugeben. Welche Qual gerade in diesem Gebundensein

für das in solcher Form verkörperte höhere, bewußte Ego liegt, ist ohne weitere Schilderung einzusehen; ihm ist der blöde Geist wie ein zerbrochenes Instrument, welches dem Künstler nicht mehr gehorcht.

Das totgeborene Kind.

Eine ebenfalls gar oft gestellte Frage betrifft das totgeborene Kind. Die Antwort könnte sich der denkende Leser nach allem bisher über Karma und Reïnkarnation Gesagte selbst geben. Aber um auch daran nicht ohne Erklärung vorüberzugehen, sei erwidert: Das zur Geburt drängende und sich danach sehnende Ego mag sich diese Umgebung, diese Familie erwählt haben, um neuen Lebenslauf anzutreten; aber Karma, das unerbittliche, mag eine schwere Last von Schuld aus früheren Daseinsformen für ihn zu verzeichnen haben und deshalb seinen Wunsch — zur Qual des auf Manifestation harrenden Ego — in der Geburt vereiteln.

Oder es mag sich für diesen — nur auf der physischen Ebene gebildeten Körper (von fruchtbaren Eltern rein körperlich gezeugt) kein Ego gefunden haben, was in diesen Körper, in diese Familie zu der bestimmten Zeit hineinpaßt, sich hineinwünscht.

Es wurde erst vor einiger Zeit von einem Eingeweihten auf eine ähnliche Frage (die Frage betraf sogar noch frühere Stadien der Menschwerdung, d. h. die in der Zeugung verloren gehenden Keime) folgendermaßen geantwortet:

„Bei der menschlichen Reïnkarnation haben wir es mit einer gewissen, festen, bestimmten Anzahl Wesen zu thun, welche, gewohnheitsmäßig auf einer anderen Daseinsebene lebend, es nöthig finden, sich in langen Zwischenräumen und jedes Mal

nur in sehr kurzer Zeit in der physischen Welt zu manifestieren. Es gehört sich offenbar, daß der normale Verlauf ihnen hiezu die Mittel gewährt, wenn sie danach verlangen. Wenn sie aber nicht danach verlangen, kann „von verlorenen Gelegenheiten" keine Rede sein.

Wir Männer und Frauen sind selbst auf unserer heutigen Stufe keine Erdbewohner, die beständig darauf hindrängen, wieder hierher zurückzukehren, sobald wir durch den sogenannten „Tod" zeitweilig entrückt wurden, und zu einem Beklagen „verlorener Gelegenheiten" bei jedem vielleicht geeignet gewesenen Körper kommt es gar nicht.

Wenn, wie die Frage sich ausdrückt, mögliche Menschenformen vorzeitig zu Grunde gehen, so hat das seinen Grund einfach darin, daß derzeit ein solcher Leib von keinem Ego verlangt wurde. Das kann, wie wir belehrt wurden, nicht bloß einzelnen Formen, sondern ganzen Menschenrassen passieren.

Wenn eine solche Form den jeweiligen Bedürfnissen der stets fortschreitenden Menschheit nicht entspricht, so lehnen es die Ego ab, so ungeeignete Leiber zu benützen, und die Verschwendung der Natur bewahrt sie mindestens davor, in unpassende Leiber hineingezwungen zu werden, da die Natur den Ego eine reichliche Auswahl Leiber zu Verfügung stellt. So sterben die Überbleibsel erschöpfter Rassen, die wir „Wilde" nennen, aus, und nicht Wilde bloß. In unserem eigenen, wie in anderen Ländern sind während des verflossenen Jahrhunderts viele der höchsten Namen und Familien ausgestorben. Es mag etwas abschreckend klingen, wenn man dies damit erklärt, ihre Mitglieder hätten ihre Nachkommenschaft so zu bilden beschlossen, daß kein menschliches Ego, selbst nicht das niedrigste, in ihr zu leben vermag, — und dennoch wäre dies der Wahrheit entsprechend." —

Und auf dieselbe Frage antwortet Bertram Keightley, einer unserer am weitesten Fortgeschrittenen: „Wir begehen

immer wieder den Irrtum, uns an die Form anzuklammern und ihrer Erhaltung die höchste Wichtigkeit beizulegen, und dieser Irrtum bildet eines der schwerstwiegenden Elemente in der „Täuschung", die unser Leben auf dieser Ebene so dicht umhüllt; er ist für die meisten so unüberwindlich, daß in der That nur Wenige die Wahrheit in Krischnas Erzählung zu würdigen wissen, „daß das Leben weder stirbt, noch geboren wird, daß es nicht tötet und nicht getötet werden kann."

Der „Kampf ums Dasein" in der Natur nebst all der grausamen Zerstörung, auf die die Frage anspielt, liegt daher gänzlich auf seiten der Form. Das Leben verfolgt, davon ganz unberührt, seine Entwicklungslaufbahn weiter, und der Natur Schrecken und Unbarmherzigkeit existieren nur für die, die nicht einmal im Geiste hinter den Schleier der Form zu dringen, noch zu verstehen vermögen, daß nur das Leben, nicht aber die Form das ewig Wesenhafte ist." —

Daß aber auch hier das Karma der Eltern mit ins Gewicht (und vielleicht nicht zum wenigsten) fallen wird, ist selbstredend. Es mag diese Geburt, d. h. das Leben eines solchen Kindes, in einer Familie von ungeheurer Wichtigkeit sein, indem vielleicht von ihm und seinem Dasein der große Besitz aller abhängt. Atemlos, in qualvollster Spannung harrt man auf dieses Kindes ersten Schrei — aber stumm und leblos erscheint das Erwartete — Jammer und Entsetzen, statt Jubel und Wonne begleiten seine stille Geburt — und seinen Tod.

Die Qualen der Mutter — die Hoffnungen des Vaters — umsonst. Karma läßt sich nicht täuschen: — es bringt die Frucht einer sicher einstmals gestreuten Saat.

Über Selbstmord und andere gewaltsame Todesarten.

Zu verhältnismäßig baldiger Wiedergeburt wird in den meisten Fällen der Selbstmörder gedrängt werden, wie jeder durch gewaltsamen Tod aus dem Leben Geschiedene. Das „Baldwieder-Eintreten in das Weltgetriebe" ist — außer im Notwendigkeitsfalle des Eingeweihten, niemals als ein Vorzug im okkulten Sinne zu betrachten. Der Seligkeitszustand des Devachan ist das Erstrebenswerte für den Menschen gewöhnlicher Entwicklung. Die Wiedergeburt ist stets ein Rückschritt im höchsten Sinne, da er den nach Nirvana, nach der Gottvereinigung Strebenden wieder hinunterzieht von der Mentalebene, wo ihm höheres Wissen geworden, in die Welt der Form, der Erscheinung, der Täuschung. —

Bei dem gewaltsam Getöteten ist es ähnlich wie bei dem früh verstorbenen Kinde: er hat sein Leben, sein Karma, nicht ausleben können und wird daher früher in das Karma schaffende Dasein dieser Welt wiederkehren müssen. Er wird, wie wir bei Besprechung von Kama-Loka, der Astralebene, gesehen haben, auch dort längere Zeit zubringen, als der auf normale Weise aus dem Leben gegangene Mensch: weil er dort, wenn auch nicht immer auf den niederen Sphären des Entsetzens, so lange verweilen muß, wie sein Erdenleben gedauert hätte, nach seinem wahren, nicht durch jene Gewaltthat abgeschnittenem Karma. Diese in Kama-Loka länger festgehaltenen Wesen sind im stande, von dort aus sich leichter durch Medien zu manifestieren, als jene, bald nach dem Tode in Devachan Eingehenden, für die das Irdische seinen Reiz, seine Lockungen verliert. (Ich erinnere an die im ersten Teil erwähnten „Geister": Little Maud Medora, Mary St. u. a.)

Mörder und Gemordete sind es auch, welche die Spukerscheinungen in alten Schlössern, Kirchhöfen u. s. w. bilden

weil sie erdgebunden bleiben, bis ihre „Seelen erlöst", d. h. bis sie in den Devachanzustand einzugehen vermögen.

Wenn auch das persönliche Karma (wahrscheinlich meistens aus einer früheren Existenz herrührend) diesen gewaltsamen Tod der gemordeten Persönlichkeit erheischte — so hat dieser „unnatürliche" Tod doch oft mit der diesmaligen Lebensführung und daher Karmaschaffung des gemordeten Individuums nichts zu thun.

H. P. Blawatzky sagt darüber, indem sie die Worte ihres Geheimlehrers anführt: „Das Opfer, ob gut oder schlecht, ist nicht verantwortlich für seinen Tod. Selbst wenn sein Tod durch eine frühere, seinem diesmaligen Dasein vorausgegangene Handlung verschuldet war, wenn dieser Tod, mit einem Wort, ein Akt der Wiedervergeltung war, so ist er doch nicht das direkte Resultat einer vollbewußten Handlung der diesmaligen Persönlichkeit während des Lebens, in welchem man ihn mordete. Wäre ihm ein längeres Leben erlaubt worden, so hätte er seine einstmals begangene sündhafte That erfolgreicher abbüßen können, so daß er nun, da er für die eingegangene Schuld bezahlt hat, von den Schlägen der wiedervergeltenden Gerechtigkeit („Karmas"), befreit ist.

„Er wird daher seinen höheren Astralzustand in einem traumlosen oder einem von glücklichen Träumen durchzogenen Schlaf zubringen bis zum Eingang in Devachan."

Für dieses Abschneiden des karmaschaffenden Daseins in einer Existenz wird daher eine schnellere Wiederverkörperung, als unter normalen Verhältnissen, an ihn herantreten. Der Wunsch und der vom Wunsch erzeugte Wille, das nicht ausgelebte Leben wieder aufzunehmen, verursacht die beschleunigte Reïnkarnation. Ebenso wird es sich mit denen verhalten, die im Krieg gefallen sind; meist jüngere Menschen, denen unter normalen Umständen ein langes thaten- also karmareiches Leben beschieden gewesen wäre.

Anders und trauriger stellt es sich für Selbstmörder. — Der Selbstmord gilt der theosophischen Geheimlehre als eine der schwersten Sünden: denn der Selbstmord wirft das Ego um so viele Stufen zurück auf der Leiter der Entwicklung, mit der einzigen Ausnahme, wo der Selbstmord ein Selbstopfer wäre (ein Fall, der fast niemals ganz klar, völlig selbstlos auftritt). Der Selbstmörder tötet sich in neunundneunzig Fällen von hundert, um dem Leben zu entgehen, den Zuständen, Leiden oder Kümmernissen, die ihn gerade umgeben oder ihm drohen, also seinem notwendigen Karma.

Er thut damit aber nichts anderes, als der Mann, der sich an Bord des sinkenden Schiffes erschießt, weil er sich vor dem Ertrinken fürchtet; d. h. er entgeht nicht nur nicht dem Leiden, das er flieht, sondern er häuft schlimmeres auf sich; unmittelbar: in Kama Loka, wo er für unendlich lange Zeit gerade jenes Leid durchzumachen hat, dem er entfliehen wollte, sich noch am Leben und in denselben Umständen wähnend; mittelbar: in einer, vielleicht in öfteren Inkarnationen, wo Karma das Gefürchtete, dem er entgehen wollte, genau dort aufnimmt, wo er es gewaltsam verlassen.

Die Theosophie zeigt also erstens: daß der Selbstmord in keiner Weise nützt, da der Unglückliche die Zustände, denen er entrinnen will, mit sich nimmt, gerade wie jemand, der, um einem ihm widerfahrenen, schweren Geschick oder den Folgen eines von ihm begangenen Unrechts zu entfliehen, den Ort wechseln wollte: er würde finden, daß er die Wirkung dieses Geschickes, seinen Schmerz, oder gar im zweiten Falle die Folter seines Gewissens, überall mit sich zieht. Der Tod ist nur ein Zustands- nicht einmal ein Ortswechsel. Denn an denselben Ort, dem er entfliehen will, in dieselben Verhältnisse ist der Selbstmörder gebannt, nur körperlos und deshalb noch qualvoller leidend, weil dem Astralleib die Möglichkeiten des Körpers fehlen, die äußeren Umstände vielleicht dennoch

zu ändern, zu beeinflussen oder sich wenigstens auf Minuten durch andere Eindrücke von dem einen Leiden abziehen zu lassen.

Ein weiterer Grund: Der selbst herbeigeführte gewaltsame Tod trennt plötzlich die unteren Prinzipien von den höheren. Der Mensch, der Versuchung nicht gewachsen, welche in der Gestalt aller möglichen widrigen Verhältnisse auf ihn einstürmen, macht seinem physischen Leben ein Ende; er zeigt dadurch vielleicht für den Moment einen körperlichen Mut — aber beweist zugleich eine „geistige Schwachheit" (geistig im höchsten Sinne genommen, als Gegensatz zu „geistiger Kraft") welche den bösesten Einfluß auf seine postmortale Entwicklung übt.

Nur mit der größten Anstrengung und nach langer, qualvoller Zeit in Kama-Loka verbracht, und mit andauerndster Hilfe ihm wohlgesinnter „Helfer" wird es seinem Ego gelingen, „sich zu erhalten", d. h. seine höheren Prinzipien zu wahren und nicht in jene völlige Vernichtung (auch erst nach Jahrtausenden) zu verfallen, die durch geistige Schwachheit in ewige Nacht führt.

Solche Wesen, die ihre höheren Prinzipien einbüßten, erscheinen oft als die „Geister" in spiritistischen Séancen und bilden namentlich das, was der Okkultismus aller Zeiten kannte — beschwor — und fürchtete unter dem Namen von Inkubi und Sukkubae und was die Sage als Vampyre und Währwölfe in allen Ländern beschreibt.

Hat aber ein derartig Unglücklicher seine Kama-Loka-Zeit in Jammer und Entsetzen verbracht, in demselben Jammer, dem er durch den Tod entfliehen wollte, so wird ihm kaum ein Devachan-Zustand zu Teil, da seine erdgebundenen Prinzipien so viel stärker sind, als seine geistigen — er wird schnell wieder zur Wiedergeburt zurück müssen und — selbstverständlich nach allem bisher Gesagten — unter den traurigsten Umständen für sein Ego, vielleicht als Idiot — vielleicht als

ein elendes, mit den schwersten Schicksalen ringendes Geschöpf, unter der Qual eines melancholischen, dem Wahnsinne nahe bringenden Temperamentes. Selbstmordgedanken werden seine jugendliche Seele noch immer bedrängen — und wehe ihm — giebt er ihnen abermals nach! — wehe ihm, wenn sein höheres Bewußtsein nicht so viel Stärke aus der vergangenen Erfahrung gesammelt hat, dieses Mal der Versuchung der Schwäche zu widerstehen! es mag ihm eine lange Nacht für sein Ego — durch Schwäche hervorgerufen — bedeuten.

Noch zu bedenken ist, welch furchtbare Einwirkung seine That, wie seine dieser vorhergehenden Gedanken, auf andere schwache, derartigen Dingen zugeneigte Seelen haben. Diese Einwirkung auf Andere ist uns durch die Lehre über den Gedankeneinfluß bekannt.

Ausnahmen von diesem furchtbaren Schicksal des Selbstmörders werden natürlich jene seltenen Fälle bilden, wo der Tod infolge einer ganz reinen Opferung des eigenen Ichs gegeben wird; wo der Mensch selbst unter den vorhandenen Widerwärtigkeiten nicht zu leiden hätte, ihnen also nicht aus egoistischen Gründen oder aus Schwäche entrinnen will; wo kein „Es nicht Ertragenkönnen" kein feiges, dem selbstgeschaffenen Karma „Entfliehenwollen" mitspielt.

Derartige Selbstmordfälle, ohne vorherige Schuld des Thäters (von diesem als reines Opfer für einen anderen oder für das allgemeine Wohl vollzogen), sind aber so selten, daß ich in meiner ganzen Erfahrung eines langen Lebens nur eine einzige solche That anzuführen vermag.

Die Geschichte ist eine ganz einfache: Zwei uralte Leute in New York, gänzlich verarmt, aber zu stolz und zu kränklich, um betteln zu gehen, wandten sich nach manchem innern Kampf an die zwei großen Altersversorgungs-Stiftungen, die dort bestehen, eine für Männer, die andere für Frauen. Der alte Mann wurde, da er vorzügliche Leumundszeugnisse besaß,

angenommen und sollte bald eintreten. Das Altweiberstift aber hatte unter seinen Statuten die Satzung: „keine Frau, deren Mann noch lebt, wird aufgenommen". Den Direktoren der Anstalt kam es selbst schwer an, die Alte abzuweisen; aber es ließ sich gegen das einmal bestehende Statut nichts machen. Verzweiflung im Herzen saßen die beiden Gatten beisammen.

Sie wohnten in einer Hütte, weit draußen am Hudson (wo heute Palast an Palast sich erhebt). Am nächsten Morgen schwemmte der Fluß die Leiche des alten Mannes ans Ufer: auf dem Tisch fand die Frau einen Zettel: „Nun können sie Dich aufnehmen, Maria! Dein alter Peter". Daß Dieser kein Selbstmörder im gewöhnlichen Sinne war, daß ein so hoher Geist, in reiner, opfernder Liebe dahingehend, nur höchstes, reinstes Karma für sich und Andere schafft, ist selbstredend. Dies ist ein Fall, wo „die Engel Gottes sich freuen, jubeln und lobsingen".

Aber alle jene Fälle, in denen die Hauptrolle die sogenannte „Ehre", spielt, das „Entgehen der Schande", und wie die stolzen Erfindungen alle heißen mögen, die sich die Menschen in ihrer „gesellschaftlichen Ordnung" und „bürgerlichen Moral" zurecht gemacht haben, sind trüglich, wenn auf ihren wahren, höchsten Inhalt hin geprüft.

All diese Begriffe gehören rein der materiellen Welt an, sind Civilisationsbegriffe und nicht im höchsten Sinne ethisch selbstlos, da der nach ihnen handelnde Selbstmörder nur den Folgen der selbstgeschaffenen Schuld entgehen will — und werden keine Ausnahme machen von dem furchtbaren Gesetz der Vergeltung, welches den Selbstmörder und Diejenigen ereilt, die ihn aus weltlichen Vorurteilen dazu trieben.

Dennoch aber wird sich für den, aus sogenannten edlen oder ehrenhaften Motiven handelnde Selbstmörder die Wiederverkörperung natürlich besser gestalten, als für den einfach brutal durch egoistische Absicht Getriebenen; ebenso wie es

einen Unterschied für den „Tötenden" macht, ob er als gemeiner Mörder tötet, oder, z. B. im Kriege oder Duell, infolge eines sogenannten, wenn auch mißverstandenen, Ehren- oder Heldenbegriffs.

Es wird in all diesen Fällen sowohl der Astralzustand, wie der für derartige Wesen sicherlich eintretende Devachanzustand, ein besserer sein, als für die erstbesprochene Klasse von Unglücklichen. Jeder am Tode eines anderen Schuldtragende, wenn Karma ihn nicht schon hier auf der physischen Ebene zur vollen Verantwortung und Reue gezogen hat — wird einen schweren Astralzustand durchzumachen haben; — aber, hat er nicht aus unedlen Motiven die That begangen, so wird er zwar nicht in ein bewußtes, glückliches Devachan eingehen, hingegen, nach ausgelebtem Kama-Loka, in jenen Zustand des bewußtlosen Schlummers oder träumerischen Befangenseins verfallen, der gerade keine Glückseligkeit, aber auch keine Verzweiflung mehr ist. Vorkommen kann es auch, daß bereits Hochentwickelte einen derartigen Gewaltakt begehen — denn wer strauchelt nicht auf dem steilen Pfad zur Höhe? — und ihr so geschädigtes Karma bei nächster Wiedergeburt ausleben müssen.

Auch sie werden der langen, glückseligen Zeit des Devachanzustandes, der ihnen sonst sicher, verlustig werden und sehr schnell wieder in dies irdische Leben voll Leid zurückkehren, das sie dort wieder aufnehmen müssen, wo sie es freiwillig verließen — mit all dem früheren Leid — unter durch ihr Verbrechen verschlimmerten äußeren Verhältnissen. Auch werden sie ein gewisses qualvolles Beengtsein empfinden: das dämmernde oder, bei sehr weit Fortgeschrittenen, das gewisse Bewußtsein, sie hätten in dem diesmaligen Leben weiter vorwärts sein müssen — sie möchten es sein — sie ringen heiß danach — aber ein Etwas engt sie ein — bindet sie: die einst verübte Gewaltthat, sei es an sich selbst, sei es an Anderen. Ein

furchtbares Gefühl, eine Fessel, die nicht abzustreifen ist — bis andere Thaten und Gedanken anderes Schicksal schaffen werden, denn: „Der Mensch ist ein Geschöpf des Denkens, das, worüber er in diesem Leben nachdenkt, wird er im nächsten Leben selbst." (Upanischad.)

Es sind nun alle möglichen Eventualitäten der Wiederverkörperung und des damit zusammenhängenden Karmas besprochen. Zu betrachten bleibt, wie derjenige, der das Interesse dafür erworben haben sollte, *das* erreichen kann, was wir mit dem Namen:

Die Entwicklung des Menschen

bezeichnet haben.

Wir wissen, daß es keine Sprünge in dieser Entwicklung giebt. Dennoch aber steht es in der Macht eines Jeden, durch sein Dazuthun viel rascher an das „Ziel" zu gelangen, er lernt seine niedrigen Principien zu überwinden, abzutöten und seine höheren, göttlichen auszubilden.

Der Pfad zu diesem Ziele ist ein schwieriger, dornenvoller, und nur Wenige finden sich, die es vermögen, ihn zu gehen, ohne hundertmal abzuirren — ohne ihn entmutigt zu verlassen. Unterjochung der vier unteren irdischen Grundteile, oder besser „Erhebung über dieselben", würde daher die erste Aufgabe des Wesens sein, das sich, wie es in der Geheimlehre heißt „als Schüler, Tschela, dem großen Werke weihen will."

Wer den allgemeinen breiten Weg der Evolution zu gehen vorzieht, der hat nicht viel für sich selbst zu thun, denn er schreitet, wenn nicht große Verbrechen und Schlechtigkeiten seinen Lauf verändern, durch die gesammelten Erfahrungen und die naturgemäße Aufwärtsrichtung des Weges — unwill-

türlich und unbewußt weiter vor. Freilich durch ungezählte Wiederverkörperungen und viel schweres Leid.

Nicht von diesen, sich so Begnügenden sei hier die Rede. Wir wollen uns den Wenigen zuwenden, welche den „Pfad" suchen, den schmalen, steilen, der abseits und schneller, als der große Weg, zur Höhe führt.

Annie Besant sagt darüber, und mit ihr lehren es alle, die den „Pfad" gewandert sind, wie wir es alle seinerzeit von H. P. Blawatzky gelernt haben: „Das Problem, das die Menschheit zu lösen hat, ist, dem Konflikt zwischen der Herrschaft der sinnlichen Empfindung (die unteren Grundteile) und der Vernunft (Manas) ein Ende zu setzen und zugleich die Freiheit des Willens zu erhalten, den Willen unabänderlich auf das Beste zu lenken, während dieses Beste trotzdem der Wahl überlassen bleibt."

Nachdem der Suchende die Lehre von Karma, dem unbeugsamen Gesetz von Ursache und Wirkung ganz in sich aufgenommen hat, wird er wissen, daß: was er wählt, seine Folgen haben muß. „Das Verlangen nach Dingen, die Leiden mit sich bringen, wird langsam aussterben, und wenn sich dann diese mit all ihrem bestrickenden Zauber darbieten, so werden sie zurückgewiesen, durch freie Wahl. Sie haben ihre Kraft verloren, sind nicht mehr wünschenswert."

Wir haben gelernt, daß unsere Gedanken vom allerhöchsten Einfluß auf unsere Entwicklung sind. Kein Mensch besitzt eine Fähigkeit, ein „Denkvermögen", das er sich nicht durch geduldiges Nachdenken an und über die zu erstrebende Fähigkeit gebildet hat. Er kann und wird also erst den Wunsch nach Weiterentwicklung in sich rege spüren, nachdem er viel und ausdauernd an diese gedacht, darüber gelesen und sich mit ihr beschäftigt hat. Dies wäre das erste Erfordernis. Wer die Statuten der Theosophischen Gesellschaft mit Aufmerksamkeit liest, sieht, wie die beiden letzten Paragraphen folgerichtig dahin leiten.

„Paragraph II:

Das vergleichende Studium der Religionen, Philosophieen und alten Wissenschaften.

Paragraph III:

Die noch unerklärten Naturgesetze und die im Menschen schlummernden Kräfte zu erforschen."

Es wird sich also in erster Linie darum handeln, den Wunsch und Willen zur „Entwicklung" zu erwecken. Die dahin führenden Schriften wären vor allem: H. P. Blawatzkys „Schlüssel zur Theosophie" und für weiter Fortgeschrittene „Isis" und „Geheimlehre". Von Annie Besant die sogenannten „kleinen Lehrbücher" (ob sie alle deutsch vorhanden, kann ich nicht sagen; für die englisch Lesenden aber jedenfalls alle zu empfehlen), ferner: „Uralte Weisheit", „Im Vorhof" u. a. Von A. P. Sinnett „Okkulte Welt", „Esoterische Lehre", „Wachstum der Seele", „Das System, dem wir angehören"; Alles von Olcott, von C. W. Leadbeater und Franz Hartmann.

Wer diese Bücher aufmerksam und mit Verständnis gelesen, der wird sich seines „höheren Selbst" bewußt werden — ob er will oder nicht, und hat so den ersten Schritt zur „bewußten Entwicklung" gethan. Auch hat er aus diesen Schriften gelernt, wie er leben und verfahren muß, um weiter und weiter — schneller oder langsamer, je nach Begabung — aufwärts zu schreiten. (Sehr empfehlenswert ist, sich auf den „Vâhan" (Weg) zu abonnieren (3 Mark jährlich) bei Herrn Hugo Aurig, Leipzig-Reudnitz, 13 Oststraße.)

Das anhaltende Studium und ernste Durcharbeiten dieser Bücher wird auch die Erkenntnis zur Folge haben, ob man sich wirklich dazu eignet, den „Pfad" zu betreten, oder ob der Wunsch danach nur in einer Art Neugierde oder, im besseren Falle, Schwärmerei lag, die der Arbeit, dem angestrengten

Kampfe nicht Stand halten kann. — Dieser Kampf fordert den ganzen Menschen, d. h. alles, was der Mensch an Großem und Besten in sich hat: A. P. Sinnett sagt darüber: „Das Maß der Erhebung, welches einen Menschen zu dem macht, was die Außenwelt einen „Mahatma" (oder Meister) nennt, wird nur erreicht nach langwieriger und schwerer Prüfung von geradezu furchtbarer Strenge. Es giebt Leute, welche zwanzig und dreißig Jahre oder mehr in tadelloser, brünstiger Aufopferung dieser von ihnen ergriffenen Lebensaufgabe gewidmet haben und sich noch auf den niederen Stufen des Tschelas (Geheimjünger) befinden, noch immer nach den Höhen der sie weit überragenden „Eingeweihten" aufblicken. In welchem Alter auch ein Mensch sich der geheimen Laufbahn weiht, er weiht sich ihr — dies ist zu bedenken — ohne Vorbehalt und für das Leben.

Die Aufgabe, an die er herantritt, ist die Entwicklung einer großen Menge innerer Fähigkeiten und Eigenschaften, welche im gewöhnlichen Menschen so vollständig schlummern, daß selbst ihr Vorhandensein nicht geahnt — die Möglichkeit ihrer Entwicklung geleugnet wird. Und diese Fähigkeiten und Eigenschaften müssen durch den Tschela selbst entwickelt werden, mit — wenn überhaupt — sehr wenig Hilfe — außer der Führung seines Lehrers.

„Zum Meister kann man nicht gemacht werden — man wird Meister," sagt ein Geheimspruch." (Esoterische Lehre.)

Stets aber muß betont werden: lasse dich nicht entmutigen, wenn du wieder und immer wieder zurückfällst, wenn du — im Glauben du habest eine Stufe mühevoll erklommen — zwei wieder zurückgeworfen wirst: — Mut — vorwärts! — endlich gelingt es! und endlich erreichst du das Ersehnte — wenn du den starken Willen hast!

Eine Hilfe wird es dem Strebenden sein in der Zeit, wo er sich mit theosophischen Dingen beschäftigt, sich nicht davon

durch äußere Dinge, z. B. durch frivole, sogenannte „geistreiche“ (im Sinne der Gesellschaft) Gespräche, leichte Romanlektüre oder gar sogenannte freigeistige, materialistische Bücher, ablenken und zurückwerfen zu lassen.

Ist er einmal gefestigt und *sicher* in seiner Überzeugung und seinem höheren Bewußtsein, so kann ihm — mäßig genossen — auch das nicht mehr schaden; sein „Guru“ (Lehrer, Meister) wird ihn vor dem in all solchen Dingen verborgenen Gifte bewahren.

Pflicht.

Ob es für sehr junge Menschen ratsam ist, sich — nicht dem Studium der Theosophie hinzugeben, denn dieses kann *nur* Gutes stiften — aber sich der „Entwicklung“ zu weihen, ehe eine gewisse Reife des Geistes und ein Überwinden des rein physischen Begierdenlebens erlangt ist, wäre fraglich und stets nur individuell zu beantworten. Vergessen wir nicht, daß alle unsere Geheimlehrer sagen, wie ich es in diesem Büchlein des öfteren erwähnt habe: daß der Fortschritt kein sprungweiser sein kann; daß wir alle erst unsere niederen Grundteile ausgelebt und überwunden haben müssen, ehe wir uns der höheren bewußt werden.

Einige von uns — aber dies sind die seltenen Fälle — bringen diese Reife und daher „Ruhe des Gemütes“ aus vergangenen Inkarnationen mit; *ihnen* wird es daher leichter sein, sich in jungen Jahren bereits der „Entwicklung“ zu weihen. Aber die meisten von uns müssen erst bis zur Übersättigung vom Baume des Lebens, der Erkenntnis genossen haben, bis die süßbitteren Früchte desselben ihre Versuchung und damit ihren Reiz verloren haben.

Das **Leid**, das jede selbstische Lust des Lebens im Gefolge hat, muß uns erst so zum Bewußtsein kommen, daß die Seele jene Erfahrung nicht mehr braucht und ruhig darüber hinaus ihren Blick auf Höheres zu richten vermag. Aber wenn selbst nach einiger Zeit ernster Beschäftigung mit diesen Fragen sich die Seele noch nicht stark genug fühlt, ihnen zu leben, wenn die Welt und ihre Freuden sie wieder gefangen nehmen und sie abziehen von dem „Pfad" — auf den „Weg" hinunter — auch das ist nicht bedauerlich.

Der kurze Aufschwung, die vorübergehende, schwärmerische Hingabe an die höhere Aufgabe wird nicht verloren sein; die Seele, das Ego, speichert das so Gelernte — wenn auch temporär beiseite Geschobene — sorgsam auf und kommen wird die Zeit, wo die schwache Saat aufgehen und sich entfalten wird.

Zu fürchten wäre bei sehr jungen, noch nicht genügend und ruhig erwägenden Gemütern, daß ein **Mißverstehen** der theosophischen Lehren zu einer vorzeitigen, thörichten Askese — einer Art von religiösem Wahnsinn — führen und dadurch mehr Schaden, als Nutzen anrichten könnte. Diesen leicht zu erregenden Gemütern aber möchte ich wiederholen, was ebenfalls alle unsere großen Geheimlehrer sagen: Daß der **erste** Schritt zur Entwicklung der ist: eine **strenge** Pflichterfüllung zu üben, in welche Lebenslage unser Karma uns auch gestellt haben mag, wie niedrig, unscheinbar und gewöhnlich uns diese Pflicht auch erscheinen oder von anderen, Unverständigen angesehen werden mag. —

In Bezug darauf sei hier eine kleine indische Legende erzählt, welche Swami-Vivekânanda im Märzheft 1900 der Lotosblüten mit etwas anderen Worten berichtet; er sagt zuerst, indem er von der Pflicht spricht: „Ein höchst wichtiger Punkt ist, daß wir immer versuchen sollten, die Pflichten anderer mit

ihren Augen zu betrachten und niemals die Gewohnheiten anderer Rassen, Völker (und Menschen) nach uns selber zu beurteilen. „Ich bin nicht der Maßstab für das Universum." —

Wir sehen, daß Umgebung unsere Pflichten ändert, und daß das Beste, was wir in der Welt thun können, ist, die Pflichten, die uns gerade zu einer bestimmten Zeit obliegen, so gut auszuüben, wie wir vermögen. Das beste Mittel, sich zu erheben, ist, die Pflicht zu thun, die jetzt in unsere Hand gegeben ist, uns selbst stärker zu machen und immer höher empor zu steigen, bis wir die höchste Stufe erreichen.

Die darauf bezügliche Legende lautet ungefähr: „Ein junger Weiser, der schon stark an seiner Entwicklung gearbeitet hatte und es weit darin gebracht (wie er glaubte), so daß er bereits große Macht über manche Naturkräfte erreicht hatte, trifft eine weise Frau, die ihm sagt, ihre ganze Weisheit sei ihr deshalb zu teil geworden, weil sie ihr Lebelang ihre Pflicht gethan habe an all denen, zu denen sie gestellt worden sei. „Wenn Du noch Höheres lernen möchtest, schließt sie, so gehe in die und die Stadt, und dort auf dem Markt wirst Du einen Metzger finden; er wird Dir etwas sagen, das hohen Wert für Dich hat."

Der junge Mann dachte: „Warum sollte ich in die Stadt und zu einem Metzger gehen?" (Die Metzger sind in Indien die niedrigste und verachtetste Kaste.) Dennoch aber, weil er die Weisheit der Frau erprobt hatte, ging er hin und fand auch den Metzger, der sehr thätig bei seinem Gewerbe war. Dem jungen Weisen, der ihn ansprach, sagte er: „Schickt Euch jene Frau zu mir? Gut, so setzt Euch und wartet, bis ich mit meinen Geschäften zu Ende bin."

Nach langer Zeit, als im Geschäfte alles beendet war, sagte der Metzger: „So, Herr, nun kommt mit mir." Er nahm ihn mit nach Hause, fing dort aber wieder an, seinen Vater und seine Mutter zu bedienen, er wusch sie, gab ihnen zu essen

und that ihnen alles zu Liebe; dann erst kam er, setzte sich vor den jungen Weisen und sprach: „So, Herr, was kann ich für Euch thun?“ Darauf legte der junge Mann ihm einige Fragen über Gott und die Seele vor. — Was ihm der Metzger antwortete, ist berichtet in der Vyada Gita, einem der höchst verehrten Bücher Indiens.

Vivekânanda sagt darüber: „Es ist einer der höchsten Flüge in der Vedanta, der höchste Aufschwung in der Metaphysik. Ihr habt von der Bhagavad Gita, Krischnas Predigt gehört? Wenn Ihr sie beendigt habt, solltet Ihr die Vyada Gita lesen; sie ist das Höchste der Vedanta-Philosophie.“

Die Legende fährt fort: „Als der Metzger geendet hatte, staunte der junge Weise und sprach: „Warum bist Du mit einer so hohen Erkenntnis, wie die Deinige, in dem Körper und thust eine solch ekelhafte, niedrige Arbeit?“ „Mein Sohn,“ erwiderte der Metzger, „keine Arbeit ist ekelhaft, und keine Pflicht ist niedrig. Meine Geburt und Umgebung waren nach meinem Karma. Ich suche nun meine Pflicht zu thun als ein Haushalter und bemühe mich, alles, was ich thun kann, zu thun, um meine Eltern glücklich zu machen.

Ich kenne weder Euer Yoga (Übungen zur höheren Entwicklung), noch wurde ich ein Weiser; ich verließ niemals die Welt oder ging als Einsiedler in einen Wald; aber all diese höhere Erkenntnis ist mir dadurch geworden, daß ich meine Pflichten strenge ausübte. — Wenn Ihr arbeitet, denkt an nichts anderes nebenher. Thut es wie Gottesdienst, als höchsten Gottesdienst, und opfert ihm Euer ganzes Leben für die betreffende Zeit.“

So hoch stellen die Geheimlehrer die Pflicht.

Wiederum sehen wir aus dem letzten Satze, wie wichtig der Ernst, die Kraft ist. Nur keine Lauheit, bei keiner Arbeit, bei keinem Opfer! So strenge Pflichterfüllung wird

ein sicheres Mittel gegen hysterisches Schwärmen sein, von jeder Übertreibung der Askese abhalten und wahren.

Opfer.

Wir kommen nun zu dem zweiten Schritte auf dem „Pfad“: dem Opfer.

Die höchste Pflichterfüllung bedingt allerdings meist schon ein Opfern unserer persönlichen Wünsche, Begierden oder Liebhabereien. Aber nicht allzu oft werden wir Menschen in den sogenannten „höheren Gesellschaftsklassen“ zu einer derartigen Pflichterfüllung, die zugleich das Opfer unserer Lieblingssünden erheischt, berufen.

Es ist daher für ihn, der den „Pfad“ sucht, nötig, sich selbst einer strengen Zucht — und da auch diese gar schwer auszuüben ist, einer „Trainierung“ zur Zucht oder Pflicht — zu unterwerfen.

Der erste Schritt hierzu ist notwendigerweise eine ernste Selbstprüfung, um unsere „Lieblingssünden“, die wir meist mit ganz anderen, schmeichelhafteren Namen benennen, zu entdecken. Irgend solch eine kleine, süße Sünde, oder vielleicht nur Gewohnheit, haben wohl die meisten von uns. Einmal erkannt — ohne Barmherzigkeit mit uns selbst, d. h. mit unserer sich heftig dagegen wehrenden Begierden-Seele —, beginnen wir den Kampf am besten, indem wir uns jetzt täglich das versagen, woran wir so sehr hängen, und was sich für jeden Einzelnen von uns verschieden gestaltet, so, daß es sich nicht in Beispiele fassen läßt.

Bewußt versagen müssen wir es uns so lange, bis wir gelernt haben, daß unser höheres Selbst dieses „Lebens-

bedürfnis“ in Wahrheit nicht braucht, daß wir ebenso gut — ja viel besser — ohne dasselbe auskommen.

Dies wäre ein kleiner Schritt zur Selbstkontrolle, der aber so wichtig ist, wie der größten einer. Denn mit jedem errungenen Siege über unsere niedrige Natur erweitert sich das Feld unserer Thätigkeit, und neue Aufgaben bieten sich uns dar.

Dies jedoch wäre nur ein unserem Fortschritt gebrachtes Opfer, es kann höchstens als Schulung angesehen, aber nicht in die Kategorie der wahren Opfer eingereiht werden. Schrittweise müssen wir uns stählen, um schließlich unser eigenes Selbst zum Opfer bringen zu können — wenn es nötig ist — für andere.

Wieder wird sich für jeden von uns diese Opferung verschieden gestalten; es läßt sich daher kein allgemeines Gesetz dafür aufstellen. Jedem von uns wird etwas anderes als „Opfer“ erscheinen, was dem Nächsten vielleicht leicht und selbstverständlich deucht — während der erste es seiner Begierdennatur nur unter den härtesten Kämpfen abzuringen vermag.

Eines aber innewohnt uns wohl allen: die Eitelkeit, die Eigenliebe. Diese zum Opfer zu bringen, ist daher eine Schulung, die wir — denke ich — alle üben müssen. In vielen von uns zeigt sich diese Eigenliebe in einer ganz harmlosen Form. Wir sagen meistens: „O, ich liebe eigentlich alle Menschen, natürlich mit Ausnahme derer, die mich nicht leiden mögen — und das ist doch begreiflich.“

Hier also läßt sich für jeden von uns, der so denkt, die Schulung beginnen: das Opfer dieser Eigenliebe. Grade da, wo man uns Gleichgültigkeit oder selbst Unlust, uns zu lieben, entgegenstellt, müssen wir anfangen, Liebe zu üben. „Liebe zu üben?“ — Läßt sich Liebe üben? — Ja, alles läßt sich üben und zwar in ganz systematischer Weise, wenn es auch eine schwere, für manchen eine unüberwindlich schwer scheinende Aufgabe ist.

Wir können, wie wir gesehen, durch angestrengtes Arbeiten

unsere Gedanken ändern: wenn wir demnach täglich (am besten immer zu bestimmten Zeiten) den festen Gedanken fassen: „ich will X. X., der mich nicht mag, dennoch lieben, ich will nur das beste von ihm denken — ich will ihn lieben" — so wird sich ganz allmählich unser Widerwille zuerst in ein gleichgültiges Verhalten gegen X. X. und endlich — vielleicht erst nach langer, angestrengter Bemühung und Arbeit (denn solches ist Arbeit) in ein Wohlwollen umwandeln, welches uns selbst ein glückliches Empfinden gewähren wird, wie jedes Opfer unserer Eigenliebe, weil jedes einen Schritt hinauf bedeutet, ein Innewerden unseres höheren Ego.

Kerning sagt darüber in seinen „Lichtstrahlen vom Orient" (als Manuskript für Freimaurer gedruckt): „Das größte Hindernis zur Liebe ist der Eigennutz. Wir meinen, wir dürfen und können nicht lieben, wenn wir nicht wieder geliebt werden. Wir stehen in dem Wahne, daß, um zu lieben, unser Herz bewegt und angezogen werden müsse. Wir sind zwar bereit, unserem Haß zu entsagen, aber da muß eine Versöhnung vorausgehen, wir wollen uns bitten lassen. Wir aber müssen lieben ohne Gegenliebe. Wir gleichen sonst dem Kinde, das seine Puppe zu Boden wirft, weil sie sein freundliches Nicken nicht erwidert hat. „Wer haßt, wandelt in der Finsternis, wir aber wandeln im Lichte" (Märzheft 1900 der Lotosblüten).

Ein hübsches Gleichnis für das Opfer im „höchsten Sinne" erzählt eine altindische Legende: „Nach einer großen, siegreichen Schlacht hielten die Sieger ein gewaltiges Opferfest ab und machten großartige Schenkungen an die Armen. Alles Volk drückte sein Erstaunen über die Größe und den Reichtum des Opfers aus und behauptete, daß die Welt solch ein Opfer früher nie gesehen. — Aber nach dem Opfer kam ein kleines Ichneumon, dessen halber Körper ganz golden war, die andere Hälfte braun; es fing an, sich auf dem Fußboden der Opferhalle, auf den Resten des Opfers, zu wälzen. Dann sprach es zu denen, die

herumstanden: „Ihr seid alle Lügner; dies ist kein Opfer.“ „Was,“ schrieen sie, „Du sagst, das sei kein Opfer! Weißt Du nicht, wie Gold und Juwelen über die Armen ausgeschüttet wurden, so daß jedermann reich und glücklich davonging: das war das großartigste Opfer, das jemals dargebracht wurde!“

Doch das kleine Ichneumon sagte: „Nein, es ist doch kein Opfer; ich will Euch sagen, was ein Opfer ist: Es war einmal ein kleines Dorf, und darin wohnte ein armer Brahmine mit seinem Weibe, seinem Sohne und dessen Weib. Sie waren sehr arm und lebten von milden Gaben, die sie von den Leuten für Predigten und Lehren erhielten.

Da kam eine furchtbare Hungersnot ins Land und der arme Brahmine litt mehr, denn je; endlich hatte die Familie seit fünf Tagen gehungert; da brachte der Vater eine kleine Gerstengarbe nach Hause und teilte sie in vier Teile, einen für jeden von ihnen. Sie bereiteten sich ein Mahl daraus, und grade als sie es zu sich nehmen wollten, klopfte es an die Thüre. Ein Gast kam herein. Der Gast aber ist in Indien heilig, er ist für die betreffende Zeit ein Gott und muß als solcher behandelt werden.

Darum lud ihn der Brahmine ein und gab ihm seine Portion Essen. Der Gast verschlang sie eilig; dann sagte er: „O Herr, Ihr habt mich getötet; diese Kleinigkeit hat meinen Hunger nur verstärkt; ich aß seit zehn Tagen nichts.“ Da sprach das Weib des Brahminen: „So nimm auch meine Portion, denn unsere Pflicht als Haushälter (Wirte) ist es, den Gast zu nähren.“ — Der Gast aß auch diese und dann noch die Portionen des Sohnes und von dessen Weib — die es alle für ihre Pflicht hielten, des Vaters Gast zu ehren.

Endlich hatte der Gast genug, er ging und segnete sie. In dieser Nacht aber starben die vier am Hungertode. Ein paar Samenkörnchen jener Gerstengarbe waren auf den Boden gefallen, und auf diesen wälzte ich meinen Körper: da wurde

meine eine Hälfte zu Gold, wie Ihr seht. Seitdem bin ich über die ganze Welt gezogen in der Hoffnung, ein zweites Opfer, wie jenes, zu finden, aber niemals wieder fand ich ein Opfer, um die andere Hälfte meines Körpers in Gold zu verwandeln. Deshalb sage ich Euch, daß dieses hier kein Opfer ist.„ — („Karma Yoga" von S. Vivakānanda. Lotosblüten.)

Die kleine Legende illustriert am besten, was wir unter einem Opfer verstehen sollten: nicht nur das uns Überflüssige, nein, das uns notwendig Erscheinende sollen wir opfern.

Gedankenkonzentration.

Ein drittes Mittel, Disziplin zu üben, um sich zu kontrollieren, ist die Gedankenkonzentration; eine Fähigkeit, die dem gewöhnlichen modernen Menschen fast gänzlich abhanden gekommen ist. Der Hindu sagt: „Leichter ist es, den Wind zu fangen, als des Menschen herumirrende Gedanken."

Eine Legende berichtet: Zu Pythagoras kam ein Mann, ihn um Einweihung zu bitten. Pythagoras frug ihn, ob er die Bedeutung der Buchstaben kenne? Als er dies verneinte — außer, daß er wisse, was sie für die Sprache für einen Wert hätten — befahl ihm Pythagoras, ein Jahr lang täglich den Buchstaben P zu betrachten — bis er ihn verstanden habe, und dann wieder zu ihm zu kommen. Und so fort, bis der ganze Name P-y-t-h-a-g-o-r-a-s ihm klar sei; dann habe er alle Weisheit, die er fassen könne, erlernt." — Nun, dies ist ein Beispiel! Aber auch die Inder lehren, die höchste Weisheit liege in dem heiligen Worte „Aum" oder „Oum". Der, welcher selbst heilig werden will, muß es täglich viele Stunden lang in Beschaulichkeit denken und betrachten: es ist zu heilig, um laut ausgesprochen zu werden.

Aus diesen Beispielen entnehmen wir, auf was es ankommt: auf jene Gedankenkonzentration, die später Meditation wird und die in allen Religionen für die „Schüler" Vorschrift ist. So bei den Jesuiten, wo die Übung der Meditation im höchsten Maße besteht. Das „Gebet", in dem Sinne, wie es statthaben sollte und wie es in der von mir früher erwähnten Stelle der Upanischad gemeint ist, wäre, wenn mit ganzer Seele empfunden (und dann allein wirksam), nichts anderes als Gedankenkonzentration oder Meditation.

Wir zerstreuten, der Civilisation in unserer Nervosität und Zerfahrenheit den Tribut zahlenden Alltagsmenschen müssen diese so schwere Kunst ganz allmählich und systematisch erlernen. Das Beste für den Schüler, den „Pfadsuchenden", ist (nach Angabe der Lehrer), sich täglich, z. B. des Morgens vor dem Aufstehen, zum Beginn fünf Minuten mit einem ihm heiligen Bild oder einer ihm teuren Vorstellung zu beschäftigen. Aber streng und unentwegt muß nur der eine Gedanke, das eine Bild festgehalten werden. — Man sollte es nicht glauben, wie schwer diese anscheinend leichte Aufgabe im Anfang fällt.

Annie Besant sagte einmal in einer Versammlung in London: „Die Fähigkeit der Gedankenkonzentration ist eine der ersten und notwendigsten für denjenigen, welcher seine höheren — seine übersinnlichen Kräfte ausbilden will. Und wer von den hier versammelten Zuhörern ist wohl im stande, nur fünf Minuten einen Gedanken festzuhalten, ohne daß ihm dazwischen hundert andere Bilder einfallen und versuchen, ihn von dem einen abzuziehen?

Und diese Menschen, welchen selbst diese erste Fähigkeit des zur Entwicklung Fortschreitenden mangelt, möchten hohe Gaben und magische Kräfte besitzen und bedenken nicht, welche furchtbare Gefahr für sie und andere darin läge, sie mit Kräften und Fähigkeiten auszustatten, die nur dann zum Segen werden können, wenn der Mensch vor allem versteht, sich selbst in strengster Kontrolle und Zucht zu halten."

Hat man mit anhaltender Geduld diese Gedankenkonzentration geübt, so wird man plötzlich merken, wie viel man gewonnen, wie viel weiter man geistig gekommen ist. Dinge, die bis dahin völlig unfaßbar schienen, werden leicht verständlich und so klar, als habe man einen Schleier gelüftet. Daß diese Übungen später länger und länger währen müssen, ist einleuchtend.

Toleranz.

Der vierte Punkt ist: uns der Toleranz gegen unsere Mitmenschen zu befleißigen. Das schöne Wort der Franzosen: „tout comprendre, c'est tout pardonner" (alles verstehen, heißt alles verzeihen) sollten wir uns tief in die Seele prägen!

Denn, indem wir einerseits trachten müssen, den besten Einfluß auf unsere Umgebung zu üben, versuchen, unseren Freunden den „Pfad" zu ebnen, sollen wir auch Nachsicht mit ihren Schwächen haben und nie vergessen, daß sie vielleicht noch auf der Stufe stehen, wo sie wahrscheinlich so handeln müssen, wie sie es thun.

Freilich darf diese Toleranz nicht so weit gehen, daß wir die Gesellschaft von Menschen aufsuchen, die durch ihre Lebensgewohnheiten und Ansichten uns von unseren hohen Zwecken ablenken: frivole, flatterhafte Gesellschaftsmenschen sind Gift für denjenigen, der mit suchender Seele nach dem „Pfad" tastet — der, selbst noch unsicher und wenig gefestigt, sich von solcher Gesellschaft nur allzu leicht zurückwerfen läßt. Derartige gänzlich außer unseren Interessen Stehende, sollen wir, die wir nach Höherem streben, nur frequentieren, so weit es unsere „Pflicht" erheischt, wenn es sich in der Stellung, in der wir in der Welt thätig zu sein haben — nicht vermeiden läßt.

Aber gegen diese müssen wir — innerlich — fester gepanzert sein, denn gegen wahrhaft Böse oder Lasterhafte. —

Letztere vermögen dem einmal ernstlich nach Erkenntnis und Entwicklung Ringenden nicht mehr zu schaden — aber die frivolen — sogenannt geistreichen Weltmenschen streuen ihr süßes Gift in schwache Seelen und können den ganzen, schwer errungenen Fortschritt durch ihr Irrlichtelieren in Frage stellen.

Dasselbe gilt selbstverständlich von der Lektüre: wer im Anfang seines Aufstiegs ist, der hüte sich ängstlich vor jeder seichten, frivolen Litteratur. Ich erinnere mich deutlich, wie H. P. Blawatzky dem jetzt so hoch entwickelten Bertram Keightley, der damals jung und „suchend" war, als er vor seiner ersten Reise nach Indien von ihr und uns allen Abschied nahm, das Ehrenwort abnahm, daß er auf der ganzen Reise keinen einzigen Roman lesen solle! —.

Es hat wohl jeder, der strenge mit sich rechtet, an sich erfahren, wie ein Leben in der „Gesellschaft" und das Lesen leichter Romane ihn oft zurückgeworfen und die Arbeit von Wochen wieder vernichtet hat.

Aber dieses stillschweigende Meiden solcher Gesellschaft und Lektüre oder das sich in unauffälliger Weise davon Zurückziehen darf uns nicht hindern, „Toleranz" und Nachsicht zu üben. Diese flatternden, frivolen Menschen werden einstmals auch zu der „Erkenntnis" kommen, und wir dürfen jedenfalls — wenn wir sie auch meiden müssen — nicht hart über sie urteilen. Unser Beispiel allein darf ihnen eine Mahnung sein. Sie haben auf ihrer Evolutionsstufe ihren Platz ebenso notwendig auszufüllen, wie andere, auf höheren Stufen Angelangte.

Unser erstes Prinzip muß sein, nicht zu verurteilen, stets zu versuchen, uns in die Seele des Handelnden — selbst wenn seine Handlung ein Unrecht ist — hineinzudenken und auf diese Weise zum „Verständnis" seiner Art zu gelangen: „Alles verstehen, heißt alles verzeihen." Dieser Grundsatz, ebenso wie jener: „ich bin nicht der Maßstab für die Welt", präge

sich jedem von uns tief in die Seele, auf daß wir danach zu handeln vermögen! Bedenken wir ferner, wie tief wir unter den höher Entwickelten und Eingeweihten stehen — von den Meistern gar nicht zu reden! Und wie dürfen wir hoffen, ihre Nachsicht und Toleranz zu erlangen, wenn wir selber solche nicht üben können?

Noch ist für den „Schüler" die Zeit nicht gekommen, wo er der Einsamkeit leben darf. Noch muß er seine Kraft im „Leben" erproben und dort strenge seine Pflicht erfüllen, wo ihn sein „Karma" hingestellt hat. Aber jeden Tag trachte der junge Pfadsuchende, mehrere Stunden wenigstens allein zu sein, um ungestört über hohe und erhabene Dinge und Probleme nachzudenken.

Dann wird sich allmählich — je nach Temperament und Charakter früher oder später — jener für den Eingeweihten unerläßliche Gemütszustand einstellen, von dem es in der „uralten Weisheit" heißt: „eine gleichmäßige Gemütsstimmung und seelische Verfassung die von keiner Unruhe, von keinem Wechsel des äußeren Lebens gestört wird; das Einstellen jeglicher Hast des Intellektes, welche das Gehirn in Spannung hält und von einem Gegenstand zum anderen überspringt; die echte Liebe für die Dinge der höheren Welt, welche diese anziehender macht, als die Gegenstände der niederen Welt, so daß der Intellekt in ihrer Gesellschaft, wie in der eines geliebten Freundes, ausruht."

Wie furchtbar schwer diese Schulung ist — wie sie, oft nach jahrelanger Übung, kaum zu erreichen — wird jeder zugeben, der sich suchend dem „Pfadfinden" geweiht hat. — Zu unserem Troste aber darf gesagt sein: daß der Kampf allein genügt, uns einen weiten Schritt vorwärts zu bringen, und daß nicht alle Eigenschaften in höchster Vollendung von dem Schüler verlangt werden.

Hilfsmittel zur Entwicklung.

Eine Hilfe bei seiner großen Aufgabe wird derjenige finden, dem es Stellung und Pflicht gegen seine Umgebung (*immer* die *erste*, wie wir gesehen haben) erlauben, sich auch in seiner Nahrung und äußeren Lebensweise ein Mittel zu verschaffen, den Körper zu reinigen und zu „verfeinern", so daß derselbe leichter auf die zarteren Schwingungen der höheren Ebenen reagiert.

Das heißt: er entsage jedem Alkohol (Wein, Bier, Branntwein), ebenso dem Tabak und der Fleischnahrung.

Die beiden ersteren vermeide er, weil sie absolute Genußmittel sind (außer in Krankheitszuständen des Körpers) und unnötig zur einfachen Lebensführung, deren sich der Schüler befleißigen soll. Letztere, weil Fleischnahrung einen Angstzustand und das Töten einer anderen Kreatur voraussetzt, und weil sie, von einem bereits verbrauchten Organismus herrührend, unserem Körper keine verfeinernde, sondern verwildernde Substanz zuführt.

Wir alle wissen, welchen Unterschied die Nahrung, ob Fleisch, ob Pflanzen, in dem Verhalten von Tieren hervorruft, und sehen daher ein, daß ein durch Pflanzenkost genährter Mensch sich die Aufgabe erleichtern wird, seine unteren Grundteile, Körper, Begierden- und Tierseele, einzudämmen und zu unterjochen. Dennoch aber wird ein rein vegetarisches Leben nicht als absolut nötig für den mitten im europäischen Leben stehenden Pfadsucher erachtet, da er vor allen Dingen nicht „auffallen" und die Pflicht nicht versäumen darf, die er gegen seine Umgebung hat.

Die Thatsache: *daß* er ein Pfadsuchender und mit der Zeit ein Schüler ist, muß er vor den Augen der Menge verbergen, um nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und

dadurch seiner Eitelkeit (die ja vor allem überwunden werden muß) Vorschub zu leisten. Er wird eben unter gewöhnlichen Umständen bei landesüblicher Lebensweise ein Hilfsmittel entbehren und dafür in anderer Weise schwerer zu arbeiten — vielleicht zu leiden — haben. Die hier ausgesprochene Lehre beruht auf einer Antwort von Henry Olcott, welche dieser hochstehende Eingeweihte ausdrücklich auf eine an ihn gerichtete Anfrage erteilt hat.

Ich möchte, an das eben erwähnte „zu leiden haben" anknüpfend, jedem, der sich der schnelleren Entwicklung widmen will, zu bedenken geben: er wird schwerere und andauerndere Leiden zu ertragen haben, als andere, den breiten Weg der Allgemeinheit wandelnde Menschen; denn, sagt A. Besant: „der Schüler wird rasch und fast ohne Übergänge in die verschiedensten Lebenslagen und Umstände geworfen werden, um ihm die Unbeständigkeit aller äußerlichen Dinge recht tief ins Bewußtsein einzuprägen." Annie Besant, die aus eigener Erfahrung (wie alle von mir erwähnten Personen) spricht, sagt weiter darüber: „Das Leben eines Schülers ist im allgemeinen ein Leben voller Stürme und Drangsale, auf daß die Eigenschaften, die beim normalen Gange in einer langen Reihe von auf einander folgenden Leben in ihm entwickelt worden wären, zu rascher Vollendung gebracht werden.

Da bei ihm Freude und Sorge, Friede und Sturm, Ruhe und Arbeit mit reißender Geschwindigkeit auf einander folgen, so lernt er immer gleichgültiger dagegen zu werden und richtet seinen Blick mehr und mehr auf das einzig unveränderlich Reale, Wahrhafte, das stets gegenwärtig ist."

„Der Schüler begreift ferner, daß der steinige, steile Pfad, der ihn den Berg hinauf zur Höhe, direkt zum Gipfel führt, seinen Füßen nicht so leicht fallen kann, wie die wohlgebahnte,

sich langsam hinaufwindende allgemeine Landstraße. Er ist sich darüber klar, daß er in wenigen, kurzen Leben all die Karmischen Verpflichtungen abzahlt, welche sich in seiner Vergangenheit angesammelt haben, und daß die Zahlungen (das Leiden) dementsprechend schwere sein müssen."

Ganz eigentümlich ist, wie sich für den auf dieser Stufe Angelangten der Fortschritt nun oft plötzlich und ganz bewußt vollzieht; wie allmählich Kämpfe und Leiden von einem höheren Gesichtspunkte aus verstanden werden. Man lernt diese Prüfungen lieben, da man fühlt, wie eine jede einen Schritt aufwärts führt.

Selbst schweres, körperliches Leiden wird zu einer herrlichen Schule für die erwachende Seele: die Einsamkeit, zu der es uns verdammt, die Stille und Weltabgeschiedenheit, die sich uns in inneren Frieden und Verständnis des Höchsten umsetzen, werden zu einer Quelle des Glückes, vor welcher die Qual der rein körperlichen Schmerzen verstummt. Geduld und Stärke, diese beiden großen Erfordernisse für den Schüler, bilden sich während physischer Leiden besonders kraftvoll heraus.

Wahl eines Führers.

Nun kommt für den Schüler der Zeitpunkt, in welchem er sich bewußt einen „Guru", Führer, wählen muß. Unbewußt hat er ihn längst, sonst wäre sein Fortschritt nicht möglich gewesen. Iswan Charkrawarti sagt in seinem „Des Pilgrims Pfad" (eine Anleitung zur Entwicklung): „Es ist für jedermann, welcher eine weltliche Wissenschaft oder Kunst zu erlernen wünscht, notwendig, hierzu einen Lehrer zu haben; ebenso ist dies der Fall mit der Wissenschaft, welche die Erkenntnis unserer selbst und unseres Gottes zum Ziele hat.

Irgend ein mit dieser Kunst Vertrauter muß uns unterrichten. Wenn er kein vollkommener Lehrer ist, so laß ihn ein Ermahner sein. Aber niemand, der nicht praktische Erfahrung in diesem Wissen besitzt, kann uns von irgend welchem Nutzen sein."

Durch andere unserer Weisen sind wir belehrt worden, daß, wenn der Tschela (Schüler) durch jahrelange Übung und Selbstzucht dahin gelangt ist, freiwillig und bewußt seinen Astralkörper (sei es im Schlaf oder Wachen) auszusenden und das auf höheren Ebenen in Erfahrung Gebrachte in das Wachbewußtsein mitnehmen zu können, so kommt für ihn der Moment, wo er es vermag, „seinem Meister von Angesicht zu Angesicht gegenüber zu treten".

Meine Leser haben im Verlaufe dieses Buches gehört, was der Theosoph unter einem „Meister" versteht. Wer also sich nicht mehr damit begnügen kann, einem ihm in der Form des Leibes bekannten Lehrer, der bereits weiter in der Entwicklung vorgeschritten ist, zu folgen — der wird sich ein solches Ideal, einen „Mahatma", zum Guru erwählen, und, indem er selbst zwar stetig weiter arbeitet, sich von Ihm geleitet und gefördert fühlen, Ihm nachleben und an seiner Hand die Ihm zugänglichen höheren Ebenen betreten.

„Der Glaube an seinen Meister und an sich selbst, ein ruhiges, starkes Vertrauen, das nicht erschüttert werden kann, wird sich in ihm ausbilden. Er lernt in die Weisheit, Kraft nnd Liebe seines Meisters vertrauen und beginnt, die Göttlichkeit, (das siebente Grundteil,) die dem Meister alle Dinge zu unterwerfen fähig ist, in seinem eigenen Innern deutlich zu empfinden, was etwas ganz anderes ist, als nur zu sagen, daß er an sie glaube" (Annie Besant). Sinnett sagt: „Viel mehr, als man gemeinhin annimmt, wird der Neuling in der Geheimlehre durch die bloße „Zuversicht" gefördert. Die Schilderungen von Leistungen der Tschelas, welche sie auf den ersten Anfangsstufen ihrer Ausbildung durch die alleinige Kraft ihrer Zu-

versicht zu vollbringen haben, würden viele europäische Leser ungläubig aufnehmen, und, trotzdem sie in der Kirche die stets wiederkehrende Versicherung der dem Glauben innewohnenden Kraft anhören die Worte, wie den Wind, ohne bleibenden Eindruck an sich vorüber ziehen lassen.

Die Entwicklung jener geistigen Fähigkeiten, deren Ausbildung mit den höchsten Zwecken der Geheimzucht zusammenhängt, ruft, je weiter sie fortschreitet, ein gutes Teil die, noch nicht allgemein verstandenen, Naturgesetze betreffendes Wissen hervor. Dieses Wissen und die dadurch geweckte, verwendbare Kunst, gewisse Naturkräfte zu handhaben, verleiht dem Meister des Geheimwissens und selbst dessen Schülern auf einer verhältnismäßig frühen Stufe ihrer Heranbildung erstaunliche Kräfte, deren Anwendung auf Alltagsangelegenheiten zu Zeiten geradezu wunderbar scheinende Ergebnisse herbeiführt.

Vom alltäglichen Standpunkte aus ist das Erringen anscheinend wunderbarer Kraft eine dermaßen erstaunliche Leistung, daß Viele geneigt sind, den Zweck der Eingeweihten in ihrem Streben nach Wissen in der Beherrschung jener begehrten Kräfte zu suchen".

Über solchen Irrtum, bezüglich der Verwechslung von Ursache und Wirkung in diesem Falle, schreibt unser hoher Meister, Mahatma Koot-Hoomi, einmal an Sinnett, daß zwar nicht das Phänomenale und das Überzeugen der Menschen davon die Hauptsache der Geheimlehre und die Hauptaufgabe der theosophischen Gesellschaft sei — daß aber — doch hier bringe ich besser den Brief des Meisters selbst: „Ihr und Eure Mitarbeiter dürft Euch der Hoffnung hingeben, dem jetzt allgemeinen Bedürfnisse nach einer religiösen Philosophie wahrhaft solides Material liefern zu können, unbesiegbar jedem wissenschaftlichen Angriff gegenüber, weil sie selbst (diese Philosophie) das Ende, das letzte Wort der absoluten Wissenschaft ist, der Religion im höchsten Sinne dieses Wortes, da sie den

Zusammenhang des physischen Menschen mit dem psychischen Menschen enthält und von beiden mit allem, was über und unter ihnen ist.

Der Hauptzweck Eurer Gesellschaft sei daher in erster Linie: einerseits den Aberglauben auszurotten, andererseits den Skeptizismus und aus den so lange verborgen gehaltenen Quellen des ältesten Wissens die Beweise zu liefern, daß der Mensch *selbst* seine Zukunft zu gestalten und die Gewißheit eines Auflebens nach dem irdischen Tode zu erlangen vermag, wenn er es zu *wollen* versteht, und daß alle Phänomene nur Manifestationen eines *natürlichen Gesetzes sind*, *dessen Studium und Verständnis die Pflicht jedes intelligenten, denkenden Wesens sind.*"

Koot-Hoomi.

Hat der Tschela sich einmal wissentlich seinem Lehrer, Führer, „Guru", angeschlossen, erwartet er mit *Zuversicht* von ihm seine weitere Fortbildung, so ist er auf *der* Stufe angelangt, wo wir anderen, ebenfalls Suchenden, ihm keine Hilfe von Bedeutung mehr sein können. Der *Meister* wird ihn führen!

Es bleibt mir nur noch zu sagen, wie wichtig es ist, sich seiner „Schülerschaft" gegen Außenstehende nicht zu rühmen; denn, wie Sinnett es ausdrückt sowie der Tschela" oder Geheimjünger ein Tschela wird, hört er auch auf, als Zeuge zu Gunsten der Thatsächlichkeit des Geheimwissens eintreten zu können. „Ich bin," sagt Sinnett weiter, „seit meiner Bekanntschaft mit dem Gegenstande durch die Wahrnehmung überrascht worden, wie groß die Zahl solcher Tschelas (namentlich in Indien) ist. Aber es wäre nichts unwahrscheinlicher, als von einem Tschela anzunehmen, daß er gegen Uneingeweihte sich je zur Tschelaschaft bekennen würde." — So wichtig es also ist,

diese Schülerschaft geheim zu halten vor Außenstehenden, ebenso ist es von höchster Bedeutung, sich mit Gleichgesinnten, mit ebenfalls ernsthaft und kraftvoll den Pfad Suchenden zusammenzufinden, sich gegenseitig zu fördern, zu helfen.

Zu „Helfern" sind wir alle berufen; dieser früher, jener später, dieser in unserer physischen, sichtbaren Welt, jener auf einer höheren Ebene, als einer der „unsichtbaren Helfer", von denen ich hier nicht mehr sprechen kann. (Wer näheres darüber zu wissen verlangt, lese Leadbeaters „unsichtbare Helfer", trefflich übersetzt von L. Deinhard.)

Wenn ich in dieser Stufenleiter der Entwicklung zur Vollendung der werkthätigen Barmherzigkeit nicht eigens Erwähnung that, nicht angefeuert habe zu Wohlthuen und persönlicher Hilfe an Armen und Elenden, so unterblieb es, weil ich diese Seite der Entwicklung als selbstverständlich — zu dem Kapitel von „Pflicht" und „Opfer" gehörig — betrachte, eine der niedrigsten, aber notwendigsten Stufen der so schwer zu erklimmenden Leiter. Das schöne Wort in H. P. B.s „Stimme der Stille" giebt uns die ernste Mahnung: „Laß' die brennende Menschenthräne auf Dein Herz fallen und wische sie nicht ab, bis der Schmerz, welcher sie verursacht hat, gestillt ist."

Ebenso wie der Meister Jesus sagt: „Was Ihr dem Geringsten unter diesen thut, das habt Ihr mir gethan."

Und wie Er es war, wie H. P. B. trachtete, zu sein — so wollen wir durch die „Entwicklung" alle zum Gottmenschen aufsteigen, — dessen innerste Natur die „Liebe" ist!

Abschied vom Leser.

Zum Abschied von meinen Lesern möchte ich noch einmal zwei Dinge auf das Eindringlichste wiederholen: zum Ersten: Die Theosophie verlangt von niemanden ein blindes Glauben. Jeder, der es ernst meint, überzeuge sich selbst; nur der Wissende ist ein Theosoph im wahren, höchsten Sinne.

Mein A-B-C-Büchlein konnte nichts anderes, als, wie es Dr. Franz Hartmann ausdrückt, den Schlüssel zu einem verschlossenen Zimmer liefern. „Aber," sagt Hartmann, „wenn man jemanden einen Schlüssel zu einem verschlossenen Zimmer giebt, so ist er deshalb noch nicht in dem Zimmer und weiß noch nicht, wie es in demselben aussieht; der Schlüssel versetzt das Zimmer nicht in ihn hinein, wohl aber kann er sich in das Zimmer versetzen, wenn er sich die Mühe macht, damit aufzuschließen.

Kein Mensch kann sich von der Wahrheit irgend einer Sache anders überzeugen, als durch die eigene Erfahrung. Man kann von nichts mit Bestimmtheit wissen, ob es wahr oder unwahr ist, so lange man es nicht an sich selber erfahren hat."

Mein Büchlein hat keinen anderen Zweck, als den Schlüssel auszuliefern: wer Kraft und Ernst daran setzt, wird die Thüre öffnen können und dann? — Ja, dann kann ich ihm versprechen, daß er geblendet und entzückt sein wird von dem da drinnen herrschenden Glanze!

Das „Zimmer" ist nur ein Durchgang zu einer höheren Welt des Lichtes, der Herrlichkeit — der Macht!

Und zum Zweiten: Niemand verzage, den „Pfad" zu finden! — Niemand vielleicht, von all meinen Lesern, war solch ein „Weltkind", begabt mit so unbändiger, starker Begierdennatur, wie die Schreiberin dieser Zeilen, und dennoch — — — —

Doch dafür habe ich Besseren, Höheren, als mir selbst, zu danken, und mit diesem Dank, der aus tiefstem, inbrünstigstem Herzen fließt — will ich schließen.

Möchte mein Büchlein manch suchender Seele als Wegweiser dienen, dann danke ich zehn- und hundertfach!!

Ende.

Druck von Lippert & Co. (G. Pätz'sche Buchdr.), Naumburg a. S.